This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

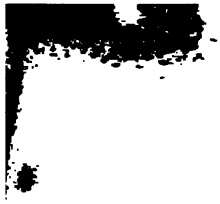
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

600086409X



Geſchichte

der

Religion Jeſu Chriſti.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgeſetzt

von

Friedrich v. Kerz.

Fortſetzung ein und zwanzigſter Band.

Mainz, 1840.

Bei Kirchheim, Schott und Thielmann.

Geſchichte

der

Religion Jeſu Chriſti.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgeſetzt

von

Friedrich v. Kerz.

Vier und dreißigſter Band.

Mainz, 1840.

Bei Kirchheim, Schott und Thielmann.

110. a. 216.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Geschichte des Oströmischen Reichs.

Seite

§. 1 — 6. Einleitung. — Erlöschung der männlichen Linie des macedonischen Hauses. — Innerer Zustand des Reiches . . . . . 1 — 6

§. 7 — 8. Romanus Argyrus, Gemahl der Zoe, ältesten Tochter Constantins IX. besteigt den Thron. — Charakter dieses Prinzen. — Völlige Zerrüttung der Finanzen gegen das Ende seiner Regierung. — Unzufriedenheit des Volkes. — Romanus wird vergiftet . . . . . 6 — 21

§. 8—15. Michael der Paphlagonier, Zoes zweiter Gemahl, folgt dem Romanus auf dem Thron. Dessen Unfähigkeit zur Regierung, er legt alle Zweige der innern und äußern Reichsverwaltung in die Hände seines Bruders, des Verschnittenen Johannes, behandelt seine Gemahlin mit Härte und Undank. — Unglücklicher Krieg mit den Bulgaren. — Verluste in Italien. — Des Kaisers geistige und körperliche Zerrüttung. — Der Feldherr Maniaces. — Michael stirbt. Edles Betragen der Kaiserin bei dem Tode desselben . 21 — 41

§. 16—19. Michael Calaphates, ein Neffe des Verschnittenen Johannes, von Zoe, wenige Tage vor dem Tode ihres Gemahls, an Kindesstatt angenommen, wird zum Kaiser gekrönt. Dessen schwarzer Undank gegen seine Wohlthäterin. — Schrecklicher Aufruhr darüber in Konstantinopel. — Calaphates wird wieder vom Thron gestürzt, Zoe aus dem Gefängniß befreit, und ihr und ihrer Schwester Theodora von dem Senat und dem Volke die Herrschaft gemeinschaftlich

Seite

übertragen. — Der entthronte Kaiser wird seiner beiden Augen beraubt und in ein Kloster eingesperrt . . . . . 41 — 4

§. 20 — 30. Um ihre Schwester Theodora von den Geschäften zu entfernen, vermählt sich Zoe zum drittenmale mit Constantin Monomachus, der, vom Patriarchen zum Kaiser gekrönt, nun die Regierung übernimmt. — Sklerena des Monomachus Geliebte. — Sonderbares, höchst ärgerliches Verhältniß des Kaisers zu seiner Gemahlin und zu Sklerena, und dieser Beiden wieder zu dem Kaiser. — Monomachus werthloser Charakter. — Zwei Empörungen gegen ihn werden unterdrückt. — Unglücklicher Krieg mit den Serviern. — Sieg zur See über die Russen. — Vierjähriger höchst verderblicher Krieg mit den Petschenegen. — Zoe stirbt. — Unglück in Italien. — Tod des Monomachus . . . . . 49 — 9

§. 31 — 32. Theodora, Zoes jüngere Schwester, besteigt den Thron von Constantinopel. Weise und wohlthätige Regierung dieser Fürstin, und deren leider nur zu frühzeitiger Tod . . . 92 — 9

Zweiter Abschnitt.

Fortsetzung der Oströmischen Geschichte.

§. 1 — 5. Durch Theodorens Tod erlischt jetzt auch die weibliche Linie des macedonischen Kaiserhauses. — Michael VI. Stratioticus. — Alter und körperliche Schwäche machen diesen Kaiser zur Regierung unfähig. — Er mißhandelt seine ersten und besten Feldherren. — Das Haus der Comnenen. — Isaak Comnenus empört sich gegen den Kaiser, schlägt das gegen ihn gesandte Heer in die Flucht und zieht vor Constantinopel. — Der Senat, den Patriarchen Cärularius an der Spitze, entsetzt Michael des Throns und läßt den Isaak zum Kaiser ausrufen, worauf Michael den Palast verläßt und in dieselbe Wohnung zurückkehrt, die er vor einem Jahre verlassen hatte . . . . . 98 —

Seite

§. 6 — 10. Edler Charakter des Kaisers Isaak. — Dessen treffliche Regierungsmethode. — Er läßt den stolzen Patriarchen Cärularius verhaften und in einem Kloster einsperren. — Isaak legt die Regierung nieder. Sein Bruder Johannes, ihm an großen Eigenschaften vollkommen gleich, weigert sich des ihm angebotenen Diadems. Isaak gibt es nun einem seiner Feldherren, Namens Constantinus Ducas, geht hierauf in ein Kloster und lebt noch über zwei Jahre in demselben, ohne je auch nur einen Augenblick seinen gethanen Schritt zu bereuen . . . . . 108 — 118

§. 11 — 15. Constantinus Ducas ein gekrönter Pedant. — Durch des Kaisers sinnloses Ersparungssystem gerathen die Armeen in gänzlichen Verfall. — Donauische Barbaren fallen in das Reich und verwüsten die Grenzprovinzen. — Constantin wird krank, und ernennt kurz vor seinem Tode seine Gemahlin Eudokia zur Regentin des Reichs und Vormünderin seiner drei Söhne, wovon jedoch nur der jüngste, Namens Michael, mehrere Jahre nachher zum Thron gelangt . . . . . 118 — 127

§. 16 — 23. Eudokia, Regentin des Reichs, vermählt sich mit Diogenes Romanus, einem Urenkel des Kaisers Romanus Argyrus. — Große Eigenschaften dieses Monarchen. — Er besiegt zweimal die Türken, wird aber im dritten Feldzug geschlagen und von den Türken gefangen. — Edles Betragen des Sultans gegen den gefangenen Kaiser. — Während der Gefangenschaft des Diogenes erregt gegen denselben Johannes, Bruder des verstorbenen Kaisers Constantin, eine allgemeine Empörung. — Sobald Diogenes auf den Grenzen ankommt, sammelt er ein kleines Heer, geht den Aufrührern entgegen, wird aber zweimal geschlagen, endlich gefangen und auf eine ausgesucht grausame Weise ermordet, und Eudokia in einem Kloster eingesperrt . . . . . 127 — 156

§. 24 — 27. Michael VII. Parapinazes. — Bodenlos schlechte und erbärmliche Regie-

Seite

rung dieses Kaisers und dessen ersten Ministers, des Pedanten Psellus. — Alle an der Donau wohnenden Völker gerathen in Bewegung. Die Türken verheeren die morgenländischen, die donauischen Barbaren die abendländischen Provinzen. — In allen Theilen des Reichs herrscht die größte Verwirrung, und mit dieser noch größeres Elend. — Zwei der vorzüglichsten Feldherrn empören sich gegen den Kaiser. — Durch einen förmlichen Rathsschluß entsetzt der Senat den Kaiser der Regierung, und ruft den vor den Thoren von Constantinopel stehenden Nicephorus Botaniates zum Kaiser aus. Michael geht in ein Kloster und wird bald darauf Bischof von Ephesus . . 156 — 168

§. 28. Nicephorus Botaniates. — Gutmüthigkeit dieses Kaisers, aber desto größere Insolenz seiner Minister. — Botaniates besiegt seine beiden Mitbewerber um den Thron; aber Hofränke zwingen die beiden Brüder Isaak und Alexius Comnenus sich zu empören. — Alexius, dem sein Bruder Isaak freiwillig das Erstgeburtsrecht abtritt, wird von dem morgenländischen Heere als Kaiser begrüßt und macht der dreijährigen Regierung des Botaniates ein Ende. Mit dem Alexius besteigt eine neue Dynastie, nämlich jene der Comnenen, den Thron von Constantinopel . . . . . 168 — 182

Dritter Abschnitt.

Geschichte Deutschlands und Italiens.

§. 1 — 5. Einleitung. — Erlöschung des sächsischen Kaiserhauses. — Verdienste desselben um das Reich. — Deutschlands Verfassung und innerer Zustand . . . . . 182 — 201

Vierter Abschnitt.

Fränkisch-Salisches Kaiserhaus.

§. 1 — 8. Vorbereitungen zu der neuen Königswahl. — Sämmtliche deutsche Nationen

Seite

sind am Rhein, zwischen Worms und Mainz, versammelt. — Wahl und Krönung Conrads II. Große Hoffnungen, die er erregt, und denen er auch seine ganze Regierung hindurch vollkommen entspricht . . . . . 201 — 221

§. 8 — 10. Conrads Verordnung, die Erblichkeit der Lehen in Deutschland betreffend . . 221 — 224

Fünfter Abschnitt.

Vereinigung Burgunds mit Deutschland.

§. 1 — 8. König Rudolph III. von Burgund glaubt sich an den mit Kaiser Heinrich II. geschlossenen Erbvertrag nicht mehr gebunden. — Conrad sammelt in der Eile ein Heer, fällt in Burgund ein und bemächtigt sich der Stadt Basel. — Die Wahrscheinlichkeit eines Krieges mit Polen und Bewegungen in Lotharingen zwingen Conrad, sich einstweilen mit Basel zu begnügen und seine Aufmerksamkeit nach Osten zu richten. — Der Tod des Herzogs von Polen macht den Besorgnissen Conrads wegen eines polnischen Krieges ein Ende, und seine unvermuthete Erscheinung in Lotharingen zwingt die beiden Herzoge, sich zu unterwerfen. — Noch mancherlei andere Wirrungen in Deutschland. — Herzog Ernst, Conrads Stiefsohn, empört sich gegen seinen Stiefvater, wird jedoch von seinen Vasallen verlassen und als Gefangener nach der Feste Gibichenstein gebracht . . . 224 — 239

§. 8 — 12. Conrad zieht mit seinem Heere nach Burgund, und unter der Vermittelung der Gisella, Conrads Gemahlin, kommt mit Rudolph ein Vergleich zu Stande, dem zu Folge die Anwartschaft auf Burgund dem Conrad zugesichert wird. — Conrad der Jüngere, Herzog von Franken, wird von dem König, seinem Vetter, des Herzogthums entsetzt. — Herzog Ernst erhält wieder seine Freiheit. — Auf einem öffentlichen Tage in Ingelheim will Conrad ihm das Herzogthum Schwaben wiedergeben, aber unter einer Bedingung, die das edle Gemüth des

Seite

Herzogs verschmäht. — Herzog Ernst wird geächtet und von den Bischöfen mit dem Banne der Kirche belegt. — Trauriges Ende dieses jungen, tapfern, eines bessern Schicksals würdigen Prinzen . . . . . 239 — 249

§. 12 — 15. Tod Königs Rudolph von Burgund. — Eudes, Graf von Champagne, Conrads Mitbewerber um die Krone von Burgund. — Viele der burgundischen Großen huldigen zu Peterlingen dem Conrad als ihrem Könige. — Conrad fällt in die Grafschaft Champagne ein und zwingt Eudes, seinen Ansprüchen auf Burgund zu entsagen. — Eudes wird wortbrüchig und will die in Burgund von ihm besetzten Städte und Schlösser nicht zurückgeben; worauf Conrad mit zwei Heeren in Burgund einrückt und sich des ganzen Königreichs bemächtiget . . . . . 249 — 257

Sechster Abschnitt.

Kriege mit den Polen, Böhmen, Liutizen und Ungarn.

§. 1 — 6. Herzog Miezislav von Polen will die deutsche Oberherrlichkeit über Polen nicht anerkennen und legt sich eigenmächtig den königlichen Titel bei. — Conrads erster, völlig erfolgloser Feldzug nach Polen. — Das ganze Land zwischen der Elbe und der Saale wird von den Feinden in eine Einöde verwandelt. — Innerer Krieg zwischen Herzog Miezislav und dessen Bruder Otto. — Miezislav wird aus Polen vertrieben, aber Otto bald darauf ermordet, worauf Miezislav wieder nach Polen zurückkehrt, und der Unruhen müde, zu Conrad nach Merseburg kommt, sich demselben unterwirft und die königlichen Insignien ablegt . . . . . 257 — 268

§. 7 — 8. Böhmische Angelegenheiten. — Herzog Oethelrick wird von Conrad seines Herzogthums entsetzt, dieses jedoch ihm bald wieder zurück gegeben. — Da aber Oethelrick den mit dem Kaiser geschlossenen Vertrag bricht, rückt unter Conrads Sohne, dem Prinzen Hein-

Seite

rich, abermals ein Heer in Böhmen ein. — Oethelrick fällt in der Schlacht und seinem Sohne Brecislav wird nun von Conrad das Herzogthum übergeben . . . . . 268 — 271

§. 8 — 9. Krieg gegen die Slaven. — Conrad setzt sich selbst an die Spitze seines Heeres. — Wunder der Tapferkeit der Deutschen und ihres Königes. — Die Slaven werden unterworfen, und wegen eines Frevels, den Einige derselben an einem Crucifix begangen, mit unmenschlicher Grausamkeit bestraft . . . 271 — 282

Siebenter Abschnitt.

Conrads erste Heerfahrt über die Alpen.

§. 1 — 6. Zustand Italiens und dessen Verhältnisse zu Deutschland. — Die Italiener tragen ihre Krone dem Herzog Wilhelm von Aquitanien an. — Die Einwohner von Pavia zerstören den in ihrer Stadt unter Heinrich II. erbauten königlichen Palast. — Heribert, Erzbischof von Mailand, begünstiget die Parthei der Deutschen in Italien und huldiget dem Conrad. — Wilhelm von Aquitanien wird von den Italienern betrogen . . . . . 282 — 298

§. 7 — 9. Conrad kommt in Italien an, Pavia schließt ihm seine Thore. Er geht hierauf nach Mailand und wird vom Erzbischofe Heribert gekrönt. — Pavia wird vergebens belagert, aber die ganze Umgegend schrecklich verwüstet. — Gedämpfter Aufruhr der Einwohner von Ravenna. — Conrad feiert das Weihnachtsfest zu Ivrea und bleibt den ganzen Winter über in dieser Stadt . . . . . 298 — 307

§. 10 — 12. Im Februar des folgenden Jahres bricht Conrad mit seinem Heere nach Rom auf. — Conrad und seine Gemahlin Gisella werden am ersten Tage des Osterfestes vom Pabst Johann XIX. gekrönt. — Schrecklicher und blutiger Aufstand der Römer gegen die Deutschen und Bestrafung der Erstern. — Der Kaiser geht nach Unteritalien. Alle Städte

Seite

öffnen ihm ihre Thore und alle longobardischen Fürsten huldigen ihm. — Auch Pavia unterwirft sich jetzt und öffnet seine Thore. — Conrad ernennt den Erzbischof von Mailand zum Statthalter von Italien und kehrt nach Deutschland zurück . . . . . 307 — 315

Achter Abschnitt.

Fortsetzung der Geschichte von Italien.

§. 1 — 5. Blutige Fehde zwischen Mailand und Lodi. — Unruhen in Unteritalien. — Pandulph IV., Fürst von Capua. — Normänner und Griechen . . . . . 315 — 323

§. 5. Kurze Uebersicht der Geschichte von Venedig . . . . . 323 — 327

Neunter Abschnitt.

Allgemeine Empörung der Valvassoren in Oberitalien.

§. 1 — 7. Verhältniß der Vasallen in Italien. — Veranlassung zu ihrer Empörung durch Erzbischof Heribert. — Die Valvassoren werden aus Mailand vertrieben. — Entstehung der Motta. — Das Carrocium. — Tod der ersten Gemahlin des Markgrafen Bonifacius, und dessen zweite Vermählung mit einer Lotharingischen Prinzessin . . . . . 327 — 343

Zehnter Abschnitt.

Conrads II. zweite Heerfahrt nach Italien.

§. 1 — 6. Des Kaisers Unzufriedenheit mit dem Betragen des Erzbischofes Heribert. — Er läßt denselben auf einem öffentlichen Tage zu Pavia gefangen nehmen. — Durch die List eines Mönchs entwischt Heribert seiner Haft. — Mailand empört sich förmlich gegen den Kaiser 343 — 354

§. 7 — 10. Mailand wird fruchtlos belagert, aber die ganze Umgegend und alle der

Seite

Stadt gehörigen Dörfer, Weiler und Schlösser schrecklich verheert. — Conrads unter den Mauern von Mailand gegebene, merkwürdige Constitution in Beziehung auf das Lehnwesen in Italien. — Sonderbare Naturerscheinung während der Belagerung von Corbetta. — Benedikt IX. belegt Heribert mit dem Banne und entsetzt ihn des Erzbisthums. — Conrad läßt drei Bischöfe ergreifen und als Gefangene nach Deutschland abführen . . . . . 354 — 364

§. 11 — 13. Conrad führt den vertriebenen Pabst Benedikt nach Rom zurück; geht hierauf nach Unteritalien, entsetzt Pandulph seines Fürstenthums und tritt dann seinen Rückweg nach Deutschland an. — Furchtbare unter dem deutschen Heere, auf dessen Rückzuge, wüthende Pest. Mehrere Glieder der kaiserlichen Familie werden ein Opfer der schrecklichen Seuche . . . . . 364 — 370

Eilfter Abschnitt.

Ende der Regierung Conrads II.

§. 1 — 3. Kränkelnd kommt Conrad in Deutschland an. Das Uebel widersteht der Kunst der Aerzte; hemmt aber nicht die Thätigkeit des Kaisers. — Er geht nach Burgund, führt dort den Gottesfrieden (Treuga Dei) ein, und läßt seinem Sohne Heinrich von den burgundischen Großen huldigen . . . . . 370 — 372

§. 3 — 4. Conrad geht nach Sachsen und bleibt den Winter über in Goslar. — Im Anfang des folgenden Jahrs begibt sich Conrad nach Nimwegen, von da nach Utrecht, wo er nach einem kurzen Krankenlager stirbt (1039. 4. Jun.) . . . . . 372 — 374

§. 4 — 9. Conrads II. Charakter und Verdienste um Deutschland. — Seine Politik in Beziehung auf Italien. — Uebersicht seiner Regierung . . . . . 374 — 382

Seite

Zwölfter Abschnitt.

Fortsetzung der Geschichte Deutschlands.

§. 1 — 3. Heinrich III. übernimmt nach seines Vaters Tod sogleich die Regierung. — Krieg mit Böhmen; die Veranlassung dazu gibt Polen. — Anarchischer Zustand dieses Reiches nach dem Tode Miezislavs. — Herzog Brecislav von Böhmen fällt in Polen ein, erobert und plündert die vornehmsten Städte und kehrt mit ungeheurer Beute nach Böhmen zurück . . . 382 — 386

§. 3 — 6. Die Polen flehen bei Heinrich um Schutz. — Brecislav's zuerst ausweichende, dann trotzige Antwort auf Heinrichs Foderungen. — Heinrich fällt mit zwei Heeren in Böhmen ein; aber das eine wird von den Böhmen völlig geschlagen, und das andere muß unverrichteter Dinge nach Hause gehen. — Heinrichs zweiter, durchaus siegreicher Feldzug in Böhmen. — Brecislav muß um Frieden bitten, Heinrich huldigen und den rückständigen Tribut bezahlen . . . . . 386 — 394

§. 6. Casimir, Miezislav's Sohn, wird von den Polen wieder auf den Thron seiner Väter gerufen. — Sonderbare Schicksale dieses Prinzen . . . . . 394 — 398

§. 7 — 10. Krieg gegen Ungarn. — Der aus seinem Lande getriebene ungarische König Peter flieht nach Deutschland und findet Schutz an Heinrichs Hofe. — Der neue ungarische König Samuel Aba fordert die Auslieferung Peters, und als diese nicht erfolgt, wagt er einen räuberischen Einfall in die deutschen Grenzen. — Heinrichs erster siegreicher Feldzug in Ungarn. — Die Feinde werden von Heinrich in zwei entscheidenden Treffen geschlagen, Heimburg, Preßburg und alles Land bis an die Gran erobert. — Heinrichs zweiter, nicht minder glorreicher Feldzug gegen die Ungarn. — Heinrich bemächtiget sich beinahe des ganzen Königreiches. Aba muß um Friede bitten, alle Kriegsun-

Seite

kosten zahlen, und zugeben, daß Deutschlands Grenzen in Ungarn hinein bis an die Leitha erweitert werden . . . . . 398 — 403

§. 10 — 13. Heinrich besucht die südlichen Länder Deutschlands. — Merkwürdiger öffentlicher Tag in Constanz. — Ein allgemeiner Landfrieden wird eingeführt. — Heinrich vermählt sich mit Agnes, Schwester des Herzogs von Aquitanien. — Die beiden Grafen von Hochburgund und Genf unterwerfen sich Heinrich und huldigen demselben . . . . . 403 — 410

§. 13 — 14. Neuer Krieg mit Ungarn. — Heinrichs glänzender Sieg an der Raab. — Er setzt den Peter wieder auf den ungarischen Thron, gibt ihm aber Ungarn blos als ein deutsches Lehen auf Lebenszeit, und empfängt von demselben den Huldigungseid . . . . . 410 — 415

§. 14 — 15. Peter wird abermals vom Thron gestürzt und Andreas, ein Sprosse des alten ungarischen Königsgeschlechtes, auf denselben erhoben. Aber Andreas erkennt die deutsche Oberhoheit, verspricht Tribut zu zahlen, und der Friede wird nicht gestört. — Durch den Uebermuth des Bischofes von Regensburg beginnen doch bald darauf neue Feindseligkeiten zwischen den Deutschen und dem König Andreas. — Heinrich rückt mit seinem Heere in das Herz von Ungarn. — Plötzliches Austreten der Flüsse und Ueberschwemmungen zwingen Heinrich zum Rückzug, auf welchem das deutsche Heer Wunder der Tapferkeit thut und alle Angriffe eines ungleich zahlreichern Heeres siegreich zurückschlägt . . 415 — 418

§. 16. Heinrich unternimmt, um diese Scharte auszuwetzen, im Jahr 1052 einen neuen Feldzug gegen Ungarn. — Glücklicher Fortgang desselben und Belagerung Preßburgs, das schon im Begriffe stand sich zu ergeben, als Pabst Leo IX. einen dauerhaften Frieden zwischen Heinrich und König Andreas von Ungarn vermittelte. — Endlicher Abschluß und Bedingnisse desselben auf dem Reichstag zu

Seite

Tribur im Jahr 1053. Oberhoheitliches Verhältniß Deutschlands zu Ungarn . . . . . 418 — 420

Dreizehnter Abschnitt.

Fortsetzung der Geschichte Italiens.

§. 1. Ruhiger Zustand Italiens bei dem Tode Conrads II. — Heinrich wird von sämmtlichen italienischen Ständen, ohne daß diese ihr Wahlrecht geltend zu machen suchen, als König anerkannt . . . . . 420 — 421

§. 2 — 4. Mailänder Händel. Die fortgesetzten Angriffe der Motta gegen Mailand hören mit Conrads II. Tod auf und Erzbischof Heriberts Staatsklugheit vermittelt einen Frieden zwischen den Valvassoren und der Stadt. — Indessen ist die Ruhe in Mailand selbst nur von kurzer Dauer. — Der Adel sucht dem Volke die während des Krieges gegen die Valvassoren erworbenen Rechte zu verkürzen, woraus ein blutiger Kampf entsteht, der mit Heriberts und des Adels Vertreibung aus der Stadt endigt. — Lanzo an der Spitze des Volkes . . . 421 — 427

§. 4 — 5. Die vertriebenen Capitani bedrängen in Verbindung mit dem gesammten italienischen Adel die Stadt bis zu dem Grade, daß Hungersnoth und Seuchen fürchterliche Verwüstungen anrichten und Lanzo genöthigt ist, Heinrichs III. Vermittlung anzusehen. — Folgen dieses Schrittes für beide Partheien. — Sowohl der Adel als das Volk befürchten, durch ein thätiges Eingreifen des deutschen Königs ihre Freiheiten zu verlieren, und schließen auf Lanzos Zureden einen, allgemeine Amnestie gewährenden Frieden (1044) . . . . . 428 — 433

§. 6. Zorn Heinrichs über diese Täuschung und den ohne Berücksichtigung seiner Interessen abgeschlossenen Frieden. — Erzbischof Heribert stirbt. — Heinrich ernennt, ohne auf der Mailänder Wahl Rücksicht zu nehmen, einen gewissen Guido zu seinem Nachfolger, und

Seite

macht sich durch diese unglückliche Wahl auf indirecte Weise der Simonie schuldig . . . . 433 — 438

§. 7. Zustand Unteritaliens, das allmählig ganz den Griechen entrissen wird und in die Hände der Normänner geräth. — Die deutschen Kaiser begünstigen das Umsichgreifen der Letztern 438 — 439

§. 8 — 9. Trauriger Zustand der Hauptstadt der Christenheit. — Sittenlosigkeit und Simonie unter dem Klerus und zwei Gegenpäbste, Benedikt IX. und Sylvester III. — Um dem Aergernisse zu steuern, bewegt der fromme Erzpriester Johannes Gratianus den Benedikt, die päbstliche Würde niederzulegen, und wird darauf selbst unter dem Namen Gregors VI. zum Pabste erwählt . . . . . 439 — 442

§. 9. Die Frömmigkeit, Gerechtigkeit und Strenge, womit der neue Pabst auftritt, erwecken ihm viele Feinde unter dem niedern römischen Adel, die den Afterpabst Sylvester III. in die Stadt zurückführen. — Auch Benedikt IX. kehrt, trotz seiner freiwilligen Abdankung, unter dem Schutze des tusculanischen Hauses nach Rom zurück, so daß nun außer dem rechtmäßigen Pabste Gregor VI. sich noch zwei Afterpäbste um den Stuhl Petri streiten . . 442 — 444

Vierzehnter Abschnitt.

Heinrichs III. erste Heerfahrt nach Italien.

§. 1 — 2. Zumeist dieser traurige Zustand der Kirche veranlaßt Heinrich III. zu seiner ersten Heerfahrt nach Italien. — Schon vor derselben setzt er den lasterhaften Erzbischof Widger von Ravenna ab, um zu zeigen, in welchem Geiste er zu handeln gesonnen sey . . . . 444 — 446

§. 3 — 4. Heinrich kommt in Italien an und wird zu Pavia von dem Erzbischof von Mailand als König von Italien gekrönt. — Seine Zusammenkunft mit dem Pabste Gregor VI. zu Piacenza und die daselbst gepflogenen kirchlichen Verhandlungen. — Concilium von

Seite

Sutri, auf welchem die Gegenpäbste Benedikt und Sylvester abgesetzt werden, und Gregor seine Würde freiwillig niederlegt. — Des Hermannus Contractus falsche Behauptungen und Rechtfertigung des Charakters dieses ehrwürdigen Kirchenoberhauptes. — Heinrichs Ankunft in Rom. — Er schlägt den Bischof Suidger von Bamberg zum Pabste vor; dieser wird unverzüglich als Clemens II. gewählt und krönt auf Weihnachten Heinrich III. zum römischen Kaiser. — Die von ihm in Rom erlassenen Beschlüsse und Verordnungen . . . . . 447 — 456

§. 5—7. Des Kaisers Zug nach Unteritalien, nach Capua und Benevent, und seine Rückkehr nach Deutschland (1047). — Kritik der italienischen Chronisten, welche ihn eines Anschlages auf das Leben des Markgrafen Bonifacius von Toscana beschuldigen. — Heinrich führt Gregor VI. nach Deutschland mit sich fort, der indessen bald stirbt, nachdem ihm Clemens II. nach neunmonatlichem Pontificat in die Ewigkeit vorausgegangen war. — Untersuchung der Frage: ob auch Clemens II. den Kaiser nach Deutschland begleitet habe und auf der Rückreise nach Italien gestorben sey? . . 456—464

§. 8—9. Nach Heinrichs Entfernung bemächtigt sich Benedikt wieder Roms und des Pontificats. — Der Kaiser ernennt auf das Ansuchen wohlgesinnter Römer (1048) den Bischof Popo von Brixen zum Pabst und gibt dem Markgrafen Bonifacius den Auftrag ihn in Rom einzuführen. — Benedikt legt freiwillig die päbstliche Würde nieder und begibt sich als Büßer in das Kloster von Grotta-Ferrara. — Aber auch der neue Pabst Damasus II. behauptet nur dreißig Tage den apostolischen Stuhl und stirbt . . . . . 464 — 467

§. 9 — 11. Die Römer schicken eine neue Gesandtschaft an den Kaiser und erbitten sich den Erzbischof Helinard von Lyon zum Pabste. — Als dieser sich jedoch weigert, ernennt Heinrich den Bischof Bruno von Toul, der als Leo IX. im Jahr 1049 vom apostolischen Stuhl Besitz

Seite

nimmt. — Sein fünfjähriges Pontificat. — Nach seinem Tode (1054) macht eine römische Gesandtschaft unter Hildebrands Leitung die kirchliche Wahlfreiheit geltend, und erbittet sich den Bischof Gebhard von Eichstädt zum Pabste, der im Jahr 1055 zu Rom gewählt wird und als Victor II. den apostolischen Stuhl besteigt. — Nähere Entwicklung des Pontificats dieser beiden Päbste in der speciellen Kirchengeschichte . . . 467 — 470

Fünfzehnter Abschnitt.

Fortsetzung der Geschichte Deutschlands. Gottfried der Bärtige, Herzog von Lotharingen.

§. 1 — 2. Stärke der königlichen Macht in Deutschland und in Folge derselben allgemeine Ruhe und Frieden, nur gestört in den westlichen Provinzen durch die verschiedenen aufrührerischen Versuche Herzog Gottfrieds von Unterlotharingen. — Ursache dieses Zwistes. — Gottfried macht nach dem Tode seines Vaters, der Herzog über ganz Lotharingen gewesen war, auch Ansprüche auf Oberlotharingen, die indessen der Kaiser nicht befriedigt. — Gottfried geht ein Bündniß mit den burgundischen Grafen, Reinhold von Hochburg und Gerhard von Genf, mit dem Grafen Balduin von Flandern und dem Markgrafen Theodorich von Holland ein und erhebt sich gegen den Kaiser. — Unglücklicher Ausgang dieser Unternehmung. — Der Herzog ergibt sich dem Kaiser und wird gefangen nach Giebichenstein abgeführt, jedoch bald von Heinrich wieder in Gnaden angenommen . . . . . 471 — 474

§. 3 — 5. Heinrich belehnt den Grafen Albrecht mit Oberlotharingen und benimmt dadurch Gottfried jede Aussicht auf dieses Herzogthum. — Die mißlungene Züchtigung des Verbündeten des Herzogs, des Markgrafen Theodorich von Holland, ermuthigt Gottfried zu einer zweiten Empörung, die aber, nach anfänglichem Glücke, einen eben so ungünstigen Ausgang nimmt, wie die erste. — Theodorich wird in einem Treffen erschlagen, und Gottfried verliert sein Herzog-

Seite

thum. — Er begibt sich mit Pabst Leo IX. nach Italien (1053). Gerhard von Lotharingen und Guntram der Reiche, die Stammväter des Habsburgisch-Lotharingisch-Oestreichischen Hauses . 474—48

§. 6—7. Mannigfache Unzufriedenheit der deutschen Fürsten mit Heinrichs strenger, gerechter Regierung, die jedoch nie in offene Empörung auszubrechen wagt. — Sein Verfahren in Vergebung der Herzogthümer, und die dadurch stets wachsende Zunahme der königlichen Gewalt. — Umgestaltung der sächsischen Verhältnisse. Das Herzogthum Sachsen wird mit dem deutschen Reiche enger verknüpft und verliert dadurch jene selbstständige Stellung, die es sich durch Bewachung der deutschen Grenzen gegen die slavischen Völker seither errungen hatte. — Erbitterung der sächsischen Fürsten gegen Heinrichs Maasregeln. — Dessenungeachtet huldigen sie sogleich dem neugebornen Heinrich IV. als ihrem Könige. — Des bayrischen Grafen Otto von Scheiern Schilderhebung gegen den dreijährigen, Baiern von dem Kaiser gegebenen Herzog. — Ob es in dem Plane der Vorsehung lag, Deutschland, nach diesem von Heinrich III. gelegten Fundamente, unter seinen Nachfolgern zu einem Weltreiche gleich dem römischen heranwachsen zu lassen? . . . . 481—48

Sechzehnter Abschnitt.

Heinrichs III. zweite Heerfahrt nach Italien und letzte Regierungsjahre.

§. 1—2. Veranlassung der zweiten Heerfahrt Heinrichs nach Italien. — Der flüchtige Herzog Gottfried von Lotharingen hatte die reiche Wittwe des verstorbenen Markgrafen Bonifacius geheirathet und war dadurch zu einem mächtigen, einflußreichen Herrn in Italien geworden. — Unbegründete Besorgnisse des Kaisers, welche sich daran knüpfen. Seine Ankunft in Italien . . . . . 489—49

§. 3—6. Ungeachtet der Versicherungen Gottfrieds, er sinne auf nichts weniger als auf Empörung gegen den Kaiser, läßt Heinrich des-

Seite

sen Gemahlin Beatrix in Gewahrsam nehmen und sucht sich ihrer Kinder zu bemächtigen. — Gottfried muß die Flucht ergreifen und sein Bruder, der Cardinal Friedrich, wird Mönch zu Monte-Cassino. — Heinrichs Wirksamkeit in Italien. Er zieht diesmal nicht nach Rom, sondern kehrt frühzeitig nach Deutschland zurück und begibt sich nach Zürich, wo er seinen fünfjährigen Sohn Heinrich mit Bertha, Tochter des Markgrafen Otto von Susa, verlobt. — Fruchtlose Unterredung des Kaisers mit König Heinrich I. von Frankreich in Chivois bei Metz. — Der Hauptzweck derselben, dem unruhigen Gottfried von Lotharingen und dem Grafen Balduin von Flandern ihren Rückhalt in Frankreich zu entziehen, wird nicht erreicht . 492—500

§. 7—8. Der Kaiser in Lotharingen, in Franken und endlich in Sachsen. — Er beruft einen großen Reichstag sämmtlicher geistlicher wie weltlicher Fürsten nach Goslar, wahrscheinlich, um die immer schwieriger werdenden Verhältnisse der slavischen Nationen zu Deutschland zu berathen und entschiedene Maasregeln vorzubereiten. — Ehe jedoch der Reichstag noch eröffnet wird, erkrankt Heinrich plötzlich und stirbt nach kaum siebentägigem Krankenlager im 39. Jahre seines Alters (5. Oktober 1056.) . 500—504

§. 9—11. Unberechenbare Folgen des frühzeitigen Hinscheidens Heinrichs III. für Deutschland. — Allgemeine Reflexionen über den Charakter, des öffentliche und Privatleben, sowie über den Einfluß dieses Kaisers auf die Kirche. 504—515

Druckfehler,

welche man den geneigten Leſer zu verbeſſern bittet.

Seite 45 Zeile 7 leſe ſie ſtatt ſich.
„ 56 „ 5 von unten l. verdorben ſt. derdorben.
„ 76 „ 3 von oben l. dieſer ſt. jener.
„ 89 „ 16 u. 17. iſt durch das zufällige Herausfallen einiger Buchſtaben aus der Form und die unrichtige Wiedereinſchiebung derſelben eine Irrung entſtanden. Man leſe alſo: „und daß er ſie ſtets ganz vorzüglich ehrte, und auf alle Weiſe ihr gefällig zu ſeyn ſuchte, iſt vielleicht das einzige Lobenswerthe ꝛc.
„ 163 „ 3 in der Note l. gemmis ſt. gemis.
„ 202 „ 1 in der Note l. war ſt. zwar.
„ 245 „ 3 von oben l. Ehe ſt. Ehre.
„ 276 „ 4 von unten l. Kriegers ſt. Krieges.
„ 332 muß das am Ende der 15. Zeile ſtehende Wörtchen: daß hinweggenommen werden.
„ 342 „ 5 von unten l. Schwiegervaters ſt. Stiefvaters.
„ — „ 2 von unten l. Stiefvater ſt. Schwiegervater.
„ 353 „ 18 l. mächtigen ſt. muthigen.
„ 373 „ 14 l. ſeyn ſt. ſein.
„ 379 „ 3 in der Note l. sandaliis ſt. sandalis.
„ 381 „ 23 l. dem Kaplan ſt. des Kaplans.
„ 385 „ 4 von oben l. aufgehäuften ſt. aufgehäufte.
„ 402 „ 16 l. bis an die Gran ſt. bis an den Gran.
„ 451 „ 15 l. gerichtet ſt. gewählt.

Des

zweiten Zeitlaufes

acht und zwanzigster Zeitraum.

Von

der Erlöschung des sächsischen Kaiserhauses 1024. bis auf Heinrich IV. und Gregor VII. 1053. *)

Erste Abtheilung.

Geschichte des oströmischen Reiches, Deutschlands und Italiens.

I.

1. Geschichte der Oströmer **). — Je

*) Als Heinrich IV. seinem Vater in der Regierung folgte, saß zwar Gregor VII. noch nicht auf dem päbstlichen Stuhl. Aber er war schon die Seele aller Verhandlungen des römischen Hofes; auch zudem Heinrich erst noch ein unter der Vormundschaft zuerst seiner Mutter, und dann der Bischöfe stehendes Kind. Der Antritt ihrer eigentlichen persönlichen Regierung, sowohl Heinrichs IV. als auch Gregors VII., kann daher, bis auf wenige Jahre, füglich als gleichzeitig betrachtet werden.

**) Quellen sind: Zonaras, Cedrenus, des Johannes Scylizes Breviarium historicum, und endlich der gleichzeitige Psellus, den die Griechen jener Zeit für ihren größten Gelehrten hielten. Seine Geschichte ist zwar bis jetzt noch nicht gedruckt worden; aber Abschriften davon findet man in mehreren

weiter wir in der Geschichte des morgenländischen Reiches fortschreiten, je mehr wir uns daher dem Untergange desselben nähern; je dichter wird auch das Dunkel, das auf derselben ruhet. Die vielen, in den Nachrichten früherer Schriftsteller vorfindlichen Lücken und Widersprüche werden von den spätern Compilatoren weder nur einigermaßen ausgefüllt, noch viel weniger gelöst. Selbst die wichtigsten Interessen der Menschheit überhaupt, wie auch des griechischen Reiches und besonders der sich jetzt um dasselbe her bildenden neuen Staaten und Völker, berühren sie auch nicht mit einer Sylbe, und gewöhnlich verliert sich unter ihrer Feder die Geschichte der Oströmer beinahe völlig in dem oft ekelhaften, stets einförmigen Detail des am byzantinischen Hofe herrschenden Wechsels von Thorheiten und Lastern, und die kurze, nicht selten nur ein paar Jahre fortlaufende Lebensgeschichte des Despoten in Constantinopel, der bald durch offenbare Empörung, bald durch die niedrigsten Künste sich auf den Thron geschwungen, ist dann die Geschichte aller dem griechischen Scepter unterworfenen Völker. — Der Mangel an talentvollen Geschichtschreibern unter den Byzantinern, und daher auch an kräftigen und lebendigen Charakterzeichnungen wenigstens solcher Männer, deren Namen durchaus der Vergessenheit entrissen zu werden verdient hätten, ist um so mehr zu bedauern, da das oströmische Reich selbst in seinem immer zunehmenden Verfall doch noch immer der Mittelpunkt einer Menge der wichtigsten Weltereignisse blieb, mithin auch mancher nicht wenig interessante Zug

Bibliotheken Italiens, besonders zu jener in Mailand. Pagi, Düfresne und noch Andere haben diese Handschriften gesehen und Auszüge daraus gemacht. Die übrigen hier einschlagenden Hülfsschriften sind dem Leser schon bekannt.

aus der thatenreichen Geschichte der neuen, sich jetzt in dem mittlern und westlichen Asien erhebenden barbarischen Völker auch in den griechischen Annalen eine die Nachwelt befriedigende Stelle hätte finden können*). — Zwar war in Wahrheit das oströmische Reich schon seit Jahrhunderten eigentlich nur innerhalb der Mauern der ungeheuern Stadt Constantinopel zu suchen; nur hier fand man wenigstens hie und da noch halb erloschene Spuren des alten Rö-

*) Wie z. B. die seldschuckischen Türken, die im Anfange dieser Periode aus Turkestan hervorbrachen und ein sehr mächtiges Reich im mittlern und westlichen Asien gründeten. So auch die verschiedenen, von einigen Seitenlinien des seldschuckischen Hauses gestifteten Sultanate, wovon einige ziemlich bedeutend waren, und besonders Rum oder Ikonium ein mächtiges Reich ward, das unstreitig die Aufmerksamkeit griechischer Geschichtschreiber auf sich zu ziehen verdient hätte. Aber die auf ihre Bildung und Ueberbildung stolzen Griechen bekümmerten sich wenig um Völker, die sie Barbaren nannten, und machen von ihnen nur dann eine oberflächliche Erwähnung, wenn sie mit ihnen in eine feindliche, gewöhnlich für sie höchst gefährliche Berührung gerathen. Den byzantinischen Geschichtschreibern schien eine Thronrevolution in Constantinopel, oder auch nur eine Hofanekdote, ungleich bedeutender und der Geschichte würdiger, als die Entstehung und allmählige Bildung von Völkern und Reichen, die doch in kurzer Zeit der Mittelpunkt der wichtigsten europäisch-asiatischen Ereignisse und Bewegungen wurden. — Des ungeheuern mongolischen Reiches gar nicht zu erwähnen, das ein paar Jahrhunderte später sich über ganz Asien, nur mit Ausnahme des südlichen Theils von Indien und des nördlichen von China, und endlich noch über einen großen Theil des nördlichen Europa erstreckte. Kurz, die Griechen kannten nichts, und wollten nichts kennen lernen, als blos die Stadt und den Hof von Constantinopel.

merreiches. Aber die Bewohner der verschiedenen, durch Charakter und Localinteressen von einander getrennten Provinzen hatten außer der Religion und der im ganzen christlichen Orient herrschenden griechischen Sprache mit den Oströmern durchaus nichts Gemeinsames, als höchstens blos den auf Beiden lastenden Druck eines sinnlosen Despotismus und daher auch eine für die Einen wie für die Andern unter den Stufen jedes Despotenthrons hervorquellende, alle Menschenwürde verleugnende Knechtschaft. Aber selbst diese scheint die tief gesunkene Nation, wenn man sie nach dem in ihren Geschichtbüchern wehenden Geiste beurtheilen will, endlich von Herzen lieb gewonnen zu haben. Freilich war unter einem Volke, das sich noch immer mit dem Namen: Römer schmückte, schon seit fünfhundert Jahren niemand mehr auch nur so frei, als es einst ein römischer Freigelassener noch unter den heidnischen Cäsaren war. Sogar die ältesten und edelsten Häuser waren jeden Augenblick den willkührlichsten und grausamsten Eingriffen in die zartesten Verhältnisse ihrer Familien ausgesetzt. Kein Band der Natur, wie der Religion war so heilig, das nicht die freche Willkühr des Beherrschers, so oft es ihm gefiel, wieder lösen konnte, und jede Existenz, selbst die ehrenvollste, hing unbedingt von der Laune der jedesmaligen Lieblinge eines Despoten ab, der oft, z. B. Constantin IX., gerade nur so viel Geist und Seele hatte, um wenigstens während seines Lebens seinen Leib gegen Fäulniß zu schützen*). Daß die Geschichte eines solchen Reiches oder Volkes besonders bei der farbenlosen Darstellung seiner Anna-

*) An Belegen zu allem diesem ist die byzantinische Geschichte auch in dieser Periode, wie der Leser sich sogleich überzeugen wird, ungemein reich und fruchtbar.

listen nicht viel Anziehendes haben, daher auch die Arbeit der neuern Geschichtschreiber nur höchst spärlich belohnen kann, dieß wird gewiß jeder unserer Leser fühlen. Man wird es uns daher auch verzeihen, wenn wir jetzt das Quantitative des uns vorliegenden, unfreundlichen Stoffes so viel möglich beschränken, die nun schnell auf einander folgenden Thronrevolutionen, die Charaktere der Kaiser und die wichtigsten Momente ihres größtentheils an Thaten, die der Aufzeichnung werth wären, ganz unfruchtbaren Lebens, nur in ihren äußersten Umrissen angeben, und so desto schneller zu der ungleich mehr glänzenden und an Ereignissen reichern Periode der Comnenen zu gelangen suchen. — Gelegentlich müssen wir jedoch noch eines Umstandes erwähnen, der, wie es scheint, beinahe völlig übersehen ward. Des großen Constantins neue Roma nämlich hatte selbst in den letzten Zeiten ihres politischen Daseyns doch das reiche, von dem alten Rom ihr überkommene Erbe noch nicht völlig vergeudet. Von der reichen Erbschaft war ihr noch immer die Kriegszucht der alten römischen Heere übrig geblieben, die, wenn gleich oft schändlich vernachlässiget und erschlafft, aber dann von kriegerischen Monarchen auf kurze Zeit wieder festgehalten, auch Barbaren oder Halbbarbaren in gewandte und geübte Truppen umschuf, die, wenn selbst nur von mittelmäßigen Feldherren angeführt, dennoch den Sieg stets an die griechischen Fahnen fesselten. Hierin möchte auch wohl der Haupterklärungsgrund zu finden seyn, wie das in sich schon so lange halb vermoderte griechische Reich trotz seiner heillosen Verfassung, seiner über allen Begriff schlechten, grundsatzlosen, tyrannischen Verwaltung, seiner unaufhörlichen kirchlichen Spaltungen und Zänkereien und einer selten unterbrochenen Reihe schwacher oder ganz elender Regenten sich gegen den

Andrang kriegerischer, von Asien und Europa aus es bestürmender Völker dennoch bis in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts erhalten, und dann selbst noch bei seinem Falle, der in zwei Welttheilen widerhallte, seinem ehemaligen kriegerischen Rufe noch ein würdiges Denkmal errichten konnte. — Wir kehren nun wieder zur eigentlichen Geschichte des oströmischen Reiches zurück, das wir bei dem Tode des unwürdigen Bruders Basilius II. in dem neunzehnten Band unserer Fortsetzung verlassen haben.

2. Romanus Argyrus. — Während eines Zeitraumes von hundert und sechzig Jahren hatte, wie wir gesehen, die macedonische Dynastie den römischen Orient und östlichen Occident beherrscht. Seit der Theilung des ungeheuern Römerreiches hatte in dem Laufe von beinahe acht Jahrhunderten noch keine Herrscherfamilie, selbst nicht das Haus Constantins des Großen, sich eine so lange Reihe von Jahren auf dem Throne von Constantinopel behauptet. Mit dem Tode Constantins IX., des letzten männlichen Sprossen der Macedonier, ging die Herrschaft auf die beiden Töchter des verstorbenen Kaisers, mithin auf die weibliche Linie über. Aber selbst noch in dem eilften Jahrhundert glaubten die, obgleich so sehr entarteten Oströmer ihr Ehrgefühl tief verletzt bei dem Anblick einer Frau, die, auf dem Throne sitzend, den fremden Gesandten Gehör geben, die Berathschlagungen und Beschlüsse des Senats leiten und sogar nicht selten an der Spitze der Heere denselben Muth, Tapferkeit und jede kriegerische Tugend einflößen sollte. Ein solches bis dahin noch nie gesehenes Schauspiel wagte man auch jetzt noch nicht vor den Augen des Volkes und der Legionen aufzuführen. Zudem traten dabei auch noch andere, nicht minder gegründete Besorgnisse ein. Man mußte nämlich befürchten, daß, da die Gesetze

der Thronfolge bisher schon so oft mit dem glücklichsten Erfolge waren verletzt worden, nun ein ungewohntes weibliches Regiment gar leicht die Veranlassung werden könnte, in der Brust irgend eines bei dem Heere beliebten, schwungsüchtigen Großen Wünsche zu einem ähnlichen Versuche zu wecken. Eine der beiden Töchter Constantins mußte sich also einen Gemahl wählen, und ihre Wahl bedingte das Glück oder Unglück, den Wohlstand oder das Elend von sechzig Millionen Seelen. — Schon am Schluße der vorigen Periode sahen wir, daß der sterbende Constantin jene Wahl nicht seinen Töchtern überließ, sondern statt ihrer nach eigener Laune wählte, daß seine Wahl auf den, obgleich längst schon durch das Sakrament der Ehe mit einer andern Gattin verbundenen Romanus Argyrus fiel, dem seiner Seits nun ebenfalls blos die Wahl zwischen Verlust seiner Augen oder der Annahme des kaiserlichen Purpurs gelassen ward; daß dieser, obgleich trauernd und tief gebeugt, das Letztere wählte, die tugendhafte Theodora aber den Antrag einer ehebrecherischen Verbindung mit Abscheu zurückwies, deren ältere, acht und vierzigjährige Schwester Zoe jedoch sich weit bereitwilliger zeigte, dem schönen, noch in der vollen Kraft männlichen Alters blühenden Argyrus ihre schon ziemlich welke Hand reichte, und als ihre Mitgabe ihm den Thron von Constantinopel zubrachte. — Auf einer so sündhaften, alle göttlichen und kirchlichen Gesetze mit Füßen tretenden Verbindung konnte kein Segen von Oben ruhen; und so begann nun auch wirklich mit Argyrus und Zoes Vermählung für die Oströmer jene ekelhafte Periode, in welcher sie auf die tiefste Stufe der Erniedrigung und völligen Nationalentwürdigung herabsanken.

3. Romanus III. mit dem Beinamen Argyrus gehörte unstreitig zu den edlern Seelen seiner Zeit.

Er besaß Tugenden, die im Schatten des Privatlebens ihn und seine Familie beglückt, auch die Achtung und den Beifall der Welt ihm erworben haben würden. Aber zum Beherrscher eines großen, jedoch im Sinken begriffenen und daher eine kräftige Hand erfordernden Reiches hatte die Natur ihn nicht bestimmt. Die Eigenschaften seines Herzens waren trefflich, aber nur höchst mittelmäßig seine intellektuellen Kräfte. Gelehrt nach dem damaligen elenden Geschmacke der Zeit, war seine Gelehrsamkeit ihm mehr hinderlich als förderlich. Indessen besaß er doch die Gabe der Mittheilung, und wenn er in dem Senat oder öffentlich zu dem Volke redete, fehlte es seiner Sprache nie an Anmuth und Würde, die in Verbindung mit der männlichen Schöne seines Aeußern, besonders in den ersten Jahren seiner Regierung, auch selten eines gewissen Eindrucks auf die Gemüther verfehlten. Nur Schade, daß der wissenschaftliche Balast, mit dem er sein Gedächtniß beschwert hatte, besonders bei dem vielen, ihm deßwegen gestreuten Weihrauch ihn immer eitler machte, und endlich ein ganz maßlos stolzes Selbstvertrauen in ihm erzeugte. Er glaubte Alles in Allem zu seyn: großer Regent, Staatsmann, Gesetzgeber, Gelehrter und endlich auch und zwar zu seinem größten Unglück ein talentvoller, alle seine Vorfahren weit überragender Feldherr. Gleich in den ersten Tagen seiner Thronbesteigung schwindelte ihm schon der Kopf; denn er äußerte sich gegen seine Umgebungen, daß er nur die größten der ehemaligen Cäsaren, einen Augustus, Mark Aurel ꝛc. zu seinen Vorbildern wählen werde. Trotz aller seiner Gelehrsamkeit ahnete er nicht, daß die Zeiten der Trajane längst vorüber wären, und daß er nicht den auch unter den ersten Cäsaren noch so kräftigen, ungeheuern römischen Riesenkörper, sondern blos dessen verstüm-

melten, ſchon halb entſeelten Cadaver zu beherrſchen habe. Wirklich hätte Romanus ſehr gerne recht viel Großes gethan; nur fehlte es ihm an Einſicht, das wahre Große zu erkennen und an Beſonnenheit und Energie, es auszuführen*). Den Anfang ſeiner Regierung bezeichnete jedoch eine über alle Stände und Claſſen ſeiner Unterthanen ſich verbreitende Milde. Es hatte das Anſehen, als wenn er in der That die Zeiten

*) Am beſten, obgleich nur in wenigen, aber ſehr ſtarken und treffenden Zügen, hat dieſen Kaiſer der gelehrte Pſellus gezeichnet. Dieſer hatte ihn perſönlich gekannt, auch öftere Unterredungen mit demſelben gehabt. Erat vir, ſagt Pſellus, etiam Graecis educatus literis, eaque praeditus eruditione, quanto ex Italorum libris pendet atque doctrinis. Eratque imperator tum lingua vehemens, tum eloquio venustior, statura heros, vultuque et specie vere imperio digna. Longe plura se aestimabat scire, quam sciret, cum imperium suum priscis illis Antonino, Marcoque philosopho atque Augusto simile vellet reddere; duobus his dabat operam, literarum scilicet studio, armorumque curae. At vero neutrius partis plane rudis erat: literas tantum callebat, quantum procul a profundo et superficie temperat. — — Nun macht Pſellus auch noch eine kurze Beſchreibung von den damaligen griechiſchen Gelehrten und ihrer Wiſſenſchaft. Paucos ea aetas tulit eruditos, eosque hactenus disciplinis institutos, ut Aristotelis vestibula salutassent, ac Platonica solum symbola memoriter recitarent, eorum quae eruditiora essent scirent nihil. — — Quamobrem cum exactum judicium deesset, horum calculi semper falsi erant. Frequenter nostris ex oraculis divinisque scripturis quaestiones proponebantur, pleraque tamen dubia insoluta manebant. — Dem Pſellus zu Folge beſtand alſo die ganze Gelehrſamkeit der Griechen, ſeiner Zeitgenoſſen, in ſchalem Wortkram, und einer die Köpfe nur noch mehr verwirrenden ſpizfindigen Dialektik.

der Antonine wieder zurückführen wollte. Hierin durfte er nur dem Zuge seines Herzens folgen, und da ihm alle Mittel zum Wohlthun im Ueberfluß zu Gebote standen; so bedurfte es dabei keiner besondern Anstrengung oder Thätigkeit der Verstandeskräfte. Alle mit Recht oder Unrecht unter der vorigen Regierung Verbannten wurden demnach zurückberufen, deren confiscirte Güter ihnen wieder zurückgegeben, im ganzen Reiche die Thüren aller Schuldengefängnisse geöffnet und die Schulden der darin Gefangenen von dem Kaiser bezahlt. Wer wegen rückständigen Steuern und Zahlungsunfähigkeit eingesperrt war, dem erließ er die Schuld und setzte ihn in Freiheit*). Eben so wurden mehrere Tausende alter Soldaten, die schon seit langer Zeit in der Gefangenschaft der Petschenegen oder Sarazenen schmachteten, von ihm losgekauft und ihren Familien wieder geschenkt. Was aber bei dem Volke den meisten Jubel erregte, war, daß er auch das so ungerechte, drückende, allen Ständen gehässige Allelegyon**) wieder aufhob. — Nicht minder empfanden auch Kirchen und Klöster die Wirkungen der Freigebigkeit des neuen Kaisers. Unter dem durchaus kriegerischen Regiment des Basilius, so wie unter der ausschwei-

*) Publica debita dimisit, privata persolvit. *Cedren.*

**) Allelegyon nannte man jenes von Basil II. eingeführte Steuersystem, dem zu Folge jede Provinz für die Zahlung der Abgaben aller Einwohner solidarisch verbindlich gemacht war, so daß, je nachdem es mehr oder weniger Arme in einer Provinz gab, ein auch nur mittelmäßig Wohlhabender die Steuern für zehn oder auch zwanzig Andere bezahlen mußte. Hätte dieses unnatürliche System noch länger bestanden, so hätten bei zunehmender Zahl der Zahlungsunfähigen bald auch alle übrigen Einwohner zahlungsunfähig werden müssen.

send verschwenderischen Regierung des Constantins hatte man auch der Klöster und Kirchen nicht geschont, sie mit schweren Abgaben belastet, viele ihrer Güter unter allerlei Vorwänden eingezogen, die auf den öffentlichen Schatz ihnen angewiesenen Gelder nicht mehr ausgezahlt; kurz, man hatte sie so sehr ausgesaugt, daß viele dieser frommen Institute völlig verarmt waren, und sogar von dem Clerus in Constantinopel ein großer Theil nicht mehr wußte, woher er auch nur den allernothwendigsten Unterhalt nehmen sollte. — Unter Romanus lebten nun Kirchen und Klöster auf das neue wieder auf. Da er den Nutzen frommer klösterlichen Institute einsah, glaubte er seiner Freigebigkeit gegen sie keine Grenzen setzen zu müssen. Aber nun trat das entgegengesetzte Extrem ein. Bald überstiegen die Einkünfte des Clerus bei weitem dessen Bedürfnisse, und aus armen Klöstern wurden grundreiche Abteien. Man vergaß, daß unmäßiger Reichthum für die Geistlichkeit überhaupt und besonders für fromme Mönche gerade die größte und gefährlichste Klippe sey. Die Folgen blieben nicht lange aus. Der allzugroße Luxus des Clerus erzeugte Aergerniß; aus mehreren Klöstern verschwanden Zucht und Ordnung nebst allen übrigen klösterlichen Tugenden, die nun einem freien, üppigen, die Mönche ihrer wahren Bestimmung entrückenden Wohlleben Platz machten.

4. Man sollte glauben, so viele Herzensgüte hätte dem Romanus die Liebe aller Klassen seiner Unterthanen zuziehen müssen. Aber leider war dies nicht der Fall. Es fehlte ihm an Besonnenheit, an Energie und strenger Consequenz im Handeln. Dadurch sank er in der Achtung seiner Großen. Sie deuteten seine Milde als Charakterschwäche; und schon im ersten Jahre seiner Regierung entspann

sich eine Verschwörung gegen ihn, in die sehr viele der angesehensten Personen, und, was hier von Bedeutung zu seyn scheint, selbst verdienstvolle Männer verwickelt waren. Die Verschwörung ward zwar entdeckt; aber die Schonung, mit welcher Romanus die Schuldigen bestrafte, reizte nur zu neuen ähnlichen Versuchen, die jedoch, weil abermals bei Zeiten entdeckt und nun mit ungleich größerer Strenge bestraft, die unruhigen neuerungssüchtigen Großen zur Besinnung brachten, und, wie es scheint, nun den Thron des Romanus nur um so mehr befestigten. — Theodora lebte zurückgezogen und alles Einflusses beraubt in dem Palaste von Constantinopel. Aber demungeachtet war sie ihrer Schwester doch noch immer zur Last. Leichtsinn, Wollust, überhaupt Hang zum Vergnügen und daher Trägheit zu jeder ernstern Beschäftigung, machten die Grundzüge in Zoes Charakter aus, der nur zu sehr mit jenem der frommen Theodora contrastirte, deren Eingezogenheit, Sittsamkeit und stille Tugend der Schwester gleichsam einen Spiegel vorhielten, aus welchem ihre eigene Gestalt nichts weniger als sehr glänzend hervortrat. Um dieses unangenehme Gefühl sich zu ersparen, wollte sie nun um jeden Preis ihrer Schwester los werden. Die Erreichung dieses Zweckes erleichterten ihr nun die entdeckten Verschwörungen, in die sie auf alle Weise die Theodora zu verwickeln suchte, und obgleich bei der strengsten Untersuchung auch nicht ein Schein von Theodorens Theilnahme an der Verschwörung gefunden ward, auch selbst alle Aussagen der Schuldigen für ihre Unschuld zeugten, ward sie doch aus dem Palaste entfernt und nach einem ziemlich weit von Constantinopel entfernten Landhause verwiesen. Daß Romanus hierzu seine Einwilligung gab, war nicht Folge einer schwachen Nachgiebigkeit

gegen den Willen der Kaiserin, sondern eines eigenen geheimen Grolls gegen die Schuldlose, der er noch immer zürnte, daß sie, die er ungleich lieber als Zoe zu seiner Gemahlin gewählt hätte, seine Hand an dem Sterbebette ihres Vaters auf eine für ihn so demüthigende Weise verschmäht hatte.

5. Die Siege des Nicephorus, Tzimisces und Basilius hatten den römischen Waffen wieder ihren ehemaligen Glanz gegeben, sie zum Schrecken aller benachbarten Völker gemacht. Gegen das Ende der kurzen und schwachen Regierung Constantins faßten die Sarazenen auf das neue Muth und erlaubten sich einige Streifzüge in den, den Römern seit Nicephorus Zeiten gehörenden Antheil von Syrien. Aber noch verheerender wurden ihre Einfälle unter Romanus. Sie streiften mit beispielloser Kühnheit bis nahe an Antiochien, schlugen den griechischen Statthalter, der ihnen entgegen gerückt war, in die Flucht, verfolgten ihn bis Antiochien, und bemächtigten sich einer ganz nahe an den Thoren der Stadt liegenden, dieselbe völlig beherrschenden Burg, in der sie eine starke Besatzung zurückließen, die nun die ganze weit umherliegende Gegend unsicher machte. Eine solche dem bisherigen römischen Waffenruhm zugefügte Schmach durfte nicht ungestraft bleiben. Ein zahlreiches und aus den besten Truppen des Reiches bestehendes Heer ward unverzüglich zusammengezogen, ungeheure Vorräthe von Waffen, Maschinen und andern Kriegsbedürfnißen herbeigeschafft, und überhaupt die Kriegsrüstungen mit eben so vielem Verstand als Thätigkeit betrieben. Aber nun hatte Romanus den unseligen Einfall, sich selbst an die Spitze des Heeres zu stellen. — Schon das Gerücht von den ausserordentlichen Rüstungen der Römer hatte die Sarazenen so sehr geschreckt, daß sie eine Gesandt-

schaft an den Kaiser ordneten und um Frieden bitten ließen. Romanus stand noch auf römischem Gebiete, als die Gesandten in seinem Lager ankamen. Sie versprachen den schon von Nicephorus ihnen auferlegten jährlichen Tribut sammt allen Rückständen zu bezahlen, die römische Oberherrschaft auf das neue anzuerkennen, die Burg von Antiochien und noch einige andere den Römern in Syrien entrissenen Plätze wieder zurückzugeben und in Zukunft sich als treue und folgsame Bundesgenossen des Kaisers ihres Oberherrn zu betragen. Die erfahrensten Feldherren, die schon mehreren syrischen Feldzügen beigewohnt hatten, und die Gefahren und Schwierigkeiten derselben kannten, riethen ihm dringend, diese Demüthigung der Sarazenen sich gefallen zu lassen, und unter so vortheilhaften Bedingungen ihnen den Frieden zu geben. Aber Romanus, der, stolz auf sein zahlreiches, wohl geübtes Heer, sich schon im Siegerkranz erblickte, und nicht anders als mit syrischen Lorbeern gekrönt, im Triumphe in Constantinopel einziehen wollte, verwarf trotzig alle ihm gemachten Vorschläge Nur um so rascher rückte er jetzt vor. Aber des Krieges, wie der Localitäten unkundig, waren seine Marschlinien so übel gewählt, daß er sich auf einmal von den zahlreichen Feinden, besonders von arabischen Reitern von allen Seiten umringt sah. Auf ihren flüchtigen Rossen näherten sie sich eben so schnell dem römischen Heere, als sie sich wieder von demselben entfernten, schnitten ihm die Zufuhren ab, beunruhigten es Tag und Nacht, vernichteten endlich einen bedeutenden römischen Heerhaufen, der zur Bedeckung der Fouragirenden war ausgesandt worden, und zwangen endlich den Kaiser in seinem Lager zwei Stunden von Aleppo sich zu verschanzen. Aber Mangel an Lebensmitteln und besonders an Wasser, das bei der unerträglichen

Hitze das größte Bedürfniß war, nöthigten ihn auch hier bald zum Rückzug; bevor er jedoch dieſen antreten konnte, ward das Lager plötzlich von den Feinden angegriffen, erſtürmt, das an das glühende Klima nicht gewöhnte, vor Durſt völlig entkräftete Heer in die Flucht geſchlagen, und alles Gepäcke, ſelbſt das koſtbare kaiſerliche Feldgeräthe erobert. Nur mit Mühe entrann der Kaiſer dem Tod oder der Gefangenſchaft, eilte nach Antiochien, blieb aber auch da nicht lange, und glaubte ſich erſt in Sicherheit, als er die Grenzen Cappadociens erreicht hatte. — Daß dieſer unglückliche Feldzug blos Folge der Ungeſchicklichkeit des Kaiſers war, bewies gleich darauf ein bis dahin ganz unbekannter Befehlshaber einer kleinen Burg. Er hieß Maniaces, kannte ſehr gut der Araber Art Krieg zu führen, überfiel einen zahlreichen, die im römiſchen Lager gemachte Beute bedeckenden feindlichen Haufen, richtete eine große Niederlage unter demſelben an, und nahm ihm die ganze Beute ab. Auf zwei hundert und zwanzig Laſtthieren gepackt, ſchickte er dem Kaiſer ſein koſtbares Feldgeräthe zurück, und um den niedergeſchlagenen Monarchen etwas zu beluſtigen, zugleich auch einen großen Sack voll abgeſchnittener Naſen und Ohren erſchlagener Araber. Zum Lohn dieſer unter den damaligen Umſtänden nicht wenig glänzenden Waffenthat erhielt Maniaces von dem Kaiſer die Oberbefehlshaberſtelle in allen am Obertigris liegenden Provinzen.

6. Das Verlangen nach Heldenruf hatte ſich nun bei dem Kaiſer auf einmal gelegt. Aber deſto glücklicher war er jetzt in der Wahl ſeiner Generäle, zum Theile gebildet in der Schule des Tzimisces und Baſilius II. Die Sarazenen wurden am Tigris wie am Euphrat geſchlagen, das damals ſo reiche

und bevölkerte Edessa nebst mehreren andern Städten erobert. Die Emirs von Tripoli und Aleppo mußten sich unterwerfen und zu einem jährlichen Tribut verstehen. Endlich ward auch der fatimitische Kaliph von Aegypten gedemüthiget, seine Flotte in einem blutigen Treffen bei Alexandria geschlagen, ein Theil der Schiffe verbrannt, der andere von den Römern genommen, und im Triumphe in den Hafen von Constantinopel gebracht. — Seit seinem schmachvollen Feldzug war Romanus in Tiefsinn und eine Art Schwermuth verfallen. Diese wurden jetzt durch die Siege seiner Feldherren noch vermehrt, indem das Gefühl seiner eigenen kriegerischen Unbedeutenheit eben dadurch immer noch lebendiger und peinlicher in ihm werden mußte. Um seinen düstern Ideen einen Ableiter zu verschaffen, fing Romanus an zu bauen. Aber bald ward auch Bauluſt bei ihm eine wahre Leidenschaft. Auf sein Geheiß erhoben sich in und um Constantinopel und zum Theil unter der eigenen Aufsicht und Leitung des Kaisers eine Menge prächtiger Gebäude, und nicht selten geschah es jetzt, daß er oft Meisterwerke der Baukunst, die sich schon ihrer Vollendung naheten, plötzlich wieder einreißen ließ, entweder weil er etwas Fehlerhaftes bemerkt zu haben glaubte, oder seine Laune ihnen eine andere noch schönere Form zu geben wünschte. Diese Liebhaberei des Kaisers ward jedoch nach und nach eine wahre Pest für seine Unterthanen. Ungeheure Summen waren dazu erfoderlich, und als diese der kaiserliche Schatz nicht mehr liefern konnte, wurden Steuern, Zölle und alle Arten der Abgaben erhöhet, durch die härtesten Mittel Geld von den Unterthanen erpreßt, und so milde und segenvoll für das Volk der Anfang der Regierung des Romanus war, so hart, drückend und aussaugend ward das Ende derselben. Laut murrte und klagte zwar das Volk,

verwünschte auch den Kaiser, dessen Bauwuth und Bauleute. Aber die vielen von den Feldherren des Kaisers einlaufenden Siegesnachrichten verhinderten jeden Ausbruch des öffentlichen Unwillens, und unter dem Jubel der öftern Siegesfeste vergaß das Volk nur gar zu leicht sein gegenwärtiges Elend. Von Verschwörungen ward demnach nichts gehört. Man war an den Kaiser und dessen Regierungsart gewöhnt, und wenn dem Romanus jetzt dennoch einige Gefahr zu drohen schien; so waren es nur einige schwache trübe Wolken, die völlig zu verscheuchen ihm ein Leichtes gewesen wäre.

7. Ein gemeiner ganz obscurer Paphlagonier, Namens Michael, der einige Zeit das Geschäft eines Geldwechslers oder Geldmäcklers, und wie es scheint, nicht mit sehr großem Segen getrieben, hatte sich in die untere Hofdienerschaft einzuschleichen gewußt. Der Mensch hatte ein gefälliges Aeußere, eine blühende Gesichtsfarbe, einen hohen und schlanken Wuchs. Unter der zahlreichen, einem kleinen Heere ähnlichen Hoffamulistik blieb der Paphlagonier lange Zeit unbeachtet. Aber endlich bemerkte ihn die Kaiserin, fand Wohlgefallen an ihm, und erhob ihn schnell von einer Stufe zur andern bis zu der bedeutenden Stelle ihres obersten Kämmerlings. Michaels schnelle Beförderung, und Zoes immer sichtbarer werdende Zuneigung zu demselben, konnten nicht lange unbemerkt bleiben. Mancherlei, die Ehre des Kaisers und der Kaiserin verletzende Gerüchte kamen in Umlauf und gelangten endlich selbst zu den Ohren des Kaisers. Nichts hatte Romanus sehnlicher gewünscht, als Nachkommenschaft zu haben. In seinem ganzen Reiche waren deßwegen einige Zeit öffentliche Gebete angeordnet worden, während auch zu der Kunst und den Erfahrungen der Aerzte

seine Gemahlin ihre Zuflucht hatte nehmen müssen*). Als Romanus endlich sah, daß der Himmel seinen und seines Volkes auf höhern Befehl angestellten Gebeten verschlossen blieb und auch die Aerzte alle ihre Künste fruchtlos erschöpft hatten, trat zwischen ihm und seiner Gemahlin eine Kälte ein, die ganz nahe an Abneigung und Widerwillen hinzustreifen schien. Es ist sehr begreiflich, daß ein längst schon völlig verblühtes, ziemlich buhlerisches Weib, dem es so sehr an Geist und Herz, wie an jedem körperlichen Reitze und weiblicher Zartheit gebrach, und die nicht einmal seinen heißen Wunsch, Vater zu werden, zu erfüllen im Stande war, auch nicht das mindeste Anziehende für ihn haben konnte. Die Entdeckung einer Untreue seiner Gemahlin machte daher wenig oder gar keinen Eindruck auf ihn. Er begnügte sich ihr einige gelinde Verweise zu geben, und schien dann bei den schwachen Entschuldigungen, die sie vorbrachte, sich vollkommen zu beruhigen, vielleicht aus Kälte und Gleichgültigkeit gegen seine Gemahlin, vielleicht auch zum Theil aus Dankbarkeit, und weil er Zoes Temperament kannte, und von einem sträflichen Verhältniß, wenn dasselbe auch wirklich zwischen ihr und dem Paphlagonier statt hätte, doch wenigstens bei Zoes sehr vorgerücktem

*) So heiß war des Kaisers Wunsch, Nachkommen zu haben, daß er sogar alle Mittel, die nur immer der Aberglaube seiner Zeit ihm darbieten konnte, gebrauchte. Seine Gemahlin mußte eine Menge gewisser kleiner Steinchen oder Perlen, die, dem gemeinen Wahn zu Folge, die Schwangerschaft befördern konnten, anhängen, endlich auch allerlei Beschwörungen und Zauberformeln über sich aussprechen lassen. — Unctionibus quibusdam utendo, et conjugi lapillos appendendo, ac ne a carminibus quidem et incantationibus abhorrente, sagt Zonaras.

Alter keine offenkundig werdende scandalösen Folgen zu befürchten wären. Romanus gestattete also, daß der Paphlagonier, als Zoes erster Kämmerling, auch noch ferner derselben nächste Umgebung bildete. — Wahrscheinlich war es des Kaisers natürliche Gutmüthigkeit, die ihn nicht ahnen ließ, welcher Frevel ein leidenschaftlich verirrtes, daher schon tief gesunkenes Weib noch ferner fähig sey. Leider mußte er nun bald selbst ein abermaliger Beleg zu dem römischen Rechtsgrundsatz werden, daß nämlich aus einer Ehebrecherin gewöhnlich auch eine Giftmischerin werde. Er erhielt von der verruchten Hand eines unbekannten Mörders ein langsam wirkendes Gift. Romanus fing an zu kränkeln. Zusehends schwanden seine Kräfte. Die Haare fielen ihm aus, und alle Zeichen eines in seinen Eingeweiden wüthenden, seinen Organismus zerstörenden Giftes wurden immer sichtbarer. Indessen gab der Kaiser, seines wahren Zustandes unbewußt, sich folgsam den Verordnungen seiner Aerzte hin, die, obgleich das Uebel sich gegen alle ihre Bemühungen widerspenstig zeigte, dennoch in dem Monarchen die Hoffnung baldiger Genesung zu unterhalten wußten. Aber desto bälder war jetzt die Geduld derer, die den Tod des Kaisers verlangten, erschöpft, besonders des Verschnittenen Johannes, der wahrscheinlich, ja wohl offenbar die Seele der ganzen teuflischen Intrigue war, seinen Bruder, den Paphlagonier, an Zoe und diese an jenen verkuppelt, den Giftbecher gemischt und dem unglücklichen Kaiser auch denselben gereicht hatte. Um also schneller zum Ziel zu gelangen, wählte man den nächsten kürzesten Weg; und als Romanus auf Geheiß der Aerzte am Gründonnerstag des Jahres 1034 sich gegen Abend in ein Bad begab, hielten ihm zwei aus seiner Dienerschaft erkaufte Schurken den Kopf so lange unter dem Wasser, bis er erstickte. Als man ihn

wieder in sein Schlafgemach zurücktrug, war er zwar noch nicht ganz todt, verschied jedoch einige Augenblicke darauf. — Er hatte fünf Jahre und sechs Monate geherrscht*).

---

*) So erzählen wenigstens Zonaras und Cedrenus diese Geschichte. Bekanntlich gehört der Letztere nicht gerade zu den zuverläßigsten Geschichtschreibern. Bemerken müssen wir daher, daß Psellus ausdrücklich sagt, die ganze Vergiftungs- und Ermordungsgeschichte beruhe auf einem bloßen Gerüchte, man habe darüber keine Beweise, und auch ihm sey die Sache unbekannt (se id ignorare). — Man sieht von selbst ein, wie leicht und schnell in einer so großen und längst schon an die größten Frevel seiner Regierungen gewöhnten Stadt, wie Constantinopel, besonders bei der ungeheuern Anzahl der darin lebenden, nur nach Neuigkeiten und scandalösen Geschichten haschenden Müßiggänger, ein solches oder ähnliches Gerücht entstehen konnte. Indessen muß man aber doch bei allem dem gestehen, daß Michaels Betragen, wie man sogleich sehen wird, als er den Thron bestiegen: seine langen ununterbrochenen Bußübungen, seine bisweilen in Verzweiflung übergehende Reue ꝛc. ꝛc., offenbar auf ein schreckliches von ihm begangenes Verbrechen hindeuten. Aber dadurch wird jedoch noch lange nicht erwiesen, daß auch die Kaiserin an der Ermordung ihres Gemahls Theil gehabt. Zoe war zwar ein leichtsinniges, wollüstiges, aber im Ganzen genommen auch ziemlich gutmüthiges, mitleidiges und zum Verzeihen geneigtes Weib. Mit ihrer leidenschaftlichen Thorheit gegen den Paphlagonier bekannt, konnten dieser und sein vor keinem Verbrechen zurückschreckender Bruder den Mordanschlag gefaßt und ausgeführt haben, ohne der Kaiserin, bevor derselbe vollbracht war, nur das Mindeste davon zu entdecken. Auf Strafloſigkeit konnten sie, wenn die That geschehen war, immer mit Sicherheit zählen. Schwerlich möchte Zoe vom Ehebruch, aber höchst wahrscheinlich von der Ermordung ihres Gemahls freigesprochen werden können. — Daß der ruchlose Johannes nach-

her, weil es seinem Interesse zusagte, die Kaiserin bei seinem Bruder einer Mitwissenschaft an der an dem Romanus begangenen That beschuldigte, dies beweißt nichts; denn von einem, von ihm selbst ersonnenen und auch vollbrachten Bubenstück die Schuld auf einen Andern zu wälzen, war für den elenden Verschnittenen, aus dessen Mund nie ein Hauch der Wahrheit hervorging, nur eine Kleinigkeit.

8. Noch in derselben Stunde des Hinscheidens ihres Gemahls schmückte schon Zoe, abermals auf den Rath des Johannes, dessen Bruder, den Paphlagonier Michael, mit dem kaiserlichen Purpur, setzte ihn neben sich auf den Thron, und erklärte sämmtlichen Bewohnern des Palastes, daß sie Michael zu ihrem Gemahl gewählt und dieser nunmehr ihr Herr und Gebieter sey. Eben so eilig ward jetzt auch der Patriarch Alexis nach dem Palast beschieden. Er glaubte, es geschehe auf Befehl des Romanus, eilte daher, dem Ruf desselben zu folgen, und kam um Mitternacht in der kaiserlichen Burg an. Mit großer Bestürzung vernahm er jetzt den Tod des Romanus; ward aber noch mehr betroffen, als er den Michael auf dem Thron erblickte, und Zoe ihm gebot, sogleich die Trauung zu verrichten. Alexis machte sehr gegründete Einwendungen; aber ein Geschenk von fünfzig Pfund Gold und eine eben so große Summe, welche auch für dessen Geistlichkeit der Verschnittene Johannes noch hinzufügte, benahmen dem Patriarchen schnell alle Zweifel, und nun zögerte er keinen Augenblick mehr, dieser fluchwürdigen Verbindung seinen priesterlichen Segen zu ertheilen. — Früh am Morgen des folgenden Tages ward alles Volk nach dem Platz Constantins des Großen beschieden. Hier machte ihm der Präfekt von Constantinopel den Tod des Romanus, Zoes

Vermählung mit Michael und dessen Erhebung auf den Kaiserthron bekannt; und ohne Murren, ja ohne daß auch nur ein Laut der Mißbilligung oder des Unwillens gehört ward, huldigte nun frohlockend dasselbe Volk, das sich noch immer das Römische nannte, einem ehemaligen obscuren, ganz gemeinen Geldmäckler als seinem nunmehrigen Kaiser und Oberherrn. Auch aus den Provinzen, denen sogleich durch Eilboten die Thronbesteigung Michaels bekannt gemacht ward, kamen ebenfalls nur die schmeichelhaftesten Glückwünsche für Zoe und ihren neuen Gemahl, nebst den knechtischsten Versicherungen von unverbrüchlicher Treue und Ergebenheit bei Hofe an. Nur der Patricier Delassenus, der auf seinen Gütern in Kleinarmenien lebte, fühlte die der Römerwelt angethane Schmach, und in einer Aufwallung gerechten Unwillens entfuhren ihm einige Aeußerungen, für die er, da sie dem Verschnittenen Johannes sogleich hinterbracht wurden, mehrere Jahre in einem Kerker in Constantinopel büßen mußte.

9. Michael IV. der Paphlagonier. — Kaum hatte der Kaiserin bisheriger Kämmerling den Thron bestiegen, als Niemand in seinen Erwartungen sich so sehr getäuscht fand, als Zoe in den ihrigen. Michael war jetzt nicht mehr der ehemalige zärtliche Liebhaber. Bei der ganzen höllischen Intrigue war er blos ein beinahe willenloses Werkzeug in den Händen des Verschnittenen gewesen, der nur deßwegen seinem Bruder zum Throne zu verhelfen suchte, um sich selbst der Herrschaft zu bemächtigen. Eigentlich gehörte Michael zu jenen Menschen, die nichts Uebeles thun, weil es ihnen an Kraft dazu gebricht. Von Natur aus wohl gesinnt, lag auch nicht ein Zug von Stolz und Herrschsucht in seiner Seele; aber ohne alle geistige Kraft war er gut

aus Schwäche, bescheiden und folgsam aus Furcht, unentschlossen und willenlos aus Mangel an Charakter, und mithin abhängig von jedem, der frech genug war, sich ihm zum Führer und Rathgeber aufzudringen. — Ein so außerordentlicher, alle bisherigen gedenkbaren Verhältnisse übersteigender, einen ganz obscuren Menschen aus dem tiefsten Staube plötzlich auf den Thron erhebender Glückswechsel wird auf einen solchen einen ganz eigenen, mächtigen, jedoch dessen Individualität entsprechenden Eindruck hervorbringen. Auch auf Michael verfehlte dessen Thronerhebung nicht dieselbe Wirkung. Sein bisher schlummerndes Gewissen fing nämlich jetzt an, plötzlich zu erwachen. Die schrecklichen Frevel, wodurch er zur Krone gelangt war, drängten sich in ihrer scheuslichsten Gestalt vor seine ohnehin so leicht zu ängstigende Seele. Die furchtbaren Gewissensbisse, die ihn Tag und Nacht quälten, zerrütteten immer mehr und mehr seinen Geist, dessen leidender Zustand nun nicht minder zerstörend auch auf seinen Körper zurückwirkte. Michael bekam jetzt öftere Anfälle von fallender Sucht, die bisweilen so heftig waren, daß er sich selbst dem Anblick seiner Gemahlin entzog. An seinem Throne, sowohl im Thronsaale des Palastes, als auch auf dem Circus mußten Vorhänge angebracht werden, die, sobald die Nebenstehenden auf seinem Gesichte Spuren des nahenden Uebels bemerkten, sogleich herabgelassen wurden, um den Monarchen nicht dem zweideutigen Mitleiden oder gar der Verachtung der Menge preiszugeben. Statt also, wie Zoe gehofft hatte, einen ihr völlig ergebenen, feurigen Liebhaber in ihre Arme zu schließen, hatte sie jetzt einen zwar reumüthigen, aber von den Vorwürfen seines Gewissens niedergebeugten, im Geiste zerrütteten, epileptischen Anfällen unterworfenen, völlig entkräfteten

Sünder an ihrer Seite. — Aber ein noch anderes, nicht minder hartes Loos ward Zoe auch von Seiten des Bruders ihres Gemahls, des Verschnittenen Johannes zu Theil. Diesem Menschen fehlte es weder an Talent noch an Energie, um ein großes Reich mit Kraft und Weisheit zu verwalten. Er war thätig, nüchtern, arbeitsam, dabei kühn und eingreifend, und sein Scharfblick durchschauete schnell die verwickeltsten Verhältnisse und Geschäfte. Aber alle diese Eigenschaften waren bei ihm nur Mittel zur Befriedigung seines ihn leidenschaftlich beherrschenden Geizes, seines durch nichts zu löschenden Durstes nach Gold. Er verlangte blos zu herrschen, um Reichthümer zu häufen. Diesen Zweck zu erreichen, verschmähte er auch nicht die grausamsten Mittel. Das Wohl des Reiches war ihm blos eine tief untergeordnete Nebensache. Von allen seinen Handlungen waren Selbstsucht und der schmutzigste Egoismus stets die einzigen Triebfedern. Ohne Religion, ohne alles Gefühl für Recht und Wahrheit schwebte auch nicht ein Hauch von Gerechtigkeit auf seinen Lippen; nicht ein Funke von Edelmuth glimmte in seiner Seele; kurz, Johannes gehörte zu den allerschlechtesten, verworfensten Menschen seiner Zeit*).

*) Johannes hatte außer dem Michael noch mehrere Brüder. Zwei davon, Nicetas Constantinus und Georgius Constantinus ernährten sich, in Gesellschaft ihres ältern Bruders Johannes, in den ersten Zeiten mit Marktschreier- oder Taschenspielerkünsten, „circulatoriam exercebant artem" sagt Cedrenus. Als Michael zum Manne zu reifen anfing, trieb er Geldgeschäfte, sein Bruder Nicetas trat mit ihm in Compagnie, und Beide fanden es nun ihrem Vortheile sehr entsprechend, alles Silber zu verfälschen: „argentariam faciebant et argentum „adulterabant." Welch' eine noble Familie! Dieses

10. Bei seines Bruders geistiger und körperlicher Zerrüttung ward es dem Johannes ein Leichtes, alle Gewalt in seine Hände zu bekommen. Aber dennoch fürchtete er den Einfluß der Kaiserin, die Michael, theils zufolge seiner natürlichen Gutmüthigkeit, theils aus Indolenz und alter Gewohnheit, immer noch sehr ehrte und auf keine Weise zu beleidigen gewagt haben würde. Um ihm eine andere Stimmung zu geben und ihn so viel wie möglich von seiner Gemahlin zu entfernen, machte Johannes, die zärtlichste Sorgfalt für die Erhaltung seines Bruders affektirend, denselben darauf aufmerksam, wie leicht ein Weib, welches ihren ersten Gemahl ermordet, wohl auch die Mörderin des zweiten werden könnte. Diese an sich nicht ungegründete Bemerkung schreckte den ohnehin leicht einzuschüchternden, furchtsamen Kaiser; und so überließ er nun auch Zoes Schicksal den Händen seines verschmitzten Bruders. Die ganze zahlreiche männliche, wie weibliche Dienerschaft der Kaiserin ward jetzt unverzüglich aus dem Palaste entfernt, ein Theil davon selbst aus Constantinopel verbannt. Nur Creaturen des Johannes, die dieser sehr wohl und sicher zu wählen wußte — denn Schurken errathen sich einander gleich

---

Gesindel hatte nun Johannes nach und nach an den Hof und in die Umgebung des Kaisers und der Kaiserin gebracht. Er selbst hatte zuerst sein früheres Handwerk aufgegeben und war bei Romanus Argyrus, als derselbe noch im Privatstande lebte, in Dienste getreten, und von ihm, nachdem er den Thron bestiegen, zu höhern Hofämtern befördert worden. Auf welche Weise Johannes seinem Wohlthäter seine Dankbarkeit erwies, haben wir bereits gesehen. — Wie stolz mußten die Griechen, so lange das griechische Reich bestand, nicht auf diese Periode ihrer Geschichte seyn!

beim ersten Blick — bildeten jetzt Zoes Umgebungen. Wer zu ihr kommen wollte, mußte erst vorher bei einem eigens hiezu geordneten Offizier der Leibwache ein strenges Verhör bestehen: Wer er sey, woher er komme, was er von der Kaiserin zu erlangen wünsche ꝛc. Je nachdem die Antworten ausfielen, oder auch die Physiognomie des Examinirten dem spähenden Auge des Offiziers verdächtig oder unbedeutend schien, ward die Erlaubniß ertheilt, oder auch verweigert. Bei dem Austreten aus dem Gemache der Kaiserin begann das Verhör auf das neue: Was er gesprochen; Was die Kaiserin geantwortet; welche andere Aeußerung derselben allenfalls entfallen, ob er nichts besonders bemerkt ꝛc. Ohne die besondere Erlaubniß des Verschnittenen durfte die Kaiserin nicht einmal in das in der kaiserlichen Burg befindliche Bad sich begeben; kurz, Zoe war in ihrem eigenen Palaste eine nicht nur alles Ansehens, sondern selbst aller persönlichen Freiheit beraubte Gefangene.

11. Indessen nahm die Gemüthskrankheit des Kaisers, wie dessen körperliche Leiden mit jedem Tage zu. Immer häufiger wiederholten sich jetzt die schrecklichsten epileptischen Anfälle, die ihn nicht selten in einen Zustand völligen Wahnsinnes versetzten. Allerlei Schreckbilder der Phantasie verfolgten ihn, wohin er gehen mochte, und seine Reue schien bisweilen in Verzweiflung übergehen zu wollen. Die geschicktesten und berühmtesten Aerzte im ganzen Reiche wurden berufen, die Kräfte aller Bäder und Heilquellen versucht, dabei aber auch eben so häufige Wallfahrten nach den Gräbern der berühmtesten Heiligen angestellt. Am öftesten begab sich Michael nach Thessalonich, wo er oft ganze Tage vor dem Grabe des heiligen Demetrius betend auf den

den Knieen lag. Sein Beichtvater, ein Mönch, in den er großes Vertrauen setzte und der auch desselben nicht unwürdig war, durfte ihm nicht mehr von der Seite weichen. Um seiner geängstigten Seele Ruhe zu verschaffen und seine Sündenschuld zu tilgen, that Michael Alles, nur nicht das, was er wirklich hätte thun sollen. Er bauete Kirchen und Klöster, bereicherte die letztern, ließ beten und betete selbst, behielt aber die Gemahlin und das Reich, wegen deren Besitz er doch eigentlich gemordet hatte. — Aber während der Kaiser sich mit nichts als frommen Widmungen und Werken der Andacht beschäftigte, und im Sack und in der Asche Buße that; suchte Johannes die Früchte jenes Frevels, dessen Haupturheber er offenbar war, zu genießen, und diesen Genuß sich zu sichern. Wer nur immer seinen Argwohn erregte, ward verbannt oder eingekerkert oder auch seiner Güter beraubt. Weder Geburt noch persönliches Ansehen, noch die glänzendsten Verdienste um den Staat vermochten gegen den mindesten Verdacht des Verschnittenen zu schützen. Die wichtigsten und einträglichsten Statthalterschaften wurden würdigen Männern genommen und den Brüdern, Neffen oder Creaturen des Johannes ertheilt, die nun in der Allgewalt ihres Bruders oder Oheims oder Protektors einen Freibrief erblickten, die Unterthanen zu drücken, zu plündern, die reichsten und bevölkertesten Provinzen auszusaugen, und sich und ihre ihnen vollkommen ähnliche Freunde durch die ungerechtesten Mittel zu bereichern. — Diese tyrannische gesetzlose Regierung war nicht blos ein Ruin für einzelne Provinzen wie für zahllose Familien; sondern brachte auch grenzenloses Verderben über das Reich selbst. Blos der Geiz und die zum Himmel schreienden Ungerechtigkeiten des Johannes waren Schuld, daß Bulgarien sich auf das neue empörte, Servien

und Dalmatien sich der römischen Oberherrschaft entzog und die ganze Bevölkerung dieser Länder ebenfalls gegen das Reich die Waffen ergriff, und endlich auch ein, bisher gegen die Römer so freundlich gesinnter Fürst der Abasgen von denselben abfiel und eine feindliche Stellung gegen sie annahm. — Die Bulgaren schlugen ein römisches Heer in die Flucht, und streiften bis an die Thore von Thessalonich. Da der Kaiser einer Andachtswallfahrt wegen sich gerade in der Stadt befand, und diese nun bei Annäherung des Feindes schleunigst zu verlassen sich gezwungen sah, ward das ganze kostbare kaiserliche Geräth eine Beute der Bulgaren *).

*) In Constantinopel lebte ein Sprößling des alten bulgarischen Königshauses. Er hieß Alluſianus und war ein Sohn des Aaron, Bruders des letzten bulgarischen Königs Ladislav. Noch ein Kind in der Wiege ward er, als sein Onkel Samuel die ganze königliche Familie ausrottete, von einigen treuen Dienern seines Vaters gerettet, in Geheim nach Constantinopel gebracht und dort erzogen. Das Geheimniß seiner Geburt erfuhr er erst, als er schon zum Jüngling gereift war. Voll Talent und Ehrgefühl schwang er sich frühzeitig durch seine kriegerischen Verdienste bis zur Würde eines Patriciers und Befehlshaber von Theodosiopolis hinauf. Eine eben so reiche als liebenswürdige Erbin, mit der er sich vermählte, machte ihn zu einem reichen Manne. Sein großes Vermögen reizte endlich auch die Begierlichkeit des Johannes. Durch seine Sykophanten ließ dieser den Alluſianus mehrerer Verbrechen anklagen, und als derselbe sich vertheidigen wollte, ertheilte ihm Johannes nicht eher die Erlaubniß dazu, als bis er ihm fünfzig Pfund gegeben hatte. Doch damit begnügte sich noch lange nicht der habsüchtige Verschnittene. Um Ruhe zu haben, mußte der fälschlich Angeklagte ihm auch ein schönes und ungemein einträgliches Gut in Kappadocien abtreten. Jetzt glaubte Alluſianus, daß der unselige Prozeß, in

— Mehrere Heere, die man gegen die Servier und Dalmatiner ſandte, wurden, weil von ungeſchickten Feldherren, das heißt von Anverwandten des Johannes geführt, nach einander geſchlagen; das letztere, unter der Anführung eines des Krieges völlig unkundigen Eunuchen, Namens Probatas, ward in unwegſamen Gebirgsgegenden von den Serviern umzingelt, überfallen und beinahe völlig vernichtet. Die Servier behaupteten unter ihrem neuen Könige Stephanus ihre Unabhängigkeit, wozu ſie nicht ſowohl durch Liebe zur Freiheit, als blos durch das tyranniſche Regiment des Johannes, der der Nation gar nicht zu erſchwingende Steuern und Abgaben

---

welchen man ihn boshafter Weiſe verwickelt hatte, nun ſein Ende nehmen würde; ſah ſich jedoch bald auch in dieſer Hoffnung getäuſcht. Statt von der ungerechten Anklage frei geſprochen zu werden, ward er in eine der Vorſtädte Conſtantinopels verbannt, mit dem ausdrücklichen, von Drohungen begleiteten Befehl, dieſelbe ohne beſondere Erlaubniß nicht zu verlaſſen. Alle Bittſchriften, die er an den Kaiſer ſandte, wurden von dem Verſchnittenen unterſchlagen. — In dieſer traurigen Lage vernahm Alluſianus, daß ſeine Landsleute, die Bulgaren, alle griechiſchen Steuereinnehmer theils todt geſchlagen, theils aus ihrem Lande verjagt hätten und das harte Joch griechiſcher Herrſchaft für immer zu zerbrechen im Begriffe ſtünden. Im höchſten Grade gegen Johannes erbittert und entſchloſſen das Aeußerſte zu wagen, entfloh jetzt Alluſianus in Sklavenkleidern aus Conſtantinopel, kam glücklich in Bulgarien an, gab ſich ſeinen Landsleuten zu erkennen, und ward von der Armee und allem Volke mit unbeſchreiblichem Enthuſiasmus ſogleich als König begrüßt. Alles nahm nun plötzlich eine ganz andere Geſtalt an, und was vielleicht nur ein nicht ſehr bedeutender Volksaufſtand geblieben wäre, ward nun eine förmliche, für die Griechen höchſt gefährliche allgemeine Empörung der ganzen Nation.

auferlegt hatte, waren gleichsam gezwungen worden. — Der Fürst der Abasgen entriß dem Reiche wieder alle jene Distrikte, Städte und Schlösser, die er dem Kaiser Romanus Argyrus, der ihm eine seiner Nichten zur Gemahlin gegeben, abgetreten hatte. — Auch die Petschenegen benutzten eine ein paar Jahren nach einander eintretende ungewöhnliche Strenge des Winters, gingen über die Eisdecke der Donau, fielen in das römische Gebiet, und verwüsteten jedesmal auf das schrecklichste ganz Mösien und Thracien. Unerhört und mehr als unmenschlich waren die Grausamkeiten, die dieses wilde, nur der äußern Gestalt nach den Menschen ähnliche Volk blos aus sataniſchem Muthwillen an den Gefangenen übte, so wie überhaupt an allen Einwohnern dieser Provinzen, die das Unglück hatten, in ihre mörderischen Hände zu fallen. — Endlich rührten sich auch wieder die Sarazenen, störten durch Seeräuberei den griechischen Handel, und plünderten oder brandschatzten mehrere, den Römern gehörende Inseln im aegeischen und jonischen Meere. — Das Elend und die Noth der Provinzen ward jetzt noch um vieles durch eine Menge über das ganze Reich sich erstreckender Landplagen vermehrt. Mehrere Monate anhaltender Regen hatte in dem einen Jahre alle Flüsse so sehr angeschwellt, daß sie aus ihren Ufern traten, überall die Gegend weit und breit überschwemmten und dem Landmann jede Aussicht auf eine auch nur höchst spärliche Erndte benahmen. In dem nächsten Jahre verbrannte eine eben so lange anhaltende Dürre alle Erzeugnisse des Bodens. Theurung und Hungersnoth kamen nun über die Provinzen; und im Gefolge derselben endlich auch die Pest oder vielmehr ganz eigene, unter den Menschen wie unter dem Vieh wüthende Seuchen. Schrecklich war der Zustand der Völker unter dieser

offenbar mit dem Fluche beladenen, nichts als Unheil bringenden Regierung.

12. Eine nicht minder schmerzhafte und sehr lange blutende Wunde schlug des Johannes schändlicher Nepotismus auch dem griechischen Reiche in Italien. — Der Kaiser Romanus Argyrus hatte schon kurz vor seinem Tode den Maniaces, unstreitig einen der größten und einsichtsvollsten Feldherrn jener Zeit, von seinem Posten am Tigris abgerufen und ihn nach Italien gesandt, und ihm mit der ausgedehntesten Vollmacht die Statthalterschaft in der longobardischen Theme*) nebst dem Oberbefehl über das Heer und die Flotte in dem Krieg gegen die Sarazenen übertragen. Die Entwürfe Basilius II. zur Wiedereroberung Siciliens sollten jetzt ausgeführt werden, und dieser schweren kriegerischen Aufgabe war Niemand so vollkommen gewachsen, als der edle, eben so kriegskundige, als persönlich tapfere Maniaces. Jedem Heere, das seiner Leitung übergeben ward, wußte er stets einen ganz eigenen, der alten Römer würdigen Geist einzuflößen. Unermüdete, zärtliche Sorgfalt für alle Bedürfnisse des Soldaten, verbunden mit der strengsten Mannszucht auf Märschen wie in den Lagern machte, daß seine Schaaren ihn eben so sehr liebten, als fürchteten, und weil schon berühmt durch seine Siege über die Sarazenen des Orients, war jeder Soldat stolz, unter ihm zu dienen, und glaubte sich unüberwindlich unter der Anführung eines solchen Feldherrn.

*) Das ganze griechische Reich war, wie wir schon zu seiner Zeit berichtet haben, in Themen, das heißt, in Militärprovinzen getheilt. Aus eitler Großsprecherei nannten sie ihre Besitzungen in Unteritalien die longobardische Theme, gleichsam als wenn sie Herren des ganzen longobardischen Reiches wären.

In mehreren Treffen zur See und zu Lande wurden also jetzt wieder die Sarazenen geschlagen. Die Meerenge ward endlich überschifft und das Heer in Sicilien gelandet. Auch hier begleitete ununterbrochener Sieg die Fahnen der Griechen. Schon waren alle bedeutende Städte und Schlösser erobert und Maniaces beinahe Herr der ganzen Insel, als der Kaliph von Afrika endlich glaubte, seinen Glaubensgenossen in Sicilien zu Hülfe eilen zu müssen. Ein Heer von fünfzig tausend Mann afrikanischer Sarazenen landete also auf der Insel. Maniaces rückte kühn dem an Streitkräften überlegenen Feinde entgegen. Als er dessen Stellung recognoscirt hatte, glaubte er sich auch schon des Sieges versichert und nahm nun solche Maßregeln, die nichts weniger bezweckten, als das ganze afrikanische Hülfsheer an einem Tage zu vernichten. Einem seiner Unterfeldherren, der die Flotte befehligte, gab er daher den Auftrag, mit seinen Schiffen an der Küste, wo das feindliche Heer gelandet hatte, zu kreuzen, um demselben, in dem Falle, daß es geschlagen würde, woran Maniaces nicht zweifelte, die Rückkehr nach den afrikanischen Küsten abzuschneiden. Das Treffen war mörderisch. Von beiden Seiten ward lange mit gleicher Tapferkeit gefochten. Endlich erklärte sich der Sieg für die Griechen, und in der größten Unordnung flohen die Feinde nach der Küste. Leider hatte Stephanus entweder aus Neid, oder aus Ungeschicklichkeit und Trägheit die Befehle seines Oberfeldherrn nicht befolgt. Die geschlagenen Sarazenen ereilten demnach ihre Flotte, schifften sich ein und kehrten unangefochten nach Afrika zurück. Im höchsten Grade aufgebracht über den Unverstand oder die Nachläßigkeit des Stephanus, machte Maniaces demselben die bittersten Vorwürfe, nannte ihn in Gegenwart einer Menge Offiziere einen Dummkopf,

einen Feigen, einen Verräther, und schlug ihm sogar in der Aufwallung seines Zorns mit dem Schaft seines Speers auf den Kopf. Aber unglücklicher Weise für das griechische Reich, war Stephanus ein Schwager des in Constantinopel mit Allgewalt ausgerüsteten Johannes, und dieser fand sich nun in dem Gemahl seiner Schwester selbst auf das Höchste beleidiget. Maniaces ward demnach zurückberufen, und die Anführung des Heeres wie die Beendigung des Krieges demselben Stephanus und noch zwei andern eben so unwissenden Generälen, nämlich dem Doceanus und einem gewissen Basilius, gemeinschaftlich übertragen. Die Folgen davon waren, daß alle drei erbärmliche Helden, nachdem ein neues afrikanisches Hülfsheer angekommen war, von den Sarazenen einigemal mit großem Verlust geschlagen wurden, endlich Sicilien räumen mußten und alle Eroberungen des edeln Maniaces wieder verloren gingen. Aber wie es scheint, glaubten des Johannes drei Feldherren jetzt noch den ganzen Kreis aller nur möglichen Thorheiten und jeder Art des Unverstandes durchlaufen zu müssen. Sicilien, diese damals so fruchtbare und volkreiche Insel wieder verloren zu haben, war ihnen nicht hinreichend. Noch ungleich verderblicher sollten die Folgen ihres schlechten Betragens dem griechischen Reiche werden. Maniaces hatte ein Corps von einigen hundert, durch ihre Waffenthaten schon in ganz Unteritalien berühmten, in der Gegend von Salerno ansäßigen Normännern in Sold genommen. Dieser einsichtsvolle Feldherr wußte die Tapferkeit dieser braven Krieger zu würdigen, zeichnete sie vor Allen aus, und gab ihnen bei jeder Gelegenheit Beweise seines Wohlwollens und der Anerkennung ihrer Verdienste. Statt diese wahrhaft unüberwindlichen Krieger durch die nämlichen Mittel immer mehr an das griechische Interesse zu

fesseln, behandelten Docean und seine Collegen sie gleich gemeinen Söldnern mit der größten Verachtung und Härte, ließen sogar einen vornehmen Mailänder, Namens Arduin, der schon lange unter den Normännern lebte, in großem Ansehen bei ihnen stand, den sie auch wie ihren Landsmann betrachteten und jetzt an die griechischen Generale geschickt hatten, um in ihrem Namen um schleunige Abhülfe ihrer gerechten Beschwerden zu bitten, öffentlich mit Ruthen streichen. Diese eben so ungerechte als unerhört schnöde Behandlung eines ihrer Waffengefährten empörte im höchsten Grade das Ehrgefühl der stolzen Krieger. In der dem Arduin zugefügten Schmach glaubten sie ihre ganze Nation beschimpft. Denselben Arduin wählten sie nun vorsätzlich zu ihrem Chef und verließen unter seiner Anführung alsogleich das Lager der Griechen, die von jetzt an keinen ärgern und gefährlichern Feind hatten, als die Normänner. Zwischen beiden Nationen begann nun ein Krieg auf Leben und Tod, und die Normänner ruheten nicht eher, als bis sie die Griechen aus Italien vertrieben und alle ihre italiänischen Besitzungen ihnen auf immer entrissen hatten. — Sicilien blieb jetzt wieder unter der Herrschaft der Sarazenen, bis endlich ungefähr zwanzig Jahre nachher die Normänner auch diese Insel eroberten und ein neues Reich dort gründeten. — Der Verlust eines zahlreichen Heeres, einer eben so zahlreichen Flotte, und endlich ganz Siciliens nebst allen den reichen, den Griechen bis jetzt noch gehörenden Städten in Unteritalien, war also offenbar blos das Werk jenes Verschnittenen in Constantinopel, der, weil Bruder eines kaiserlichen Automats, die Ehre der Krone, den Ruhm des Heeres und das Wohl wie das Ansehen des ganzen Reiches ungescheut seinen schändlichen selbstsüchtigen Zwecken zum Opfer bringen durfte.

13. Des Kaisers bisher so trauriger Seelenzustand hatte sich indessen um vieles gebessert. Michael war, es ist kaum daran zu zweifeln, ein aufrichtiger wahrhaft reumüthiger Büßender. Völlige Ergebung in den Willen Gottes und unbedingte Unterwerfung unter dessen strafende Gerechtigkeit, wurden demnach auch für ihn endlich eine Quelle des Trostes, die, wenn er auch noch nicht in vollen Zügen daraus schöpfen konnte, doch wenigstens nach und nach wieder Hoffnung und größere Ruhe in seine zermalmte Brust zurückführte. Aber desto mehr verschlimmerte sich dafür sein physischer Zustand; denn sein zu sehr abgespannter, durch so viele düstere und beugende Rückerinnerungen völlig gebrochener Geist vermochte durchaus nicht mehr auf den Körper seine, ihm sonst eigene bildende Kraft zu bewähren; und so gesellte sich zu den oft wiederkehrenden epileptischen Anfällen nun auch noch eine in wenigen Tagen sich deutlich kundgebende Wassersucht. Nahe stand er jetzt an dem Rande seines Grabes; aber je mehr er sich demselben näherte, desto mehr ward er bisweilen zum größten Erstaunen aller seiner Umgebungen in einen ganz andern Menschen verwandelt. So z. B. befand er sich, von jener Krankheit schon schwer geplagt, gegen das Ende des bulgarischen Krieges gerade in Thessalonich; als er erfuhr, daß der bulgarische König Alluſianus, trotz seiner nicht lange vorher erlittenen Niederlage, dennoch abermals ein zahlreiches Heer unter seinen Fahnen sammele und die Flamme der Empörung noch heftiger als bisher in allen Theilen Bulgariens auf das neue wieder auflodere. Statt daß ihn diese Nachricht, da er dem Schauplatz des Krieges so nahe war, nur im mindesten geschreckt hätte, entschloß er sich sogar, sein Heer in eigener Person gegen die Feinde zu führen. Fruchtlos machten ihm seine Freunde, seine

Aerzte und seine gesammte Dienerschaft die dringendsten Vorstellungen. „Ich will," antwortete der Kaiser, „daß, da ich bis jetzt das Reich nicht „mehren konnte, es doch wenigstens unter meiner „Regierung nicht gemindert werde." — Wirklich rückte er mit allen Truppen, die er in der Eile zusammenziehen konnte, in Bulgarien ein. Oft befand er sich am Abend des Tages so schwach und hinfällig, daß man daran zweifelte, ob er am andern Tage noch leben werde; und dennoch erblickte man ihn jedesmal am folgenden Morgen sehr frühe zu Pferde an der Spitze seines Heeres. Der Feldzug war äußerst glücklich, obgleich weder er selbst noch die Tapferkeit seiner Legionen sehr viel dazu beitrugen. Die Griechen fanden nämlich ganz unverhofft einen sehr thätigen und geschickten Bundesgenossen in dem bulgarischen König selbst. Alluſianus, der unter seinen Landsleuten eine Menge Neider und Feinde hatte, deren geheimen Nachstellungen er am Ende schwerlich würde entgangen seyn, fand für rathsam, mit dem Kaiser ganz in der Stille sich in Unterhandlungen einzulassen, erhielt für seine Person von demselben sehr günstige Bedingungen, und traf nun solche Vorkehrungen, daß die Bulgaren, wohin der Kaiser kam, sich ihm unterwerfen mußten. Die vornehmsten Urheber des Abfalls wurden gefangen fortgeführt, die Gemüther durch einige treffliche milde Verordnungen vollkommen beruhiget und sämmtliche bulgarische Provinzen wieder mit dem griechischen Reiche verbunden. Von dem glücklichsten Erfolge gekrönt, kehrte Michael höchst zufrieden nach Constantinopel zurück.

14. Eben so edel hatte einige Zeit vorher der Kaiser sich auch gegen den Bischof von Thessalonich benommen; anfänglich mit vieler Schonung, und dann, als es nothwendig ward, mit eben so

vielem Ernſt und gerechter Strenge. Der Biſchof war ein ſehr geiziger, harter Mann. Schon ſeit einigen Jahren hatte er ſeiner Geiſtlichkeit den ihr von der Kirche feſtgeſtellten Gehalt zurückgehalten, die mehrſten davon dadurch in die bitterſte Noth und größte Armuth verſetzt. Die Geiſtlichen klagten endlich bei dem Kaiſer gegen ihren Biſchof. Michael, der in dem ſtraffälligen Prälaten dennoch die biſchöfliche Würde ehren, jedoch auch den armen Geiſtlichen unverzüglich eine Erleichterung verſchaffen wollte, ließ den Biſchof zu ſich rufen, und erſuchte ihn in ſehr gnädigen Ausdrücken, ihm heute noch hundert Pfund Gold zu leihen, die er ihm in einigen Tagen, ſobald nämlich der von Conſtantinopel nach Theſſalonich ſchon abgegangene kaiſerliche Geldwagen angekommen ſeyn würde, ſogleich wieder zurückgeben wolle. Wirklich war auch dieß die Abſicht des Kaiſers. Der Biſchof entſchuldigte ſich jedoch mit der Unmöglichkeit, indem er keine zwei Pfunde in ſeiner Kaſſe habe. Dieſe unbegreifliche Geldarmuth eines ihm von mehreren Seiten als grundreich bezeichneten Mannes, erregte den Argwohn des Kaiſers. Vorſätzlich verlängerte er alſo ſeine Unterhaltung mit dem Biſchofe, befahl aber zugleich ganz in Geheim, die Wohnung deſſelben genau zu durchſuchen. Dies geſchah; und nun fand man nicht ein oder zwei Pfund, ſondern drei hundert Pfund Goldes in dem Geldkaſten des Geizhalſes. Jetzt änderte Michael Ton und Sprache, fuhr den gleisneriſchen Prälaten hart an, erklärte alles gefundene Geld für confiscirt, und ließ damit auf der Stelle den armen Geiſtlichen nicht nur ihre Rückſtände auszahlen, ſondern ſie auch für die ſchon ſo lange ausgeſtandene Noth hinreichend entſchädigen. Der unevangeliſche Biſchof ward verbannt und das Bisthum einem Würdigern gegeben.

15. Michael hatte in seinem Feldzuge gegen die Bulgaren seine letzten Kräfte erschöpft. Nach seiner Rückkehr nach Constantinopel glaubte er sich überzeugt, daß er höchstens nur noch einige Wochen zu leben habe. Gleichsam schon unter den Pforten der Ewigkeit stehend, wollte er sich auch alles Zeitlichen entschlagen, dem Purpur entsagen, und die wenigen, ihm noch übrigen Tage ausschließlich dem Gebete und neuen Bußübungen weihen. Aber dieß lag nicht in dem Plane des Johannes. Dieser jetzt einzig und allein mit dem Gedanken beschäftiget, wie er sich auch nach dem Tode des Kaisers noch auf der bisherigen Stufe von Größe und Macht erhalten könnte, machte den Sterbenden darauf aufmerksam, daß es seine Pflicht sei, noch vor seinem Ende das Nöthige wegen der Thronfolge zu verordnen, gab ihm aber zugleich den Rath, einen seiner Schwestersöhne von seiner Gemahlin adoptiren zu lassen und zu seinem Nachfolger zu erklären. Dieser Michael war der Sohn eines gemeinen Handwerkers, der sich mit Ausbessern der Schiffe genährt hatte, aber nach der Erhebung seines Herrn Schwagers auf den Kaiserthron ein sehr reicher, mithin auch vornehmer und angesehener Mann geworden war. Der kranke Kaiser, längst schon gewöhnt, allen Impulsionen seines Bruders blindlings zu folgen, gab sogleich seine Einwilligung; und eben so bereitwillig fügte sich auch die Kaiserin, ohnehin eine willenlose Staatsgefangene, dem Wunsche ihres Gemahls oder vielmehr dem Gebote des Verschnittenen. Der ganze Senat, alle Großwürdenträger und die vornehmsten Beamten des Reiches wurden nun unverzüglich auf den folgenden Tag nach der Blacherner Kirche berufen. Innerhalb des Sanktuariums saß Zoe auf einem Thron, den Michael in ihren Armen haltend. Der ganzen erlauchten Versammlung machte

ſie nun bekannt, daß ſie dieſen Michael an Kindes Statt angenommen und als ihren Sohn betrachte; worauf der Kaiſer ihn ſogleich zum Cäſar erklärte. Dieß war des tödtlich kranken Kaiſers letzter Regentenakt. Schon am folgenden Tag führte er ſeinen Entſchluß aus, verließ den Palaſt, ließ ſich nach einem, von ihm ſelbſt vor den Thoren von Conſtantinopel erbauten Kloſter bringen, dort den Kopf ſcheeren und ſich das Kloſtergewand anlegen. Als die Kaiſerin dieſes erfuhr, eilte ſie mit fliegenden Haaren zu Fuß durch die ganze Stadt nach dem Kloſter, um ihrem ſterbenden Gemahl das letzte Lebewohl zu ſagen. Aber auf den Rath ſeines Beichtvaters, der dieſes Opfer von ihm verlangte, ließ Michael ſeine Gemahlin nicht vor; und als eine trauernde Wittwe kehrte Zoe wieder in den Palaſt zurück. Es iſt unſtreitig ein ſchöner, der Anerkennung würdiger Zug in Zoes Charakter, daß ſie, trotz ihrer völlig freudenleeren Ehe und der von dem Bruder ihres Gemahls erduldeten harten Behandlung, dennoch demſelben bis zu deſſen letzten Athemzug mit aufrichtiger Liebe zugethan blieb *).

*) Dieſer ſchöne Zug in dem Charakter eines Weibes, deſſen auch alle griechiſche Geſchichtſchreiber belobend erwähnen, ſcheint ebenfalls Zoe von der Anklage, den Romanus ermordet zu haben, freizuſprechen. Eine Frau, die ſchwarzen Undank und die gröbſten Beleidigungen ſo leicht zu vergeſſen und zu verzeihen geneigt iſt, und demjenigen, der mehr ihr häuslicher Tyrann als ihr Gatte war, dennoch ſolche Theilnahme und Anhänglichkeit beweißt, und zwar in dem Augenblicke, wo der Tod das eheliche Band löſte, mithin Verſtellung keinen Zweck mehr hatte: eine ſolche Frau kann unmöglich ihrem erſten Gemahl, der doch ſein ganzes Leben hindurch ſie ehrte und ſtets mit der zarteſten Schonung behandelte, einen Giftrank gereicht haben.

Wenige Tage darauf starb der Kaiser am 10. Dezember des Jahres Ein tausend und ein und vierzig. Seine Regierung, wenn man es anders eine Regierung heißen kann, hatte eine Dauer von sieben Jahren und acht Monaten gehabt.

16. Durch den Tod des Kaisers hörte Zoe auf, eine Staatsgefangene zu sein, und der Verschnittene Johannes lag auf das neue wieder zu ihren Füßen. Es stand jetzt ganz in der Macht der Kaiserin, nicht nur frei zu bleiben, sondern auch als unumschränkte Gebieterin zu herrschen, denn, nach der damaligen Ansicht, betrachteten alle Stände, die Geistlichkeit wie der Adel und das Volk, das Reich als ein dem weiblichen Sprößling des macedonischen Hauses ausschließlich gebührendes Erbe. Von Zoe hing es einzig und allein ab, ihren sogenannten adoptirten Sohn zum Thronfolger zu erklären, oder auch ihn, sammt ihres verstorbenen Gemahls ganzer Familie, die sie unmöglich lieben konnte, wieder in jene Dunkelheit zurücksenden zu lassen, aus welcher sie zum Besten der Menschheit nie hätte hervorgehen sollen. Dieses wußte der schlaue Johannes sehr wohl. Da er die Schwächen der Kaiserin kannte, so erschöpfte er nun alle Künste der Schmeichelei und Ueberredung, um Zoe für seinen Neffen zu gewinnen. Dieser warf sich ebenfalls zu den Füßen der Kaiserin, bat sie unter einem Strom erheuchelter Thränen, daß sie ihn, den sie gewürdiget hätte, zu ihrem Sohn anzunehmen, doch jetzt nicht dem Hohn und Gespötte der Welt preisgeben möchte. An der kaiserlichen Gewalt wolle er keinen andern Antheil haben, als blos der Vollstrecker ihrer Befehle, der erste, folgsamste und treueste ihrer Unterthanen zu seyn. Zoe ließ sich bereden, wahrscheinlich weniger gerührt durch die

Thränen Michaels und dessen Oheims, als vielmehr weil ihr, die nur Ruhe und Vergnügen suchte, die Last der Regierung, die sie jetzt schon sieben Tage getragen hatte, viel zu drückend schien. Auf ihr Geheiß wand also der Patriarch dem Sohne eines ehemaligen Handwerkers in der Sophienkirche das kaiserliche Diadem um die Stirne. Reiche Geschenke wurden an den Senat, den Adel, die Leibwache und das Volk vertheilt; und so ergoß sich nun auch Alles wieder in die gewöhnlichen lauten Segenswünsche für das Wohl des neuen Kaisers.

17. Michael Calaphates. — Die kaum viermonatliche Regierung dieses Emporkömmlings zeichnet sich durch nichts aus, als durch dessen doppelten Beweis des unerhörtesten, schnödesten und schwärzesten Undankes. Die Wirkung desselben empfand zuerst des Calaphates eigener Oheim, der bisher allmächtige Johannes. Er ward seiner Würde entsetzt, auf seine Güter verbannt und bald darauf in einem Kloster jenseits des Bosporus eingesperrt. Da das Volk diesen Menschen haßte, so war dessen Bestrafung ihm höchst willkommen, und gleichgültig blieb es daher auch, als Michael mit noch größerer Härte gegen alle Glieder seiner Familie verfuhr, die er sämmtlich, selbst jene, die schon verheirathet waren, entmannen ließ. Nur gegen seinen zweiten Oheim, den Dux Constantin, zeigte er Wohlwollen und Zutrauen, folgte auch in dem, was er noch unternehmen wollte, obgleich zu seinem eigenen Unglück, blindlings dem Rathe desselben. — Für unedle, gemeine und engherzige Menschen ist Dankbarkeit gewöhnlich eine unerträgliche Bürde. Je größer und grenzenloser demnach die Wohlthaten waren, mit denen die Kaiserin den Calaphates überhäuft hatte, desto eifriger sann er jetzt auf Mittel, seine

Wohlthäterin zu verderben. Nur Furcht vor dem Volke, dessen Anhänglichkeit an das macedonische Haus er kannte, hielt ihn einige Zeit lang noch in den Schranken kalter Ehrerbietung gegen Zoe. — Um die Stimmung der Einwohner Constantinopels gegen ihn selbst genauer zu erkunden, ordnete er eine ungemein prachtvolle Prozession durch alle Straßen von Constantinopel an. Dem schaulustigen Volke gefiel natürlicher Weise dieser prunkvolle Aufzug, und in jeder Straße, sobald der Kaiser erschien, erschallten demnach auch die gewöhnlichen frohen Zurufungen, gemischt mit jenen Lobsprüchen, die man nur gar zu oft schon an die dem Volke verhaßtesten Tyrannen verschwendet hatte. Der einfältige Handwerkerssohn im Purpur hielt alles dieß für unzweideutige Beweise der Liebe des Volkes und dessen Anhänglichkeit an seine Person; und nun kühner dadurch gemacht, ließ er sogleich am Abend, als er wieder in dem Palaste ankam, die Kaiserin verhaften, sie nach einem auf der Prinzeninsel gelegenen Frauenkloster bringen, ihr dort den Kopf scheeren und den Klosterhabit anlegen. Noch in derselben Nacht ward auch der Präfekt von Constantinopel nach dem Palaste berufen. Michael überreichte demselben eine von ihm eigenhändig unterzeichnete Proclamation, mit dem Befehl, sie am folgenden Morgen dem auf dem Platze Constantins des Großen versammelten Volke vorzulesen. Der Präfekt mußte gehorchen.

18. Frühe am Morgen des andern Tages ward demnach das Volk auf dem erwähnten Platz versammelt, und Anastasius, so hieß der Präfekt, las ihm mit erhöhter Stimme die kaiserliche Bekanntmachung vor. Dieselbe war folgenden Inhalts: „Wegen „Zoes verrätherischen Umtrieben und ihrer gefähr-

„lichen Anschläge gegen mich, war ich genöthiget, „sie aus dem Palaste und von meiner Person zu „entfernen. Ich hoffe, Ihr werdet fortfahren, mir „Beweise eurer Liebe und Treue zu geben; wofür „ihr aber auch dann die Wirkungen meines Wohl„wollens und meiner Gnade in ihrem ganzen Um„fange erfahren werdet." — In stummem Erstaunen hatte das Volk dem Präfekt zugehört. Als er geredet hatte, erfolgte eine allgemeine Stille, so wie sie gewöhnlich einem furchtbaren Sturm voranzugehen pflegt. Auf einmal läßt sich aus der Mitte des zahlreich versammelten Volkes eine Stimme hören: „Zoe, nur Zoe, die Tochter so vieler „Kaiser ist unsere Beherrscherin! Hinweg mit dem „Calaphates! Es lebe unsere Mutter, die Kaiserin „Zoe!" — Gleich einem höllischen Zauber wirkte die unbekannte Stimme auf die versammelte Menge. Die grenzenlose Langmuth eines, an stilles Dulden und passiven Gehorsam gewöhnten Volkes ging jetzt plötzlich in die schrecklichste Wuth über. Wildes Geschrei: „es lebe unsere Mutter Zoe; Tod und Verderben dem meineidigen Calaphates!" erscholl von allen Seiten. Nur durch schleunige Flucht rettete der Präfekt sein Leben. Mit Blitzesschnelle verbreitet sich nun der Aufruhr über alle Theile von Constantinopel. Durch alle Straßen und aus allen Stadtvierteln strömt das Volk nach der Sophienkirche. Dahin hatte sich schon der Patriarch Alexis geflüchtet*). Auch Senatoren, Patricier, viele andere angesehene Männer finden sich nach und nach allda

*) Auch diesen hatte Calaphates an demselben Abend, zu gleicher Zeit mit der Kaiserin verhaften lassen und nach einem Kloster jenseits des Bosporus zu bringen befohlen. Der Patriarch fand jedoch Mittel seine Wachen zu bestechen, und flüchtete sich in seine Patriarchalkirche.

ein. So viel er konnte, suchte der Patriarch jetzt die tumultuarischen Berathungen zu leiten. Zoe wird wieder als selbstherrschende Kaiserin ausgerufen, mit ihr zugleich auch ihre Schwester Theodora, beiden auf das neue gehuldiget, und alles, was waffenfähig war, zum Sturz des Tyrannen und zur Befreiung Zoes und Theodora's aufgefodert. — Bei der ungemein heftigen Erregung aller Gemüther will niemand diesem Rufe sich entziehen. Sogar Frauen, von gleichem Enthusiasmus ergriffen, wollen an der Ehre des Tages mit den Männern Theil nehmen. So gut es sich in solcher Verwirrung thun läßt, ordnen sich nun die verschiedenen Haufen unter Anführern, die durch ihre Reden und ihr Geschrei die Wuth des Volkes noch immer mehr zu entflammen suchen. Wie von allen seinen Wurzeln losgerissen, wälzt sich nun ganz Constantinopel nach dem Palaste des elenden, schändlich undankbaren Emporkömmlings. — Um den Calaphates nicht zu sehr zu beunruhigen, hatte man ihm von den Bewegungen des Volkes auf dem Constantinsplatz nur einen ganz oberflächlichen Bericht erstattet; er es daher blos für einen unbedeutenden, sich bald von selbst wieder legenden Volkstumult gehalten. Als er aber erfuhr, was in der Sophienkirche vorgefallen, daß nicht nur das gemeine Volk, sondern auch der Patriarch Alexis und viele der angesehensten Männer aus allen Ständen ihn des Thrones unwürdig, und des Todes schuldig erklärt hätten; da entsank ihm der Muth. Sein erster Gedanke war jetzt Flucht, um in der Verborgenheit irgend eines Klosters wenigstens Sicherheit für sein Leben zu finden. Sein kriegerischer Oheim, der Dux Constantin, hielt ihn einstweilen noch davon ab. Indessen ließ Calaphates doch aus Vorsicht, und nöthigen Falls zu seinem eigenen Schutz, die Zoe eiligst

aus ihrem Kloſter wieder in den Palaſt zurückbringen. Bald darauf hörte er das dumpfe Getöſe des zahlloſen in feindlichem Anzug gegen ihn begriffenen, dem Palaſte ſich immer mehr nähernden Volkes. Nun entſchwand ihm alle Gegenwart des Geiſtes. Er warf ſich zu den Füßen Zoes, legte ihr in aller Eile den kaiſerlichen Schmuck an, und ſtellte ſich an ein offenes Fenſter. Er ſelbſt trat an ein anderes, um zu dem Volke zu ſprechen. „Ihr ſehet hier wieder, ſagte er, „eure Mutter, die Kaiſerin Zoe. Was Ihr verlangt „habet, iſt nun geſchehen. Begehret Ihr noch ein „Mehreres, ſo ſoll Euch ebenfalls willfahrt werden.“ — Statt aller Antwort, flog ihm ein dichter Hagel von Pfeilen und Steinen entgegen. Es war ein Wunder, daß er dem Tode entging. Dem zagenden und zitternden Calaphates war ſchon der letzte Schimmer von Hoffnung entſchwunden; als der alte Catacalon eintrat, und ihm auf das neue wieder einigen Muth einzuflößen ſuchte. Derſelbe hatte ſich in Sicilien, in dem Kriege gegen die Sarazenen, ganz vorzüglich ausgezeichnet, war erſt vor einigen Tagen in Conſtantinopel angekommen, und befand ſich nun gerade in dem Palaſt. Der ergraute, tapfere Krieger glaubte, den, dem er nun einmal gehuldiget, auch vertheidigen zu müſſen. Da das Volk Miene machte, den Palaſt von drei Seiten anzugreifen, theilte auch Catacalon ſeine Handvoll Soldaten in drei Haufen. Noch hatte er nicht alle ſeine Dispoſitionen getroffen, als ſchon der erſte wüthende Angriff begann. Die Menge der Angreifenden war unzählbar, die Beſatzung jedoch nur ſehr ſchwach. Aber dieſe war trefflich bewaffnet, während jene nur mit Waffen verſehen waren, die ihnen in ihrer Wuth der Zufall gereicht hatte. Bei dieſer großen Ungleichheit der Waffen war nun eben ſo ungleich auch anfänglich der Kampf. Mehr als drei tauſend der Belagerer

wurden erschlagen. Aber durch diesen Verlust nur noch mehr erbittert, setzte das Volk mit bewundernswürdiger Beharrlichkeit den Angriff fort. An der Wuth des Einen entzündete sich die Wuth des Andern, und furchtlos stürzten sich ganze Massen den Schwertern, Wurfspießen und Speren der Burgwache entgegen. Die Belagerung dauerte drei Tage. Stürme folgten auf Stürme, bis endlich am dritten Tage eines der Palastthore erstürmt ward. — Gleich einem reißenden Strom, der alle seine Dämme durchbrochen, stürzte unter wildem Siegesgeschrei das Volk in den Palast. Alle Hofräume, alle Säle und Gemächer waren in wenigen Augenblicken voll von Bewaffneten. Aber eben so schnell ward nun, wie es sich leicht denken läßt, auch der ganze Palast rein ausgeplündert; die kostbarsten Möbel, alle goldene und silberne Gefäße wurden geraubt, und was nicht geschwind und leicht fortgebracht werden konnte, in Trümmer zerschlagen. Den Calaphates wollte der wüthende Pöbel in Stücke zerreißen. Ueberall ward er gesucht, jedoch der Schlupfwinkel, in welchem er sich verborgen hielt, nicht entdeckt. — Nun ward auch Theodora aus ihrem Kloster wieder nach dem Palaste gebracht, und sogleich mit allen kaiserlichen Insignien geschmückt. In bunter Mischung umgaben jetzt Senatoren, Patricier, Leute aus dem gemeinen Volke, Soldaten von der Leibwache, und besonders die alten Freunde des macedonischen Hauses, die man längst schon von Zoe und Theodora entfernt hatte, nun wieder die beiden Fürstinnen; und alle Säle wiederhallten von Segenswünschen und frohlockenden Zurufungen. In diesem geräuschvollen Gewirr und Getümmel zeigten Zoe und Theodora eine wirklich bewundernswürdige Gegenwart des Geistes. Beide benahmen sich mit so viel Würde und Anstand, daß man es wirklich

der Ehrfurcht, die sie einflößten, zu danken hatte, daß nun auch das Volk ruhiger ward, den Palast nach und nach räumte, und obgleich unter lautem Jubel über seinen Sieg, dennoch ohne fernern Unfug zu begehen, nach seinen Wohnungen zurückkehrte. — In wenigen Stunden hatte die kaiserliche Burg eine ihr bisher ganz fremde Form und Gestalt gewonnen. Von dem ersten bis zum letzten Palastbeamten erblickte man darin nun ganz andere Physiognomien, und die Verbannten, auf denen die Ungnade zweier Regierungen so lange gelastet hatte, waren jetzt des Palastes zahlreichste und angesehenste Bewohner. Sobald alles in der Burg wieder ruhig und stille geworden war, kamen auch Calaphates und der Dux Constantin aus ihrem Versteck hervor, warfen sich in eine leichte Barke, ließen sich nach dem Kloster Studium bringen, dort sogleich die Köpfe scheeren und Mönchskleider anlegen.

19. Frühe am Morgen des folgenden Tages versammelte sich der Senat. Die beiden Kaiserinnen begaben sich in die Mitte desselben. Von dem Thron herab dankten sie sämmtlichen Senatoren für ihre Standhaftigkeit und ihren Eifer in Handhabung der Rechte der natürlichen und gesetzmäßigen Thronerbin. Sie erließen hierauf einige dem Adel wie dem Volke gleich willkommene Verordnungen, und ernannten zu allen, seit einiger Zeit erledigten Würden und Ehrenämtern mehrere sehr verdienstvolle Männer. Von einem Fenster herab sprachen die Fürstinnen nun auch zu dem, auf dem vor dem Senatspalast gelegenen Platz zahlreich versammelten Volk. Auch diesem dankten sie für seine in den vorigen Tagen bewiesene Tapferkeit und treue Anhänglichkeit an seinen alten Regentenstamm. Beide versprachen stets mit mütterlicher Zärtlichkeit für das Wohl ihres

treuen und guten Volkes zu sorgen. — Zoe glaubte das Schicksal des Calaphates und dessen Oheims der Entscheidung des Volkes überlassen zu müssen. Sie fragte es demnach, was mit denselben jetzt geschehen solle? „Hänget sie an den Galgen!“ schrie alles Volk wie mit einer Stimme*). Zoe fühlte Mitleiden mit den Unglücklichen, und schon stand sie im Begriffe, das Wort: Gnade! auszusprechen, als Theodora plötzlich hervortrat und in herrischem Tone dem neuen Präfekten von Constantinopel befahl, den Calaphates und Constantin unverzüglich nach dem, zur öffentlichen Bestrafung verurtheilter Missethäter bestimmten Platz zu führen**) und dort beiden die Augen ausstechen zu lassen. Die Gerechtigkeit, fügte Theodora hinzu, erfodere ein solches Opfer; denn Verbrecher, wie diese, dürften sich keiner Strafloſigkeit zu erfreuen haben. Ein allgemeiner lauter Beifallsruf erfolgte auf den Ausspruch der Kaiserin. Sogleich begab sich nun der Präfekt nach dem Studienkloster. Eine Menge Volkes folgte ihm auf dem Fuße. Bei der Ankunft des Präfekten in dem Kloster errieth Calaphates und Constantin das ihnen drohende Schicksal. Um diesem wo möglich noch zu entgehen, flohen beide in das Sanctuarium und umfaßten den Fuß des Altars. Der Präfekt war jetzt unschüssig, ob er es wagen dürfte, durch Anwendung gewaltsamer Mittel die Heiligkeit des Orts zu entweihen. Aber das Volk ließ ihm nicht lange Bedenkzeit, stürmte in die Kirche hinein, riß Beide von dem Altar hinweg und schleifte sie unter Schmähungen und Mißhandlungen jeder Art nach dem Richtplatz. Als Cala-

*) „Tollatur scelerosus, auferatur e medio flagitiosus, in palum suffigatur, in crucem agatur, excaecetur!“ *Cedrenus.*

**) Dieser Platz in Constantinopel hieß Sigma.

phates die Werkzeuge zu seiner Bestrafung erblickte, fing er jämmerlich an zu weinen. Er bat es sich als eine besondere Gnade aus, daß man mit Vollstreckung des gefällten Urtheils bei seinem Oheim anfangen möge. Dieser allein sey der Urheber alles Unheils; nur er habe durch seine bösen Rathschläge ihn zu jenem Frevel gegen seine Wohlthäterin verleitet*). Diese Bitte ward ihm gewährt. Constantin, der in der Schlacht schon so oft dem Tode und den schmerzhaftesten Verwundungen getrotzt hatte, hielt seine Strafe mit einer, einer bessern Sache würdigen Standhaftigkeit aus; auch nicht den leisesten Ton einer Klage ließ er hören. Aber Calaphates im Gegentheil bewieß jetzt abermals durch seine Kleinmüthigkeit, durch sein Weinen, Zittern und Zagen, wie wenig er eines Thrones würdig gewesen. Er jammerte und schrie, ohne daß sein Klaggeschrei auch nur das Herz eines Einzigen der Zuschauer gerührt hätte. So sehr war dieser durch den schwärzesten Undank gebrandmarkte Mensch bei allem Volke verhaßt. — Beide wurden nun nach verschiedenen Klöstern gebracht und auf Lebenszeit darin eingesperrt. Vier Monate und fünf Tage hatte Michael Calaphates den kaiserlichen Purpur entweiht.

---

*) Constantin hatte dabei ein besonders persönliches Interesse. Er strebte nämlich nach der Allgewalt, welche sein Bruder Johannes unter der Regierung des Paphlagoniers in Händen gehabt hatte. Eben diese Stellung hoffte Constantin unter seinem Neffen zu gewinnen. Dazu war es nun freilich nothwendig, daß Zoe nicht nur aller Gewalt beraubt, sondern sobald möglich aus dem Palaste entfernt, und, worauf es hier vorzüglich ankam, auch von den Freunden und Anhängern des macedonischen Hauses auf immer getrennt würde.

20. Zoe und Theodora. — Constantinopel bot jetzt der Welt ein bis dahin noch nie gesehenes Schauspiel dar. Zwei Schwestern, geschmückt mit allen Zeichen der Herrscherwürde, umgeben von der Leibwache, dem Senat, und den höchsten Beamten des Staates, saßen auf dem Thron, und übten gemeinschaftlich alle Rechte der höchsten Gewalt aus. Aber ihre Regierung zeugte weder von Schwäche, noch Unverstand. Einer Menge der gröbsten Mißbräuche, besonders dem Kaufen und Verkaufen der Aemter, ward durch mehrere, schnell auf einander folgende Edicte ein Ende gemacht. Die völlig erschöpften Staatskassen wurden, ohne das Volk zu drücken, in wenigen Tagen wieder gefüllt*), die Anführung der Heere erfahrenen und erprobten Feldherren übertragen, und überhaupt zu allen Aemtern und Ehrenstellen nur würdige, verdienstvolle Männer ernannt. Auch der tapfere Maniaces ward wieder mit völlig unumschränkter Gewalt nach Italien gesandt, und der Krieg gegen die Normänner gänzlich seiner Einsicht überlassen. Alles war demnach auch zufrieden; jeder gehorchte mit zuvorkommender Bereitwilligkeit, und seit langer Zeit war das Reich nicht so ruhig, und der Gang der Verwaltung so wenig gestört, als jetzt. — Leider hatte

*) Die völlige Leere in den Staatskassen, in denen man auch nicht einen Obol fand, erregte Verdacht und leitete denselben bei der besonnenen Theodora auf den Dux Constantin, der während der kurzen Regierung seines Neffen mit den Finanzen nach Willkür geschaltet hatte. Sie ließ ihn aus seinem Kloster holen, und durch ihre Drohungen geschreckt, bekannte er, daß in seinem ehemaligen Palaste, in einer Cisterne, fünf Tausend drei hundert Pfund Goldes vergraben wären. Mit diesem Gelde waren nun die dringendsten Bedürfnisse des Staats, so wie die laufenden Ausgaben der Verwaltung glücklicher Weise gedeckt.

dieſe verſtändige und milde weibliche Regierung nur die kurze Dauer von nicht gar drei Monaten. Die Charaktere der beiden Fürſtinnen, noch mehr jene ihrer Miniſter und deren perſönliche Intereſſen und Beſtrebungen waren zu ſehr von einander verſchieden, als daß dieſe gemeinſchaftliche Herrſchaft länger hätte dauern können. Zudem erwachte in Zoes Bruſt eine immer zunehmende Eiferſucht auf ihre Schweſter Theodora, der, ihrer Frömmigkeit und Tugenden wegen, das Volk bei jeder Gelegenheit zu auffallende Beweiſe ſeiner größern Verehrung, Liebe und Anhänglichkeit gab. Zoe ſann alſo auf Mittel, ihre Schweſter von den Geſchäften zu entfernen, und ſchon im voraus überzeugt, daß Theodora ihren jungfräulichen Stand ſelbſt einer Krone vorziehen würde, erklärte ſie eines Tages in dem Senat, wie ſehr die bisher gemachten Erfahrungen ſie überzeugt hätten, daß weibliche Hände zu ſchwach wären, die Zügel der Regierung eines ſo großen Reiches mit Feſtigkeit und Sicherheit zu führen. Dazu werde durchaus die weit kräftigere und ſtärkere Hand eines Mannes erfodert. Der Senat möchte alſo Einen wählen, den er des Throns am würdigſten halte. Sie ſey bereit, obgleich in Jahren weit vorgerückt — Zoe war zwei und ſechzig Jahre alt — dennoch dem Beſten des Reiches ein Opfer zu bringen, und demjenigen, auf welchen die Wahl des Senats fallen würde, ihre Hand und ihr Herz zu weihen. Dieſe Erklärung ward von dem Senat und allen anweſenden hohen Reichsbeamten mit dem größten Beifall aufgenommen, natürlicher Weiſe jedoch die Wahl des Gemahls der Kaiſerin ſelbſt überlaſſen. In Zoes Wagſchale wog körperliche Wohlgeſtalt ungleich ſchwerer, als Geburt und ſelbſt die größten Verdienſte um den Staat. Bevor ſie noch dem Senate jene Erklärung gemacht, hatte ſie

schon im Stillen gewählt. Aber das Geheimniß ihres Herzens ward verrathen durch die auffallende Auszeichnung, mit der sie seit kurzem einen gewißen Artoclines behandelte. Außer einer schönen und lieblichen Gesichtsbildung hatte derselbe durchaus nichts Ausgezeichnetes, bekleidete auch jetzt nur ein sehr untergeordnetes Hofamt. Unglücklicher Weise war Artoclines schon verheirathet, seine Gattin hing mit leidenschaftlicher Liebe an ihm, und nun voll Verzweiflung, daß der Geliebte ihrer Seele ihr auf immer sollte entrissen werden, wollte sie ihn lieber todt, als in den Armen der Zoe wissen, und schaffte ihn daher, durch ein ihm gereichtes Gift, schnell aus der Welt. Die über den Tod des schönen Mannes zwar trauernde, aber nicht trostlose Zoe erinnerte sich nun des Constantinus Monomachus, eines Anverwandten des verstorbenen Kaisers Romanus*). Dieser verband zwei in den Augen der Kaiserin sehr bedeutende Vorzüge, nämlich Schönheit und vornehme, edle Geburt. Seit sieben Jahren lebte er in der Verbannung zu Mitylene**). Zoe rief ihn jetzt zurück; und noch jenseits des Bosporus kam ihm schon ein kaiserlicher Kammerherr entgegen, der ihm den Purpur überbrachte, und mit diesem die freudige Botschaft, daß die Kaiserin ihn zu ihrem Gemahl gewählt habe.

*) Constantin hatte eine Nichte dieses Kaisers zur Gemahlin gehabt, die aber wenige Jahre nach ihrer Vermählung schon wieder gestorben war. Woher er den Beinamen Monomachus erhalten, ist unbekannt.

**) Unter einem schalen, ganz unbedeutenden Vorwande war er von Michael dem Paphlagonier dahin verbannt worden; eigentlich blos deßwegen, weil der Kaiser, auf seine Gemahlin ungleich eifersüchtiger als sein Vorfahrer Romanus, bei Zoe eine Neigung zu diesem Constantin zu bemerken glaubte.

Da eine dritte Heirath in der griechischen Kirche verboten war, so wollte auch der Patriarch Alexis das kaiserliche Brautpaar nicht einsegnen. Einer der Hofkapläne verrichtete also die Trauung; und da Zoe sich der von Alexis ihr auferlegten leichten Buße sehr bereitwillig unterwarf; so ward sie auch schon nach wenigen Tagen wieder mit ihrer Kirche und dem Patriarchen ausgesöhnt. — Theodora verließ jetzt zum zweitenmale den Palast und kehrte in ihr einsames Kloster zurück, behielt aber den Titel Augusta bei, und mit diesem auch ihre Ansprüche auf den Thron.

21. Constantinus Monomachus. — Mit Constantinus Monomachus bestieg jetzt zu gleicher Zeit ein bisher weder im Privatstande, und noch viel weniger im Purpur je gesehenes oder erlebtes Aergerniß den Thron. Gleich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin hatte Constantin die Enkelin jenes tapfern Sklerus kennen gelernt, der einst so lange, und mit so vielem Erfolge mit Basilius II. um die Herrschaft kämpfte. Sie hieß Sklerena, und war, als Constantin sie zum erstenmale sah, eine ganz junge, noch in der vollen Blüthe jugendlicher Schönheit stehende Wittwe. Er entbrannte in leidenschaftlicher Liebe gegen sie, und auch der schönen Sklerena mißfiel nicht der nicht minder männlich schöne Constantin. Ihre Herzen erriethen sich, und nun ward zwischen Beiden der Bund ewiger Liebe geschlossen. Constantin hatte keinen sehnlichern Wunsch, als Sklerenens Gemahl zu werden; aber aus einer ganz eigenen Art weiblichen Eigensinns wies sie Constantins Hand zurück, begehrte nur sein Herz, und hielt es in ihrer schwärmerischen Liebe für ein größeres Glück, Constantins Geliebte als dessen Gemahlin zu seyn. Offenbar beruhete diese weib-

liche Bizarrerie blos auf dem Wahn, daß das Band der Ehe, weil es die Freiheit des Mannes fessele, auch dessen Liebe erkalte*). — Von jetzt an ward

*) Wie jedem Irrthum liegt auch diesem etwas Wahres zum Grunde. Aber nur für Solche, die in dem, was sie zu lieben wähnen, blos sich selbst lieben; denen dann auch gewöhnlich nur sinnliches Bedürfniß unter der erborgten Gestalt der Liebe erscheint, besonders wenn ihre sinnlich entflammte Phantasie den Gegenstand ihrer vermeintlichen, weil blos selbstsüchtigen Liebe, noch mit eingebildeter und erlogener Grazie ausschmückt. Natürlicher Weise muß alsdann, wenn nach eingegangener Ehe das Blut ruhiger wird und die früheren Täuschungen der Einbildungskraft sich in leeren Dunst auflösen, auch jene sogenannte Liebe, die nur im Blute ihren Sitz hatte, dahin schwinden, ja sogar, und zwar nicht selten, Eckel und Ueberdruß zur Folge haben. Aber etwas ganz anderes, und ungleich erhabener ist eine reine, durch keine Leidenschaft getrübte, und noch durch keine unlautere Kanäle geflossene Liebe, die nicht auf einem trügerischen Spiele der Sinne, sondern auf der innern geistigen Verwandtschaft zweier einander sympathetisch entgegen schlagender Herzen beruhet, auf Religion und warmes Tugendgefühl sich stützt und das Gemüth immer mehr und mehr zu Gott erhebt. Hat ja — wenn wir uns nicht irren — schon Origenes anerkannt, daß Liebe und Andacht sich nicht nur leise berühren, sondern im innigen schwesterlichen Bunde mit einander stehen. Eine solche, am reinen Feuer der christlichen Vesta entzündete Liebe kann durch das Band der von Jesu Christo so sehr geehrten, und zu einem Sakramente erhobenen Ehe nie gemindert werden. Im Gegentheil, weil durch die in jenem Sakramente liegende innere Gnade noch mehr geläutert und geheiliget, wird sie in sich selbst stets neue und noch süßere Nahrung finden. Diese heilige Flamme erlöscht nicht, auch dann nicht, wenn der Tod das Auge bricht. Der ihrer irdischen Fesseln entledigten himmlischen Psyche leuchtet sie auch noch jenseits des Grabes.

Sklerena Conſtantins unzertrennliche Gefährtin. Als er aus Conſtantinopel verbannt ward, begleitete ſie ihn nach Mitylene, und erheiterte ihm ſieben Jahre lang, ſo viel ſie nur konnte, den öden freudenleeren Aufenthalt ſeiner Verbannung. Entſchloſſen jedes Schickſal mit Conſtantin zu theilen, kehrte ſie nun auch mit demſelben wieder nach Conſtantinopel zurück*). Conſtantins Vermählung mit der Kaiſerin war ihr gleichgültig, deſto mehr erfreuete ſie ſich über deſſen Erhebung auf den Thron, und nur noch reitzender erſchien ihr jetzt ihr Geliebter in dem kaiſerlichen Purpur. Ob Zoe ſchon vor ihrer Vermählung dieſes Verhältniß zwiſchen Conſtantin und Sklerena kannte, oder es erſt nachher erfuhr: dieß weiß man nicht. Aber wie dem auch ſey, ſo benahm ſich jetzt die Kaiſerin, ſowohl gegen ihren Gemahl wie gegen Sklerena, mit einer Nachſicht und Gefälligkeit, wovon man in der ganzen Geſchichte der Menſchheit und aller menſchlichen Verirrungen und Thorheiten ſchwerlich ein ähnliches Beiſpiel finden wird. Willig geſtattete Zoe, daß Conſtantin ſeiner Sklerena den Titel: Auguſta beilegte, ſie mit allem Pompe einer Kaiſerin, mit einer Leibwache, und einer ſo zahlreichen Dienerſchaft umgab, als ſie kaum ſeine rechtmäßige Gemahlin hatte. Auf dem Thron, ſelbſt im Circus

---

Eine Emanation der göttlichen Liebe, iſt ſie unſterblich und ergießt ſich dann wieder in jenen Ocean, dem ſie entquollen, und der die ganze, aus zahlloſen Welten beſtehende Schöpfung mit unendlicher Liebe umfaßt, trägt und erhält. Gott iſt die Liebe: dieſe Definition iſt hinreichend, um wahre reine Liebe von falſcher und unächter zu unterſcheiden.

*) Eo porro animorum nexu devincti, eo amoris ardore inflammati erant, ut nisi una essent, vitam sibi morte acerbiorem putarent. *Zonar.*

saß er zwischen beiden Frauen, Zoe zu seiner Rechten, Sklerena zur Linken. In den gewöhnlichen frohlockenden Zurufungen des Volkes ward der Name der Einen wie der Andern genannt. Endlich hatte auch Sklerena ihre Wohnung in dem Palaste, und ihr Gemach war von jenem der Zoe blos durch das dazwischen liegende Gemach des Kaisers getrennt. Ja, ihre Gefälligkeit trieb die Kaiserin, wahrscheinlich auf ähnliche Gefälligkeit Anspruch machend, gar so weit, daß, wenn sie in das Gemach ihres Gemahls treten wollte, sie sich erst sorgfältig erkundigte, ob nicht Sklerena schon bei demselben wäre; in welchem Falle sie dann ihren Besuch auf eine schicklichere Zeit aussetzte*). — Für so große Milde und Schonung war Monomachus nicht undankbar. Er ehrte seine Gemahlin, suchte alle ihre Wünsche zu befriedigen, und ließ ihr sogar bedeutenden Einfluß in der Verwaltung, an der sie jedoch eben so friedlich und gutmüthig auch die Sklerena ihren Antheil nehmen ließ; und so bildeten nun, wie ein neuerer Geschichtschreiber sich ausdrückt, diese beiden, in den Thron wie in den Kaiser sich theilenden Frauen, gleichsam ein gestadeloses Meer, in welches alle Abgaben, alle Tribute der Provinzen und alle Einkünfte des Reiches sich ergossen, und dem auch alle Gnadenerweisungen, gewöhnlich für schweres Geld, wieder entströmten. Aber wie sehr muß nicht ein Volk demoralisirt, und wie verdorben und tief gesunken muß es nicht seyn, um einen so schändlichen, seiner Religion höhnenden, selbst den Heiden unbekannten Unfug, ohne auch nur ein Zeichen der Mißbilligung zu geben, stumpf und

*) — — Prius eum Imperatrix convenire non solebat, quam accurate perquisisset, adamatam apud eum non esse.

gefühllos zu ertragen; und was läßt sich von einer Geistlichkeit und einem Patriarchen denken, die es nicht wagen, auch nie einen nur schwachen Versuch machen, sich gegen ein Scandal zu erheben, welches das Laster der gröbsten Unzucht, Ehebruch und Vielweiberei, angethan in dem glänzendsten Gewande, öffentlich zur Schau stellte, und nothwendig bald jeden glimmenden Funken von Sittlichkeit und Religion bei dem Volke ersticken mußte*)!

22. Monomachus hatte gehofft, daß der Thron für ihn blos ein Sitz träger Ruhe und ununterbrochenen Vergnügens seyn werde. Aber aus diesem süßen Traum ward er bald sehr unfreundlich geweckt. Seine ganze Regierung hindurch hatte er gegen innere und äußere Stürme zu kämpfen; und während im Süden, Osten und Norden, Servier, Russen, Petschenegen, Sarazenen und Seldschuckische Türken das Reich anfielen, machten in kurzer

*) Wegen Sklerena entstand doch einmal ein großer Tumult, und zwar während einer feierlichen Prozession. Aber die Ursache davon war blos ein unter dem Volke verbreitetes falsches Gerücht, daß nämlich Sklerena den beiden Kaiserinnen nach dem Leben strebe, um den Thron mit Niemanden als blos dem Kaiser zu theilen. Der Aufstand hätte für den Monomachus gefährlich werden können, wenn nicht Zoe und Theodora selbst aus einem Fenster herab zu dem Volke gesprochen, es von dem Ungrund des umherlaufenden falschen Gerüchts überzeugt, und so es wieder beruhiget hätten. Es war also nicht tief gekränktes, schmerzhaft verletztes religiöses Gefühl, sondern blos Anhänglichkeit an das mazedonische Haus, was den augenblicklichen Volksaufstand herbeigeführt hatte. Alles blieb demnach auch beim Alten, bis endlich Gott selbst bald darauf, durch Sklerenens ganz unvermutheten schnellen Tod, das Aergerniß vor den Augen der Welt hinwegnahm.

Zeit drei Gegenkaiser nacheinander ihm den Thron von Constantinopel streitig. Constantin stellte sich nie an die Spitze seiner Heere. Schwelgend an Sklerenens Seite, oder vom Podagra — Folge unmäßiger Genüsse — in seinem Bette festgehalten, sandte er blos seine Feldherren, in deren Wahl er größtentheils sehr unglücklich war, gegen alle innere wie äußere Feinde. Eine Empörung folgte auf die andere. In dem kurzen Zeitraum von vier Jahren sah das Reich drei Gegenkaiser sich erheben. Der erste, der sich den Purpur anlegte, war Theophilus, Statthalter in Cypern. Er wollte ein eigenes Königreich auf der Insel gründen. Bei den schwachen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, war es offenbar ein sinnloses Unternehmen. Die kaiserliche Flotte durfte sich also blos der Insel nähern, um dem neuen Königreich ein Ende zu machen. Theophilus ward von den Seinigen verlassen, und als ein Gefangener nach Constantinopel gesandt. Wie es scheint, betrachtete ihn der Kaiser mehr wie einen Verrückten, als für einen Verbrecher; denn seine ganze Bestrafung bestand blos darin, daß er ihn in Frauenkleidern auf dem Circus eine halbe Stunde dem Gelächter des Volkes preisgab. — Aber desto größer war die Gefahr, die dem Monomachus drohete, als der kriegskundige und tapfere Maniaces, nachdem er sogar die Normänner besiegt und den größten Theil von Apulien seiner Herrschaft unterworfen hatte, sich in Italien das kaiserliche Diadem um die Stirne wand, sein Heer einschiffte, bei Dyrrachium landete, und in das Innere des Reiches einbrach. Der Kaiser ließ ihm durch einen geschickten Unterhändler die annehmbarsten Friedensvorschläge machen. Aber Maniaces glaubte, den kühnen und gefährlichen Schritt, den er gethan, nicht mehr zurückthun zu können. Während der Unterhandlungen zog jedoch

Constantin seine Truppen zusammen, und gab über das zahlreiche, treffliche Heer dem Verschnittenen Stephanus den Oberbefehl. Es ist dieß derselbe Eunuch, der dem Constantin den kaiserlichen Purpur und die frohe Nachricht von seiner Thronerhebung gebracht hatte. Seit dieser Zeit besaß er des Kaisers ganzes Vertrauen; aber dieses vermochte ihn weder zum Helden, noch zu einem großen Feldherrn zu machen*). Gleich in der ersten Schlacht bei Ostrobus, welche entscheidend gewesen seyn würde, ward er mit ungeheuerm Verlust auf das Haupt geschlagen; und schon hatte Maniaces einen vollständigen Sieg errungen, als er, von einem Pfeile in die Brust getroffen, todt vom Pferde herabsank. Ob ihm der Pfeil von der Hand eines versteckten feindlichen Soldaten, oder von jener eines Verräthers war gesandt worden: dieß ist ein Problem, dessen Auflösung, da mit dem Tode des Maniaces auch die Empörung gedämpft war, nun auch kein besonderes Interesse mehr hatte**). — Der dritte, den des

*) — — Recens in tranquillum imperatoriae potentiae veluti portum pervectus, se voluptatibus et deliciis dedidit, ut molestiam ex tempestate calamitatum conceptam ex animo expueret. *Zonar.*

**) Es war weder Schwungsucht noch Unzufriedenheit mit der Regierung, sondern blos glühende Rachgier wegen einer von Sklerenens Bruder ihm und seiner Ehre zugefügten Schmach, welche dem Maniaces die Waffen gegen seinen Kaiser und Herrn in die Hände gab. Längst schon hatten Er und Sklerus mit einander in Feindschaft gelebt. Beide hatten in dem Orient sehr bedeutende Besitzungen. Die Ländereien des Einen grenzten an jene des Andern; und um dem Zorne des heftigen, kühnen und kräftigen Maniaces zu entgehen, hatte Sklerus sich schon einmal auf lange Zeit von seinen Gütern entfernt halten müssen. Als aber Constantin Monomachus und mit ihm zugleich Sklerena

Kaisers schreiende Ungerechtigkeit zur Empörung zwang, war Leo Tornicus, ein edler, hochherziger, durch treffliche Eigenschaften des Geistes wie des Herzens gleich ausgezeichneter Mann. Er wohnte in Adrianopel, war der Liebling des Volkes wie auch aller in Macedonien liegenden Truppen, und da er ein Anverwandter des Kaisers war, so schmeichelten sich die Einwohner Macedoniens mit der Hoffnung, daß der Kaiser, der keine Erben zu erwarten hatte, ihn zu seinem Nachfolger erklären würde. Schon dieser Umstand machte, daß Monomachus den Tornicus nicht liebte, und ganz verhaßt ward er ihm, als er erfuhr, daß derselbe bei der geistvollen und tugendhaften Prinzessin Eutergia, des Kaisers Schwester, in sehr großem Ansehen stehe. Um ihn zu entfernen, gab man ihm die Statthalterschaft von Iberien. Es war eine ehrenvolle Verbannung. Doch auch hier ließ man ihn nicht lange in Ruhe. Fälschlich angeklagt, nach dem Reiche zu streben, ward er, ohne daß man ihn gehört, oder auch nur eine gerichtliche Untersuchung gegen ihn eingeleitet

---

den Thron bestiegen hatte, da glaubte Sklerus, daß nun auch für ihn die Stunde der Wiedervergeltung geschlagen habe. Des allmächtigen Schutzes seiner Schwester, und mithin auch des Kaisers versichert, benutzte er die Abwesenheit seines gefürchteten Gegners, riß einen Theil der Güter des Maniaces an sich, und schändete noch überdieß die Gemahlin desselben. Solche Frevel wollte Maniaces nicht ungerochen lassen, und in der Ueberzeugung, daß er bei den damals am Hofe herrschenden Verhältnissen keine Gerechtigkeit von dem Kaiser werde zu erwarten haben, streckte er nun selbst die Hand nach der Krone aus, und wagte jenes blutige Würfelspiel, das er höchst wahrscheinlich, hätte es einen Verräther weniger in der Welt gegeben, auch gewonnen haben würde.

hätte, sogleich verurtheilt, auf Befehl des Kaisers ihm der Kopf geschoren, Mönchskleidung angelegt, er in diesem Anzug nach Constantinopel zurückgebracht, und dort in einem Kloster eingesperrt. Diese harte und ungerechte Behandlung empörte alle edle Gemüther, besonders aber die Legionen in Macedonien. Einige Officiere und gemeine Soldaten eilten nach Constantinopel, entführten den Tornicus aus dem Kloster und brachten ihn glücklich nach Adrianopel zurück. Unter wildem Freudengeschrei versammelte sich nun alsogleich die in der Stadt liegende starke Besatzung um die Wohnung des Tornicus, rief ihn zum Kaiser aus, und zwang ihn, seiner eigenen Sicherheit wegen, das von den Händen der Soldaten ihm überreichte Diadem anzunehmen. Tornicus zögerte nicht, an der Spitze der Truppen, die ihm zu Gebote standen, sich gegen Constantinopel in Marsch zu setzen. Zusehends vermehrte sich sein kleines Heer unter Weges; denn, allgemein beliebt, wie er war, strömten jetzt alle Soldaten, Officiere, auch viele andere junge kampflustige Leute von allen Seiten herbei, um sich unter seine Fahne zu reihen, und schon über alle Erwartung zahlreich war sein Heer, als er mit demselben vor den Mauern von Constantinopel ankam. Der Kaiser schwebte jetzt in der größten Gefahr. Zu seiner Vertheidigung hatte er blos eine ziemlich schwache, dabei des Krieges ungewöhnte Leibwache bei sich, und sein ganzes Heer befand sich, mit den Sarazenen und Türken beschäftiget, an den äußersten Grenzen des Orients. Gleich in den ersten Tagen der Belagerung hätte demnach auch Tornicus sich, beinahe ohne allen Verlust, der Stadt bemächtigen können. Der Kaiser fiel nämlich auf den tollen Gedanken, daß er sich dem feindlichen Heere nur in dem ganzen Glanze der kaiserlichen Majestät

zeigen dürfte, um es sogleich zu entwaffnen, und so der Empörung ein Ende zu machen. Auf einem sehr erhabenen Ort, wo er von dem in Schlachtordnung sich nähernden Heere konnte gesehen werden, ließ er einen Thron errichten; und um den Eindruck zu verstärken, befahl er, daß, sobald er sich auf dem Throne zeigen würde, auch ein Ausfall gegen den Feind sollte gemacht werden. Aber Monomachus kannte nicht die Anhänglichkeit der Macedonier an ihren Anführer. Statt die gehoffte Wirkung hervorzubringen, ward er, sobald die Feinde ihn erblickten, mit einem dichten Hagel von Pfeilen und Steinen begrüßt. Mehrere aus seinem Gefolge wurden verwundet. Schnell mußte der Kaiser sich zurückziehen; aber eben so schnell wurden auch die paar Tausend in der Eile zusammengeraffte Soldaten zurückgeschlagen, und als die zur Vertheidigung Constantinopels auf den Mauern stehenden bewaffneten Bürger die Ihrigen fliehen sahen, verließen sie ebenfalls, von panischem Schrecken ergriffen, ihren Posten. Sehr leicht und bequem hätte jetzt Tornicus mit den Fliehenden durch das denselben offen stehende Thor in die Stadt dringen können. Aber er that es nicht, und zwar blos aus Edelmuth; da es nämlich schon sehr späte am Abend war, so befürchtete er, daß bei der Dunkelheit der nun bald einbrechenden Nacht die unglücklichen Einwohner von Constantinopel von seinen, durch den Sieg erhitzten Soldaten, alle Gräuel einer mit Sturm eroberten Stadt würden erfahren müssen. Schon ganz nahe an dem Thore, ließ er also zum Rückzug blasen, in der Hoffnung, daß er das mit so vielem Glück begonnene Werk auch an einem der folgenden Tage eben so glücklich und auf eine noch menschenfreundlichere Weise vollenden werde. Aber leider kehrte der günstige Augenblick,

den das Glück ihm geboten, und den er nicht benutzt, nun nie mehr wieder zurück. Der Kaiser, belehrt durch die Gefahr, der er beinahe nur durch ein Wunder entgangen war, fragte jetzt einige des Krieges kundigere Officiere um Rath, und diese trafen nun noch in derselben Nacht so treffliche Vertheidigungsanstalten, ließen so viele Wurfmaschinen auf die Mauern führen, wußten sie so zweckmäßig zu stellen und zu ordnen, und machten unter den waffenfähigen Einwohnern von Constantinopel eine so verständige Auswahl, daß alles eine ganz andere Gestalt gewann. Mehrere Stürme der Macedonier wurden jetzt zurückgeschlagen, und die Einwohner dadurch so sehr ermuthiget, daß Tornicus sich endlich gezwungen sah, die Belagerung aufzuheben. Alle Städte Macedoniens und Thraciens hatten ihn als Kaiser anerkannt und ihre Thore ihm geöffnet, bis auf Rhedästum, welche Stadt der Bischof im Gehorsam gegen den Kaiser erhielt. Nun verlor Tornicus abermals eine kostbare Zeit durch die lange und doch völlig fruchtlose Belagerung von Rhedästum. Aber indessen war die Armee aus dem Orient angekommen. Diese theilte sich in zwei zahlreiche Heerhaufen. Der eine davon setzte bei Chrysopolis über den Bosporus, und der andere ging bei Abydus über den Hellespont. Die Absicht war, den Feind zu umringen und den Rückzug ihm abzuschneiden. Tornicus errieth nicht den Plan des kaiserlichen Heeres; und als dieses sich bei Arkadiopolis wieder vereint hatte, war Tornicus von allen Seiten umzingelt. Bald stellte sich jetzt in seinem Lager Mangel an Lebensmitteln ein; der Winter näherte sich; die Witterung ward immer rauher und ungünstiger. Den Macedoniern entsank nun nach und nach der Muth. Die gemeinen Soldaten fingen an auszureißen; diesen folgten bald auch

Offiziere, und selbst von höherm Range; und es dauerte nun nicht mehr lange, so war der größte Theil seines Heeres auseinander gelaufen. Von allen, bis auf wenige, die treu bei ihm aushielten, verlassen, hatte nun Tornicus, dem alle Wege verrennt waren, keinen andern Ausweg, als sich in eine Kirche zu flüchten. Der kaiserliche Feldherr Jositus ließ ihn aus diesem geheiligten Zufluchtsort herausnehmen und schickte ihn mit Ketten beladen nach Constantinopel. Tornicus ward zu lebenslänglicher Kerkerstrafe verurtheilt; nachdem man ihm, der ein besseres Schicksal verdient hätte, vorher noch, und zwar am Vorabend des heiligen Weihnachtsfestes, beide Augen ausgestochen hatte*). Alle, die dem Tornicus bis an das Ende treu geblieben waren, wurden, nachdem man sie in den Circus gebracht, dort auf mancherlei Weise beschimpft, und der gemeine Pöbel allerlei Muthwillen an ihnen geübt hatte, sämmtlich verbannt und alle ihre Güter dem kaiserlichen Fiscus zugesprochen.

23. Weniger durch sein Zuthun, als durch ein ihm günstiges Geschick, hatte Monomachus diese beiden ihm so gefährlichen Empörungen gedämpft. Aber mit ungleich schwächerm Erfolge kämpfte er gegen seine äußern Feinde. Der neue kriegerische König Stephan von Servien erlaubte sich öftere Einfälle in das römische Gebiet; und als der Kaiser gegen ihn ein zahlreiches Heer sandte, ward dasselbe nicht blos geschlagen, sondern völlig vernichtet.

*) Die Leser werden schon mehrmal bemerkt haben, daß bei den Griechen in Constantinopel nur gar zu oft gerade die Vorabende der allerheiligsten Kirchenfeste Zeugen der blutigsten Hinrichtungen oder grausamsten Bestrafungen seyn mußten.

Dem Schwert der Barbaren entrannen nur Wenige, größtentheils mit Wunden bedeckt; verwundet entkam auch Michael, des Kaisers Feldherr, der das Heer auf die Schlachtbank geführt hatte. Vierzig tausend Leichen erschlagener Griechen bedeckten die serviſchen Thäler und Gebirgsschluchten. Stephan setzte hierauf seine gewöhnlich sehr beutereichen Raubzüge in die angrenzenden griechiſchen Provinzen noch einige Zeit fort, bis endlich ein mit ihm geschlossener Vergleich, dessen Inhalt man nicht kennt, dem Reiche von dieſer Seite Ruhe schaffte. — Besser ging es dem Kaiſer in dem Kriege mit den Ruſſen. Schon seit vielen Jahren, wie man ſich erinnern wird, ſtanden die Ruſſen mit den Griechen in dem regſamſten Handelsverkehr. In Conſtantinopel befanden ſich ſtets sehr viele ruſſiſche Kaufleute. Aber nun geſchah es eines Tages, daß zwiſchen dieſen und den Griechen auf dem Markt ein heftiger Streit entſtand, und in dem Getümmel ein vornehmer Ruſſe, den der Großfürſt an den Hof von Conſtantinopel geſandt hatte, erſchlagen ward. Der Kaiſer ordnete unverzüglich einen Geſandten nach Kiew und ließ dem Großfürſten alle nur mögliche Genugthuung anbieten. Aber Jaroslav, den ſeine Siege über einige barbariſche Völker übermüthig gemacht hatten, wieß alle Anträge ſtolz zurück. Selbſt der Geſandte des Kaiſers ward unanſtändig behandelt und mit Schimpf zurückgeſchickt. Wie in frühern Zeiten ſegelten die Ruſſen wieder in zahlloſen kleinen Kähnen den Dniepr herab in das ſchwarze Meer und längs der Küſte gegen Conſtantinopel. Zwar war die kaiſerliche Flotte in andern Gewäſſern zerſtreut; aber dennoch ſiegte wieder der Griechen größere Gewandtheit auf der See, und beſonders das griechiſche Feuer über den auf dem Meere wenig furchtbaren Feind. Alle Arten in

dem Hafen von Constantinopel liegender Fahrzeuge wurden in aller Eile ausgerüstet und mit auserlesenen Truppen bemannt. Dießmal bestieg der Kaiser, vielleicht zum erstenmal, eine Galeere. Die griechische Flotte stieß auf jene der Russen an dem Eingang des Kanals; und nun waren drei dreiruderige Schiffe unter Führung des Basilius hinreichend, mit Hülfe des griechischen Feuers, wovon der Kaiser einen ungeheuern Vorrath mitgenommen hatte, die ganze russische Flotte zu zerstören. Viele ihrer Fahrzeuge wurden verbrannt, die andern zerstreut und an Klippen und Felsen zertrümmert. Der Kaiser kehrte hierauf nach Constantinopel wieder zurück*).

*) Dieser Basilius, dessen Name von der Geschichte überliefert zu werden verdient, führte den Beinamen Theodorocanus. Folgende That von ihm in dieser Schlacht erzählt Cedrenus (T. II. p. 759.): „Acceptis triremibus non levi proelio eorum animos irritat — (Er war nämlich von dem Kaiser nicht beauftragt worden, mit seinen paar Schiffen sich in ein Treffen einzulassen, sondern blos die Feinde zu necken und zu einer Schlacht zu reizen), sed in medios hostes invectus septem naves artificiose igne cremat, tres cum ipsis vectoribus demergit, unaque potitur in eam insiliens et classiarios partim caedens partim audacia ipsius perterritos fugans.“ — — Wir erinnern uns bei dieser Gelegenheit einer von Herrn Professor Schlosser gemachten, wie gewöhnlich sehr scharfsinnigen und treffenden Bemerkung. Von dem tapfern, jeder Gefahr trotzenden Catacalon sprechend, sagt er nämlich: „Man muß erstaunen, daß noch so Manche (in dem griechischen Reiche) gefunden wurden, die, ohne durch den Gedanken an ein Vaterland, das ihnen wenig galt, getrieben zu seyn, sich dennoch der Vertheidigung des Reiches aufopferten, wie dieß im Petschenegenkriege geschah.“ — — Ja wohl konnte die Idee des Vaterlandes bei den byzantinischen Griechen keinen begeisternden

Gedanken erwecken. Das Vaterland war für sie nichts als ein ganz leeres gemüthloses Vernunftabstraktum; indem sie sich ja offenbar nicht einmal in einem gesetzlichen oder staatsrechtlichen Socialzustand befanden. Die ganze Nation war nichts als eine ganz einförmig zusammengeschmolzene, der tollsten Willkür eines Despoten preisgegebene Masse von Sklaven. Von einer Verfassung, von einer so durchaus nothwendigen Gliederung des Staatskörpers konnte gar keine Rede seyn. Dem Namen nach hatten sie zwar Stände, Geistlichkeit, Adel, Volk ꝛc. ꝛc. Aber vor den Augen des Despoten verschwand jeder Unterschied, und die ersten Reichsbeamten, die dem Throne am nächsten standen, wurden, wenn sie das Unglück hatten, dem Kaiser zu mißfallen, gleich den schmutzigsten Gaunern aus dem niedrigsten Pöbel öffentlich gegeißelt, gepeitscht, verstümmelt, und alles Ehrgefühl war bei der Nation so gänzlich erstickt, daß z. B. derselbe oberste Kämmerling oder Großlogothet, der vor einigen Tagen auf Befehl des Despoten von den Schergen des Präfekts von Constantinopel öffentlich war gegeißelt oder gepeitscht worden, gleich darauf wieder in seinem Hof- oder Beamtenkostüme erscheinen und seine Funktionen verrichten konnte, ohne daß die Classe, der er angehörte, sich durch jene knechtische Bestrafung nur im mindesten entehrt fühlte. — Ganz gewiß muß man dann erstaunen und sich die Frage aufwerfen, wie es möglich gewesen, daß die griechischen Heere dennoch zu jeder Zeit so viele Helden von jedem Range und so zahllose Beispiele ungewöhnlicher Tapferkeit und edler Selbstaufopferung aufzuweisen haben konnten *). Den Erklärungsgrund dieser historischen Erscheinung haben wir zum Theil schon weiter oben angegeben. Er liegt nämlich in dem,

*) Wenn wir jetzt über einen Gegenstand, der Manchem als ganz fremdartig scheinen könnte, uns weitläufiger, als wir vielleicht sollten, verbreiten werden; so wird jeder nur etwas aufmerksame Leser, besonders am Ende dieser Note, die Gründe, die uns dazu bewogen, sich selbst zu erklären wissen.

jeder stehenden Armee eigenen Geiste (Esprit de Corps), erzeugt durch eine auf alle an ein Heer zu richtende Foderungen weise berechnete militärische Disciplin, — dieß Wort in seiner weitesten Bedeutung genommen. Durch diesen Esprit de Corps wird der Soldat ein ganz neues, allen bürgerlichen Verhältnissen entrissenes Wesen; daher auch bei den alten Römern, nämlich zur Zeit, als die Größe und ungeheure Ausdehnung ihres Reiches sie zwang, stehende Heere zu halten, jeder Jüngling, der in eine Legion trat, seinen Namen ablegen und einen andern, einen Kriegsnamen, annehmen mußte. — Die militärische Disciplin der alten Römer so wie auch ihre Taktik und Strategie gingen, als in dem Abendlande der miles perpetuus eingeführt war, nach und nach ebenfalls auf die neuern Armeen über*), und damit zu gleicher Zeit auch, nur bald mehr bald weniger bemerkbar, derselbe Esprit de Corps der römischen Heere; und so kennt auch heute zu Tage noch der Soldat, wenn er einmal eingereihet und eine gewisse Zeitlang in ununterbrochenem Dienste gehalten worden, kein anderes Vaterland, als sein Regiment, keine andere Vaterstadt, als seine Compagnie, keine andere Landesleute, als seine Kriegskameraden. Oft kennt er nicht einmal den König oder Fürsten, dem er dient; hat ihn bisweilen, besonders in entfernten Garnisonen, in seinem Leben noch nicht gesehen. Was er aber dafür desto besser kennt und desto richtiger zu würdigen weiß, das sind seine Chefs, an die er, weil in seiner Lage ganz vorzüglich für Anhänglichkeit empfänglich, sich auch mit ganzer Seele anhängt, sie liebt und ehrt, in ihr Lob und ihren Beifall seinen größten Stolz setzt, und für sie und unter ihren Augen sich jeder Gefahr entgegen wirft; so wie in eben diesen Chefs, vermöge derselben höhern Aus-

*) Es ist ein großer Irrthum, wenn man glaubt, daß durch den Gebrauch des Schießpulvers im Kriege sich auch eine neue Taktik und Strategie gebildet hätte. Blos die Anwendung taktischer und strategischer Grundsätze erlitt dadurch eine Abänderung, durchaus aber nicht die Wissenschaft selbst; denn diese ist eigentlich nichts als eine mathematisch richtige Berechnung des Raums, der Zeit und der Bewegung.

bildung, auch höher gesteigertes militärisches Ehrgefühl und Ruhmliebe stets die einzigen Triebfedern aller ihrer Kriegsthaten waren und stets seyn werden. Es versteht sich von selbst, daß solche höhern wie niederen Chefs, wozu freilich nicht jeder taugt, die ganz eigene Natur des Soldaten ergründet haben müssen, daß sie ihn lieben, an allen seinen Schicksalen Theil nehmen, für seine Bedürfnisse väterlich sorgen, und dann mit stets würdevollem Ernst auch Güte und freundliche Herablassung, so wie mit der oft nothwendigen Strenge auch zeitgemäße Schonung zu vereinigen wissen. Aus Büchern — wir nehmen jedoch den Polyb und des Kaisers Leo Strategie aus — wird dieß freilich nicht herausstudirt, aber doch bei einem, von der Natur gegebenen wahrhaft kriegerischem, mithin hochherzigen Gemüthe und einer gewissen Schärfe des Urtheils, durch selbst gemachte Erfahrung bald erworben. — Jedes trefflich disciplinirte und wahrhaft militärisch construirte Heer hat demnach stets blos sich selbst zum Zwecke. Es bekümmert sich durchaus nicht um die Natur des Krieges, den es führen muß; es untersucht nicht, auf welcher Seite Recht oder Unrecht ist; es fragt nicht, ob sein König oder Fürst constitutionnel oder nicht constitutionnel regiert, und zwar eben so wenig, als die byzantinischen Heere ehemals darnach fragten, ob der Despot in Constantinopel ein toller oder gutmüthiger Despot sey. Was ein braves Heer will, und wonach jeder darin, von welchem Grade er seyn mag, strebt, ist blos Ehre, kriegerische Auszeichnung und kriegerischer Ruhm; es sieht daher auch nicht gerade wegen der Folgen eines Sieges, sondern blos um den Sieg selbst und um den größern oder kleinern Antheil, der einem Regiment oder einem Corps daran gebühre; und die einfache, aus Eichenlaub geflochtene Krone der alten römischen Legionen ist das Einzige, was Offiziere und Soldaten, nur in anderer Form, im Auge haben. Wie häufig fanden wir nicht diese Wahrheit in dem Kriege gegen die französische Republik, selbst von den französischen Heeren bestätiget. So oft wir nur wollten, konnten wir aus dem Munde französischer Offiziere

wie gemeiner Soldaten hören: Nous nous f . . . . de la republique et de ces gueux à Paris; ce n'est pas pour ça, que nous nous battons; c'est uniquement pour notre honneur, et notre gloire militaire. — Nichts war lächerlicher, als die damals allgemein verbreitete Meinung, daß des Soldaten Enthusiasmus für die sogenannten Rechte der Menschheit, für Freiheit, Republik, republikanische Verfassungen ꝛc. ꝛc. die französischen Heere von Sieg zu Sieg geführt hätte. Die Pariser phraseologischen Journale und Zeitungen sagten uns dieß zwar jeden Tag bis zum Ueberdruß vor; und wie gewöhnlich glaubten wir ihnen wieder auf ihr Wort; und dennoch war an allem dem Geschwätz auch nicht eine wahre Sylbe. Von den siegreichen Feldzügen der republikanischen Armeen liegt der Grund in etwas ganz anderm, vorerst überhaupt in dem lebhaften kriegerischen Geiste der Nation, und ganz vorzüglich in ihrer, so leicht und selbst bis zur Leidenschaft zu entflammenden Liebe zu kriegerischem Ruhm; dann auch in der höhern Intelligenz ihrer damaligen Feldherren und in den Fehlern ihrer Gegner, die noch überdieß unter sich selbst, größtentheils in einem nichts weniger als sehr harmonischen Einklange waren. — Eben so möchte man fragen, was es Napoleon, als er von der Insel Elba zurückkam und Frankreichs Kriegsetat völlig delabrirt und destruirt fand, nun möglich machte, denselben in der unbegreiflich kurzen Zeit von zwei Monaten so vollkommen wiederherzustellen, daß schon im dritten Monate zwei zahlreiche, trefflich organisirte, von dem besten Geiste beseelte Armeen in das Feld rücken konnten? Wahrlich nicht durch klingende Worte und rednerische Phrasen ward dieß bewerkstelliget; sondern was den Kaiser jetzt in Stand setzte, ein Wunder zu thun, das vor ihm noch nicht geschehen war und nach ihm vielleicht nicht so bald wieder geschehen wird, war blos der in der Brust der zahllosen, über Frankreich zerstreuten Veteranen, auf die Stimme Napoleons plötzlich wieder erwachte kriegerische Esprit de Corps, der gleichsam ein Herr aus der Erde hervorgehen und von einer Grenze Frankreichs bis zur andern den Ruf erschallen

ließ: marchons pour *réconquerir notre gloire militaire perdue*. Dieß Letztere war also das Einzige, was das Heer befeuerte, und wie immer, hatte es damals blos sich selbst wieder zum Zweck; und hätte nicht die Hand der Allmacht, und zwar ganz unumwölkt gegen Napoleon gekämpft; wer weiß, was und wie vieles noch geschehen wäre. — Dieser, jedem Heere eigene Esprit de Corps ist also das, was man mit Recht die moralische Kraft desselben nennen könnte, die in demselben Verhältniß mehr oder weniger wirksam ist, als auch jener alle Theile des Heeres mehr oder minder lebendig durchdringt. Indessen, wie die Erfahrung lehrt, wird dieser doch nicht selten durch eine Reihe von Unfällen und oft auf lange Zeit völlig gebrochen. Eine würdige und nothwendige Aufgabe wäre es also, auf Mittel zu denken, jenen militärischen Geist so hoch zu steigern, daß keine Unfälle, keine widrigen Schicksale ihn mehr beugen könnten. Wie dieses geschehen muß, sagt uns ebenfalls wieder unsere große Lehrerin, die Geschichte. So oft sich nämlich über ein Heer auch noch eine höhere christliche Weihe ergoß, so oft eine von lebendigem Glauben erzeugte religiöse Begeisterung es ergriff, und jeder Soldat die feste Ueberzeugung hatte, daß, wenn er in seinem Berufe in der Schlacht fällt, ihm jenseits die herrliche Krone eines christlichen Märtyrers zu Theil werde; eben so oft verrichtete es auch Thaten, die, weil sie menschliche Kräfte zu übersteigen scheinen, jene Geschichtschreiber, die die geheimen Kräfte des Himmels und der Religion nicht kennen, nur gar zu gerne in das Gebiet der Dichtung hinüberweisen möchten. Welche überzeugende Beweise davon haben wir nicht schon in der, in einem der frühern Bände enthaltenen Geschichte des Krieges kleiner Häuflein spanischer Christen gegen die zahllosen Heere spanischer Sarazenen gesehen; wie viel, noch weit Größeres werden wir nicht in der Fortsetzung eben dieser Geschichte des spanischen Sarazenenkrieges noch sehen, und welche Beispiele eines alle Begriffe übersteigenden christlich-kriegerischen Heroismus wird uns nicht auch zu seiner Zeit die Geschichte der Kreuzzüge liefern! — So wie Religion von jeher die Ge-

bärerin aller Tugenden, alles wahrhaft Schönen, Großen und Erhabenen war; eben so ist sie auch die reinste und reichste Quelle der höchsten und schönsten heroischen Gefühle, Gesinnungen und Thaten; und so wie sie in der Kirche Gottes eine Menge großer heiliger Männer hervorgebracht hat, die dem Tode auch unter seiner grauen- und martervollsten Gestalt mit unerschütterlichem Muthe entgegen gingen, ja selbst oft noch freundlich entgegen lächelten; eben so gewiß würde sie auch ähnliche Wunder unter einem christlichen Heere erzeugen; es sey auf dem festen Lande oder auf dem dasselbe umfluthenden Ocean. Ein irreligiöses Heer, weil mit sich selbst im schreiendsten Widerspruch, ist daher ein wahres logisches Unding. Auf der einen Seite nämlich macht man Ansprüche an dasselbe, die das Maas gewöhnlicher Menschenkräfte weit übersteigen. Man fodert von ihm blinden Gehorsam, unverbrüchliche Treue, freudige Ertragung der größten Mühseligkeiten, oft bei Mangel und den schwersten Entbehrungen gänzliche Selbstaufopferung, und eine alle Schwächen der Natur besiegende Furchtlosigkeit vor dem Tode; und dennoch will man auf der andern Seite es wieder zu einer blosen Nerven-, Muskeln- und Knochenmaschine herabsetzen, und entzieht ihm gerade das einzige Element, aus welchem es die nöthigen Kräfte schöpfen kann, um allen jenen so schweren Foderungen mit Freudigkeit und zuvorkommender Bereitwilligkeit zu entsprechen. — Eine so viel als möglich vollständige religiöse Bildung des gemeinen Soldaten wie ganz besonders seiner Offiziere wäre demnach eines der größten und dringendsten Bedürfnisse christlicher Heere; sollte daher auch ein vorzüglicher Gegenstand der Aufmerksamkeit Jener seyn, deren Throne wie die Sicherheit ihrer Staaten sich auf ihre Heere stützen; und ganz gewiß würde eine verhältnißmäßige, jenem Bedürfniß entsprechende Anzahl salbungsvoller, mit dem menschlichen Herzen und dessen Verirrungen bekannter, und von der Heiligkeit ihrer Lehre durchdrungener Regiments- oder Garnisonsprediger, denen auch die Seelsorge für ihre, ihnen anvertraute militärische Gemeinde in ihrem vollen Umfange über-

tragen seyn müßte, eben so wohlthätig, wo nicht noch wohlthätiger und nützlicher seyn, als es alle die vielen bestehenden Kadetten-, Offiziers- und Unteroffiziersschulen bisher nur immer gewesen seyn möchten. — Wir fühlen indessen sehr wohl, daß diese Ansichten nicht jene der gegenwärtigen Zeit sind. Heute zu Tage betrachtet man eine Armee blos als ein großes materielles Ganze, dessen physische Kraft allein nur Werth hat, und dessen höchste impulsirende Instanz, nämlich der Feldherr, beinahe nur allein eine bedeutende Intelligenz seyn müsse. Daher auch das ungeheure Anhäufen aller zum Kriegführen erfoderlichen blos materiellen Elemente, das, wahrscheinlich in der bisherigen Progression fortschreitend, immer noch mehr und mehr zunehmen wird, bis endlich — wie schon einmal geschehen — der ganze europäische Koloß, auf seinen Füßen von Thon, von selbst zusammenstürzt. Daß jedoch dieses Princip durchaus falsch sey, dieß beweisen schon die eben so falschen, aber unmittelbar und nothwendig daraus fließenden Consequenzen. Unter vielen andern erwähnen wir hier z. B. nur die in mehrern Ländern eingeführten permanenten Beurlaubungssysteme, denen zu Folge die ganze Bildung des Soldaten darin besteht, daß man ihn jedes Jahr mit einem Soldatenrock maskirt und zu kurzem, dabei wenig bedeutenden Dienst ihn verwendet; so daß, wenn auch sein Name zehn Jahre in der Nationalliste einer Compagnie aufgezeichnet war, er doch während dieser ganzen Zeit, vom ersten bis zum letzten Jahre seiner sogenannten Dienstzeit, derselbe Bauernsohn oder Bauernknecht, derselbe Handwerkssohn oder Handwerksgesell geblieben, der er auch vor seiner Einreihung gewesen ist. Unstreitig ist ein solches System den Kriegs- oder Staatskassen sehr förderlich, aber offenbar der Ruin eines stehenden Heeres; ausser man müßte die Kunst erfunden haben, dem Soldaten von acht Tagen her, auch in eben so wenigen Tagen, alle zu seinem Stande nothwendigen Eigenschaften: Appell, Gewandtheit, Anhänglichkeit und Liebe zu seinem Stande, ausdauernden Muth, kriegerisches Ehrgefühl, religiöse Treue ꝛc. ꝛc. einzuzaubern, oder

auch vielleicht gar mit dem Corporalstock einzubläuen. Wenn Seemächte in Zeiten der Ruhe und des Friedens viele ihrer Schiffe nicht mehr brauchen, so lassen sie dieselben abtackeln. Das permanente Beurlauben ist ebenfalls nur eine andere Art von Abtackelung; und zwar mit Recht, denn alles blos Materielle kann ebenfalls nur materiell behandelt werden.

24. Zur Bewachung des Eingangs in den Kanal und um eine Landung der Barbaren zu verhindern, hatte der Kaiser den Basilius mit dem größten Theile der Flotte bei dem Pharus, und den Nicolaus mit zwei Legionen auf der Küste zurückgelassen. Den Letztern fiel jetzt eine ungemein reiche Beute in die Hände. Das Meer hatte nämlich eine Menge todter Körper an das Land geworfen, die nun von den Soldaten geplündert und ausgezogen, dieselben nicht wenig bereicherten. Indessen hatte Basilius einen Theil der Flotte ausgesandt, um die zerstreuten russischen Fahrzeuge zu verfolgen und vollends zu zerstören. Aber die Russen hatten in einem benachbarten Hafen noch sehr viele Fahrzeuge. Mit diesen hatte sich auch eine bedeutende Anzahl russischer Kähne, die sich aus der Schlacht gerettet hatten, vereint. Ungeachtet der großen Ungleichheit in Ansehung der Zahl der Schiffe, griff dennoch die kleine griechische Escadre die feindliche Flotte in dem Hafen an, ward aber bald von so vielen russischen Kähnen umringt, daß eine Niederlage unvermeidlich schien; zwar suchten die Griechen wieder aus dem Hafen herauszukommen und die offene See zu gewinnen; aber der Weg war ihnen versperrt. Sie verloren daher mehrere Schiffe, und unter diesen auch das Admiralschiff. Die auf demselben befindliche Mannschaft ward zusammen gehauen. Die ganze Griech-

ische Flotille, bestehend aus drei und zwanzig kleinen Schiffen, ging größtentheils verloren; denn die, welche die Russen nicht erobert hatten, strandeten an Felsen, gegen die ein plötzlich von Nordost wehender Wind sie getrieben hatte. Nur einem kleinen Theil von der Schiffsmannschaft gelang es sich zu retten. Viele fanden in den Wellen ihren Tod, andere wurden von den Feinden theils getödtet, theils gefangen genommen, und die Wenigen, die das Meer oder das Schwert der Russen verschont hatte, langten in einem höchst elenden Zustande, von allem entblößt, zum Theile verwundet, bei der Flotte am Pharus an. Für die Russen war jedoch dieser über die Griechen errungene Vortheil noch bei weitem keine Entschädigung für ihre am Eingang des Kanals verlorene Seeschlacht. Sie dachten demnach an den Rückzug. Bei dem Verlust eines großen Theils ihrer Fahrzeuge konnte das ganze russische Heer, welches, als es aus Rußland ausmarschirte, auf hundert tausend Mann angegeben ward, und das auch jetzt, obschon es viele Leute verloren hatte, noch immer sehr bedeutend war, nicht eingeschifft werden. Ein mehr als zwanzig tausend Mann starker Heerhaufen mußte also den Weg zu Lande machen, ward aber von dem tapfern und erfahrnen Catacalon, der an der untern Donau, nahe an ihrem Ausfluß, ein sehr ansehnliches Armeecorps befehligte, bei Varna angegriffen und beinahe völlig zusammengehauen. Da dieser Krieg von Seite der Griechen blos ein Vertheidigungskrieg war, so hatte derselbe auch mit diesem für die Russen so unglücklichen Feldzuge ein Ende; und der Griechen wie der Russen beiderseitiges Bedürfniß stellte nun von selbst die unter ihnen vor diesem Bruche bestandenen Commercialverhältnisse wieder her. Den Krieg mit den Sarazenen veranlaßte ein zwischen

dem Kaiser und dem Fürsten der Abasgen, wegen gewisser Ländereien in Armenien, erhobener Zwist. Da jener den Foderungen des Hofes von Constantinopel sich nicht fügen wollte, sandte Monomachus gegen ihn ein Heer, das aber durch die Unbeholfenheit des kaiserlichen Feldherrn nichts ausrichtete. Nun vergaß der Kaiser so sehr seine Würde, daß er den Emir in Persarmenien um Hülfe bat, eigenhändig an ihn schrieb, reiche Geschenke ihm schickte und überdieß ihm noch die Zusage machte, daß alle Eroberungen, die er in Armenien und Iberien machen würde, ihm verbleiben sollten. Auf dieß Versprechen rückte der Emir sogleich in das Feld. Der Abasger König, der Cacicus hieß, sah wohl ein, daß er zwei feindlichen gleich zahlreichen Heeren in die Länge nicht würde widerstehen können, verließ sein Land, ging nach Constantinopel, unterwarf sich dem Kaiser und trat ihm alle seine Staaten ab. Monomachus schenkte ihm dafür sehr ansehnliche Ländereien in Cappadocien, erhob ihn auch zur Würde eines Patriciers, machte aber nun an den Emir die ungerechte Foderung, daß, da Cacicus ihm alle seine Staaten überlassen habe, auch die von dem Emir gemachten Eroberungen darunter begriffen wären, er mithin dieselben augenblicklich räumen sollte. Natürlich ging der Emir darauf nicht ein. Der Kaiser sandte also dem Verschnittenen Nicolaus, den er zum Dux des Orients gemacht hatte, Befehl, den Emir aus Armenien zu vertreiben. Nicolaus hielt es unter seiner Würde, in eigener Person gegen einen so unbedeutenden Feind in das Feld zu rücken, und übertrug dieses Geschäft einem seiner Unterfeldherren, dem Jasitus. Aber der persönlich schon sehr tapfere Emir verstand den Krieg weit besser als der General des Monomachus. Bei der allzugroßen Ungleichheit der Streitkräfte wollte

der Sarazen sich in kein Treffen einlassen, aber er lockte den Jasitus an einen Ort, wo das sehr durchschnittene Terrain auch einem kleinen Heere den Kampf gegen ein weit größeres erleichterte. Vor den Griechen sich zurückziehend, schloß er sich endlich in einer ziemlich befestigten Stadt ein. Die Griechen folgten ihm auf dem Fuße. Nach einer kurzen Belagerung hofften sie sich der Stadt leicht zu bemächtigen. Aber der Emir hatte schon seine Vorkehrungen getroffen, und führte, sobald das feindliche Heer vor den Mauern der Stadt erschien, eine die ganze Ebene weit und breit bedeckende künstliche Ueberschwemmung herbei. Eiligst wollte jetzt Jasitus eine Stellung auf den nahe bei der Stadt liegenden Weinbergen nehmen. In diesen hatte jedoch der Emir alle seine Truppen versteckt, die jetzt aus ihrem Hinterhalt die in den Weinbergen verwickelten Feinde von allen Seiten mit einer so ungeheuern Menge von Steinen und Pfeilen empfingen, daß viele Tausende derselben erschlagen wurden. Zum Rückzuge gezwungen, konnten die Griechen diesen nur, weit von einander getrennt, in der größten Unordnung bewerkstelligen. Nicht minder bedeutend war also auch jetzt wieder ihr Verlust. Ueberdieß blieben noch sehr viele in den Morästen stecken oder fanden in dem Wasser ihren Tod; kurz, das ganze Heer ging zu Grunde, nur Wenige retteten sich, und unter diesen auch der, freilich nicht mit Lorbeern gekrönte General Jasitus. — Eben so sehr beschämt als gegen den Emir erbittert, bot der Kaiser gegen denselben die gesammte Kriegsmacht seines Reiches auf; war aber dießmal doch so klug, daß er dem Constantin, dem er den Oberbefehl über das Heer übertrug, den klugen, erfahrnen und kriegskundigen Catacalon beiordnete. Dieser ward mit dem Emir bald fertig, und stand schon im Begriff, auch ganz Persarmenien

zu erobern, als das Heer, wegen der Empörung des Tornicus, schleunigst von dem Kaiser zum Schutz Constantinopels zurückgerufen ward. — Mit dem Emir ward zwar kein formeller Friede geschlossen, aber der Krieg erstickte in sich selbst. Der Emir nämlich hatte die Lust, Eroberungen in Oberarmenien zu machen, verloren, begnügte sich demnach mit seinem Emirat, und der Kaiser, bald anderswo ungemein beschäftiget, konnte auch seiner Seits an keine fernere Erweiterung der Grenzen des römischen Armeniens mehr denken.

25. Den Krieg mit den seldschuckischen Türken zog Monomachus selbst sich zu. — Der Ursprung der Türken kann nicht mit Gewißheit angegeben werden. Immerhin sind sie ein uralter Volksstamm, der jenseits des Flußes Oxus und des caspischen Meeres, gegen Norden und Osten in Turkestan wohnte. Früher als den Griechen, wurden sie den Chinesen und Persern bekannt. Chinesischen Nachrichten zu Folge stifteten die Türken gegen das Jahr 500 einen großen türkischen Staat. Durch den Abfall einiger Stämme von dem Oberchan entstund ein türkisches Reich in Westen, mit dem die Griechen bekannt wurden. Der westliche türkische Staat ward jedoch einige Zeit nachher wieder von dem größern am Altai verschlungen. Mit diesen kamen nun die Griechen in weit nähere Berührung und schlossen mit ihnen ein bleibendes Bündniß gegen die Perser. Als die Araber in ihrem ersten Siegesflug sich schon des ganzen mittlern und westlichen Asiens bemächtiget hatten, kriegten sie auch mit den Türken, jagten sie endlich gänzlich aus Maurenahar hinaus und eroberten diese ungemein weitschichtige Provinz. — Das ungeheure arabische Reich erlag jedoch bald unter seiner eigenen Schwere. Die An-

führer, theils der Sklavengarden der Chalifen, theils auch der von ihnen in Sold genommenen türkischen Horden, rissen sich nach und nach von dem Chalifate los und stifteten eigene Reiche, die jedoch größtentheils sich untereinander wieder zerstörten. Aber im Anfange des eilften Jahrhunderts wanderte ein neuer sehr zahlreicher Schwarm Türken, den man von ihrem Anführer Seldschuck, die seldschuckischen Türken nannte, aus Turkestan aus, eroberte gegen das Jahr 1037 ganz Chorasan, und suchte von dieser Zeit an sich immer weiter im mittlern Asien, besonders gegen die syrischen Küsten, zu verbreiten. Ihren Forschritten wollte der griechische Kaiser Einhalt thun; und so kam es nun zu einem Kriege, der auf alle folgende Kaiser bis zum Sturze des griechischen Reiches forterbte. Was den Monomachus betrifft, so fochten seine Heere gegen diesen Feind mit wechselndem Erfolge. Die Griechen wurden von den Türken, und diese bisweilen von jenen wieder geschlagen. Aber gewonnene wie verlorne Schlachten hatten stets dasselbe Resultat. Der Sieger wie die Besiegten kehrten gewöhnlich wieder nach Hause, nur die Erstern mit Beute und mehr oder weniger mit Gefangenen beladen. Merkwürdig ist jedoch die Schlacht bei Capetra, aber blos wegen eines von Seiten des türkischen Sultans bei dieser Gelegenheit sich kundgebenden Zuges ungewöhnlicher Großmuth. Liparites, ein iberischer Fürst und Vasal des Reiches, war durch den Sturz seines Pferdes ein Gefangener der Türken geworden. Der Kaiser, der den Liparites sehr schätzte, sandte unverzüglich einen Abgeordneten mit einem sehr bedeutenden Lösegeld für den vornehmen Gefangenen an den Sultan. Dieser nahm den griechischen Gesandten sehr freundlich auf, ließ auch sogleich den Liparites vor sich kommen, und nun zu jenem sich wendend,

sagte er: „Meldet euerm Kaiser, daß ich ein König und kein Kaufmann bin. Meinen Gefangenen will ich also nicht verkaufen, wohl aber ihn dem Kaiser zum Geschenke machen.“ — Das von dem kaiserlichen Abgeordneten erhaltene Lösegeld schenkte der Sultan dem Liparites, sagte ihm aber auch zu gleicher Zeit, daß er jetzt sein Herz befragen und von diesem erforschen möge, ob er in Zukunft sein Freund oder Feind seyn sollte. — Mit dem an den Sultan gesandten kaiserlichen Abgeordneten kam nun auch, um einen dauernden Frieden zu schließen, ein türkischer Gesandter in Constantinopel an. Aber der Seldschucke machte gar zu übertriebene Foderungen, z. B. daß das Reich dem Sultan zinsbar seyn sollte. Natürlicher Weise konnte der Kaiser auch nicht von weitem darauf eingehen. Die Friedensunterhandlungen erreichten demnach gleich bei ihrem Anfang auch schon wieder ihr Ende. Die Feindseligkeiten dauerten also fort, beschränkten sich aber, da die Türken bald anderswo volle Beschäftigung fanden, blos auf vorübergehende Einfälle in das römische Gebiet. Um diese jedoch so viel als möglich weniger verderblich zu machen, ließ der Kaiser alle nur einigermaßen bedeutende, gegen die persischen Grenzen liegende Städte stark befestigen. Bei der Annäherung des Feindes flüchteten sich die Leute auf dem platten Lande mit ihrem Vieh und ihrer ganzen Habe in diese Städte, deren Einwohner in Verbindung mit der darin liegenden, obgleich schwachen Besatzung, ihre Mauern mit solcher, oft wahrhaft heldenmüthiger Tapferkeit vertheidigten, daß auch bei den Türken sich nach und nach die Lust zu solchen wenig Beute versprechenden Raubzügen verlor; und da auch der Kaiser jetzt seine gesammte Kriegsmacht gegen den Andrang nördlicher Barbaren verwenden mußte, so trat auf eine geraume Zeit

eine Art beiderseits stillschweigend genehmigten, weil von den Zeitumständen gebotenen Waffenstillstandes ein.

26. Am verderblichsten, besonders für die europäischen Provinzen, war der Krieg mit den Petschenegen. Er dauerte ununterbrochen über vier Jahre fort. Die Veranlassung dazu war folgende. Eine unter den Petschenegen entstandene Spaltung hatte eines ihrer Stammhäupter, Namens Kegenes, gezwungen, sich mit zwei ihm anhängenden Stämmen, deren waffenfähiger Stand sich ungefähr auf zwanzig tausend Mann belief, über die Donau in das römische Gebiet zu flüchten. Da er versprach, sich mit seinem ganzen Gefolge taufen zu lassen, welches auch wirklich geschah, so erlaubte ihm der Kaiser, sich mit den Seinigen anzusiedeln und wies ihm an der Donau drei Städte und sehr weitschichtige Ländereien an. Sobald Kegenes mit seinen ausgewanderten Petschenegen wieder gesicherte Wohnsitze hatte, war er auf nichts als Rache gegen die bedacht, die ihn aus dem Vaterlande vertrieben hatten. An der Spitze kleiner Kriegshaufen von tausend bis zweitausend Mann ging er, so oft es ihm einfiel, über die Donau, brach bald da bald dort in das Gebiet seiner ehemaligen Landsleute ein, erschlug viele derselben, führte deren Weiber und Kinder gefangen fort und verkaufte sie als Sklaven an die Griechen. Das Oberhaupt der Petschenegen, das man, wie man will, König oder Oberchan nennen kann, beschwerte sich darüber bei dem Kaiser; da er jedoch seinen Klagen noch Drohungen beifügte, erhielt er auch nicht die erwünschte Genugthuung. Um sich selbst Recht zu schaffen, ging der Petschenegenfürst, sobald der Winter eingetreten war, mit der ganzen männlichen Bevölkerung seines Landes über die Donau; die Griechen

geben das Heer der Petschenegen auf achtmal hundert tausend Mann an (1048). Kegenes und die Seinigen, wie auch die paar Legionen, die an der Donau standen, mußten sich demnach sehr weit zurückziehen, und die ganze Gegend auf der rechten Seite der Donau ward nun von den Barbaren schrecklich verwüstet. Aber ein unsichtbarer Bundesgenosse kam jetzt den Griechen zu Hülfe. Eine ansteckende mörderische Krankheit riß plötzlich unter dem Heere der Barbaren ein. Viele Tausende raffte die furchtbare Seuche jeden Tag hinweg, und die, welche nicht ein Opfer derselben wurden, fühlten sich völlig entkräftet und am ganzen Körper wie gelähmt. — Als die Pest mehrere Wochen gewüthet hatte, auch sämmtliche Truppen aus Macedonien angekommen waren, beredete endlich Kegenes den kaiserlichen Feldherrn, die Feinde anzugreifen. Aber diese, ganz entmuthiget und kraftlos, warteten den Angriff nicht ab. Sobald das kaiserliche Heer in Schlachtordnung gegen sie anrückte, warfen sie die Waffen hinweg und ergaben sich auf Gnade oder Ungnade. Kegenes gab den Rath, sie sämmtlich niederzuhauen. „Man muß," rief er in dem diesfalls gehaltenen Kriegsrath aus, „die Schlangen während des Winters, wenn sie erstarrt sind, erwürgen, damit sie nicht, wenn sie durch die Wärme des Sommers erwachen, mit der neuen Lebenskraft auch ihr Gift und ihre vorige Wuth wieder erhalten." Dazu konnten nun die Feldherren des Kaisers unmöglich ihre Einwilligung geben. Mehr der Stimme der Menschlichkeit, als den Foderungen einer kalten Staatsklugheit folgend, beschloßen sie mit den gefangenen Petschenegen, deren Anzahl sich beinahe auf hundert Tausend Mann belaufen haben soll, die noch seit dem bulgarischen Kriege völlig verödeten Gegenden von Sardika und Naissum

wieder zu bevölkern. Dahin wurden sie also jetzt geführt, ihnen dort sehr weitschichtige Ländereien angewiesen, auch alle zum Ackerbau nöthige Werkzeuge und Geräthschaften ihnen gereicht. Der Oberchan und einige Hunderte der vornehmsten Petschenegen wurden nach Constantinopel dem Kaiser gesandt. Dieser nahm sie sehr gütig auf, und da sie sich sämmtlich taufen ließen, wies Monomachus ihnen sehr ansehnliche Jahrgelder an, um fortan ruhig und ganz bequem in Constantinopel leben zu können.

27. Die kriegerischen, an ein räuberisches Nomadenleben gewohnten Petschenegen blieben jedoch in ihren neuen Wohnsitzen nicht lange ruhig. Unstreitig wäre es weit klüger und viel ersprießlicher gewesen, wenn man die Barbaren in kleinern Haufen in mehrere von einander entfernte, zum Theil selbst jenseits des Bosporus liegende Provinzen vertheilt hätte. Da man sie aber in einer so furchtbaren Anzahl beisammen ließ, so mußte dadurch nothwendig in ihnen bald wieder das Gefühl eigener Kraft erwachen, und mit diesem zugleich auch die Sehnsucht nach Freiheit und ihrer alten, ihnen zur andern Natur gewordenen wilden Lebensweise. Als es schon in allen Gemüthern gährte, gerieth der Kaiser auf den Gedanken, sich dieser Barbaren in einem Feldzuge gegen die Türken zu bedienen. Fünfzehn tausend der stärksten Petschenegen wurden also ausgesucht, ihnen Pferde und treffliche Waffenrüstungen gegeben, eine eigene Schaar daraus gebildet, und zum Oberbefehlshaber derselben ein Patricier, Namens Constantinus, ernannt. Um die Barbaren desto mehr an seinen Dienst zu fesseln, ließ der Kaiser sehr reiche Geschenke unter sie austheilen. Aber diese Großmuth

machte wenig Eindruck auf die verwilderten Gemüther. Den Marsch traten sie zwar an; als sie aber schon nicht mehr sehr ferne von den Grenzen Bithyniens waren, empörte sich plötzlich die ganze Schaar gegen ihren Anführer, jagte ihn fort und beschloß einmüthig, sogleich wieder in die Gegenden von Sardika und Naissum zu ihren Landsleuten zurückzukehren. Daß sie den Bosporus im Rücken hatten, machte ihnen wenig Besorgniß. An der Meerenge angekommen, sprengte Einer ihrer Stammhäupter, Namens Catalin, mit dem Pferde in das Meer, der ganze Haufe ihm nach, und ohne einen Mann zu verlieren, erreichte die ganze aus fünfzehn Tausend Mann bestehende Schaar das jenseitige Ufer. In der Gegend, wo die Petschenegen über die Meerenge setzten, hat dieselbe eine Breite von tausend Schritten. Schnell zogen sie nun bei Constantinopel vorüber, eilten in angestrengten Märschen durch Thracien und langten glücklich bei ihren Landesleuten an. Laut auf jubelten diese, als sie ihre tapfern Waffenbrüder wieder sahen. Nur ein und derselbe Schrei nach Freiheit und ehemaliger Unabhängigkeit erscholl jetzt in der ganzen Gegend. Die entfernter Wohnenden wurden herbei gerufen. Die ganze zahlreiche Colonie ward versammelt. Um Waffen herbeizuschaffen, wurden eiligst aus den Beilen, Sensen und anderen zum Feldbau nöthigen Werkzeugen, die man ihnen gegeben hatte, Schwerter und Wurfspiese geschmiedet, und ehe man es sich versah, stand unter vier verwegenen Anführern in dem Herzen einer europäischen Provinz ein furchtbares Heer feindlicher Petschenegen. — Während dieß geschah, oder vielleicht kurz vor der Empörung, hatte der Kaiser den Kegenes mit allen seinen Leuten, ungefähr zwanzig tausend Mann stark, nach Constantinopel berufen, jedoch denselben gleich nach

seiner Ankunft, blos einer gegen ihn erhobenen falschen Anklage wegen, gefangen nehmen lassen. Als des Kegenes Petschenegen, die auf einer Ebene vor den Thoren Constantinopels ihr Lager aufgeschlagen hatten, dieses hörten, verloren sie alles Zutrauen zu den Griechen, brachen in der Nacht ganz stille auf, durchzogen eiligst einen großen Theil von Thracien, und gingen zu ihren Landsleuten über. Diese waren indessen schon aus der Gegend von Sardika aufgebrochen, über den Berg Hämus gegangen und lagerten jetzt bei dem Ausfluß des Osmus in die Donau. Durch eine so ansehnliche Verstärkung noch mehr ermuthiget, kehrten sie wieder über den Hämus zurück, zogen einige Zeit ziemlich planlos herum, und fanden endlich, zwischen der Donau und dem Gebirge Hämus, eine fruchtbare, sich bis an das Meer hinstreckende, mit dichten Wäldern bedeckte, von Flüssen durchschnittene und mit den schönsten Viehweiden versehene Ebene. Diese sollte jetzt ihre neue Heimath werden. An einem Ort, den man die hundert Hügel nannte, schlugen sie demnach ein, zwar in seinem Innern auf Nomadenweise eingerichtetes, aber dennoch wohl befestigtes Lager auf. Dieses sollte ihnen jetzt zur Basis ihrer ferneren Operationen dienen. Ihre räuberischen, immer kühner werdenden und tiefer in das griechische Gebiet eindringenden Streifzüge nahmen jetzt wieder ihren Anfang. — Das Heer des Kaisers war noch in dem Orient, befand sich jedoch schon auf dem Rückmarsch. Um dem Ausbruch eines in jedem Falle höchst verderblichen Krieges vorzubeugen, schickte Monomachus den in Constantinopel lebenden Oberchan nebst den übrigen vornehmen Petschenegen, welche er sämmtlich mit Wohlthaten überhäuft hatte, zu ihren Landsleuten, mit dem Auftrage, sie zu bewegen, die Waffen

niederzulegen und den Kaiser für ihren Oberherrn zu erkennen; wofür man ihnen sogleich einstweilen die nöthigen Lebensmittel liefern, ihnen dann eine große Länderstrecke anweisen und sie in die Zahl römischer Bundesgenossen aufnehmen werde. Zugleich gab der Kaiser diesen vermeintlichen Unterhändlern viele und reiche Geschenke mit, die sie, um ihren Landsleuten desto friedfertigere Gesinnungen einzuflößen, unter dieselben vertheilen sollten. Aber der Oberchan und seine Gefährten hatten kaum Constantinopel verlassen, als auch in ihnen wieder die Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit erwachte. In einer ganz andern Absicht eilten sie also über den Hämus, wurden von ihren Landsleuten mit dem größten Jubel empfangen, dachten aber nicht von weitem daran, ihnen die vom Kaiser gemachten Vorschläge zu überbringen, stellten sich im Gegentheil wieder an die Spitze derselben und suchten das ohnehin raubgierige Volk immer noch mehr zu Krieg, Raub und Mord zu ermuntern. — Nur durch Waffengewalt konnten also die Barbaren wieder gebändiget werden. Aber in drei Feldzügen nach einander war das Kriegsglück den Griechen höchst ungünstig. In drei blutigen und stets entscheidenden Schlachten wurden sie auf das Haupt geschlagen. Nach der Schlacht bei Adrianopel standen den Barbaren ganz Macedonien und Thracien offen, und beide Provinzen wurden nun ein Schauplatz der schrecklichsten Verheerungen, der grausamsten und unmenschlichsten Frevel. In derselben Absicht, in welcher der Kaiser den Oberchan zu den Petschenegen entlassen hatte, schickte er nun auch den Kegenes zu ihnen. Diesen hatte der Kaiser, wie wir schon erzählt, zwar gefangen nehmen lassen, jedoch die ganze Zeit über in sehr ehrenvoller Haft gehalten. Er war ein wahrhaft ausgezeichneter talentvoller Mann,

der von einem Barbaren nichts an sich hatte, als jenes, allen noch rohen uncultivirten Völkern eigene glühende Verlangen, jede ihm zugefügte Beleidigung blutig zu rächen. Dem Kaiser war er aufrichtig ergeben, daher fest entschlossen, den Wünschen desselben mit Treue zu entsprechen. Als er an das Gebirg Hämus kam, ließ er die Petschenegen durch einen der Seinigen um sicheres Geleite bitten. Dieß ward ihm zugestanden und noch eine Menge freundschaftlicher Versicherungen hinzugefügt. Aber kaum erblickten sie ihren alten Landsmann wieder in ihrer Mitte, als sie sogleich über ihn herfielen, ihn ermordeten und seinen Körper in Stücke zerrissen. — In dem dritten Feldzuge erlitten die Barbaren einige Unfälle. Durch ihre bisherigen Siege übermüthig gemacht, verachteten sie die Feinde, wagten sich, um desto besser plündern zu können, in ganz kleinen Haufen in das Innere des Landes; und mehrere dieser Streifpartheien wurden nun von den Griechen überfallen und niedergehauen. Durch diese Lection klüger gemacht, hielten sie sich fortan in zahlreichen Massen zusammen, rückten endlich vor die große und volkreiche Stadt Pereslawez und fingen an, dieselbe zu belagern. Die Wichtigkeit des Orts zwang die Griechen zum Entsatz herbeizueilen. Eine Hauptschlacht war nicht mehr zu vermeiden, und auch in dieser ward das griechische Heer abermals völlig geschlagen und gleich darauf Pereslawez erobert. Nun war der Kaiser des Krieges müde, und so ward jetzt mit den Petschenegen auf dreißig Jahre ein Waffenstillstand geschlossen, dem zu Folge die Barbaren sogar in dem Besitze der so wichtigen Stadt Pereslawez blieben (1053).

28. Eben so schlecht standen die Angelegenheiten des Reiches auch in Italien. Die von dem Kaiser

dahin geschickten Katapans wurden bei Trani, Sipontum und Croton von den Normännern völlig geschlagen. Eine Stadt nach der andern ward den Griechen entrissen, und endlich fiel es sogar, zuerst dem Kaiser Heinrich und dann dem Pabste Leo ein, mit sämmtlichen griechischen Fürstenthümern in Italien, obgleich sie ihnen nicht gehörten und nie gehört hatten, die Normänner zu belehnen. — Die häufigen, mit so vieler Schmach verbundenen Unfälle, welche das Reich unter der Regierung des Monomachus trafen, schwächten selbst in Constantinopel das Ansehen des Kaisers so sehr, machten den Thron so verächtlich, daß sogar ein gewisser Boislas, ein Mensch von der niedrigsten Herkunft, der blos durch Possenreissen sich in die Gunst des Kaisers gesetzt hatte, dadurch zu großem Reichthum, und durch diesen leider zu eben so großem und noch weniger verdientem Ansehen gelangt war, es sich beigehen ließ, die Hand nach dem Purpur auszustrecken. Unter den mißvergnügten Großen, deren es nicht wenige gab, fand er einige, die ihm ihren Beistand versprachen, wahrscheinlich aber schon entschlossen waren, den Hofnarren, der, weil ihm der Zutritt zu dem Kaiser zu jeder Stunde gestattet war, es auf sich genommen hatte, den Kaiser des Nachts in seinem Bette zu ermorden, nach vollbrachter That ebenfalls aus der Welt zu schaffen. Wirklich trat Boislas, mit einem Dolche bewaffnet, in das Schlafgemach des Kaisers. Aber Monomachus erwachte, der Elende ward ergriffen, bekannte sein frevelhaftes Vorhaben, und verschwieg auch nicht die Namen derer, die mit ihm in gleicher Schuld sich befanden. Diese letztern büßten ihr Verbrechen mit dem Verlust ihrer Augen und ihrer Güter; den Urheber des Complottes aber traf keine andere Strafe, als daß er in Ungnade fiel, die jedoch von

keiner langen Dauer war; denn da der Kaiser seines ihn so sehr belustigenden Spaßmachers nicht entbehren konnte, ward Boislas auch bald wieder an den Hof zurückgerufen, wo er durch seine elenden Possen und erbärmlichen Späße in kurzer Zeit die Gunst des schwachen indolenten Monarchen wieder zu gewinnen wußte.

29. Bald nach dem mit den Petschenegen geschlossenen Waffenstillstand starb Constantin Monomachus in dem Jahre 1054, nach einer Regierung von zwölf Jahren und sechs Monaten. Zwei Jahre früher war schon die Kaiserin Zoe, vier und siebenzig Jahre alt, gestorben. Bei ihrem Tode vergoß Constantin häufige und aufrichtige Thränen; und seine Dankbarkeit gegen diese Fürstin, und daß das er sie stets ganz vorzüglich ehrte und auf alle Weise ihr gefällig zu seyn suchte, ist vielleicht einzige Lobenswerthe, was die Geschichte von ihm wenigstens von der Zeit an, wo er den Thron bestiegen, der Nachwelt zu überliefern hat. Indessen hinderte ihn weder das Andenken an seine weit früher gestorbene Sklerena, noch auch an Zoe, alsogleich nach dem Tode der Letztern, eines barbarischen Fürsten junge und schöne Tochter, die als Geißel in Constantinopel lebte, in sein Bette aufzunehmen. Er wies ihr in dem Palaste eine Wohnung an, schmückte sie mit dem Titel: Augusta, ordnete ihr eine Leibwache, königliche Ehrenbezeugungen und fürstlichen Unterhalt. Nur Furcht vor der Kaiserin Theodora hielt ihn ab, seine neue Geliebte auch krönen zu lassen. Indessen war das Glück, wenn man es so nennen kann, der schönen Beischläferin von kurzer Dauer; denn nach dem Tode des Kaisers sank sie in ihr altes Verhältniß, das nicht viel besser als jenes einer Gefangenen war, wieder zurück.

30. Wenn man nach dem Charakter eines Fürsten fragen könnte, der weder feste Grundsätze hatte, noch dessen sittliche Persönlichkeit ein eigenes, bestimmtes Gepräge trug; so müßte man sagen, daß der Grundzug in dem Charakter des Monomachus jene, oft auch den größten Wüstlingen eigene Weichheit des Herzens war, die gewöhnlich eben so leicht eine Quelle grober Laster und Verbrechen, als auch wohlthätiger, gut und tugendhaft scheinender Handlungen werden kann. Man rühmt es an ihm, daß er, nach seiner Thronbesteigung, sich an keinem, der ihn im Privatstande beleidigt, gerächt habe*). Aber dafür duldete er und ließ es geschehen, daß der Bruder seiner Sklerena an dem talentvollsten und größten Feldherrn seiner Zeit die grausamste Rache nahm, ihn in Verzweiflung und Verderben stürzte, und eben dadurch dem Reiche selbst eine unheilbare Wunde schlug. — Monomachus ließ es sich gerne wohl seyn; wollte aber auch, daß die ganze Welt es sich wohl seyn lasse, und in den Stunden, wo er sich recht behaglich fühlte, hätte er gerne Fröhlichkeit und Heiterkeit über die ganze Schöpfung verbreitet. Alle, die sich ihm naheten, wurden daher mit Wohlthaten überhäuft. Aber seine Freigebigkeit, weder von Einsicht noch berechnender Klugheit geleitet, machte keinen Unterschied zwischen Würdigen und Unwürdigen, und er-

*) Eine Ausnahme machte zwar der Verschnittene Johannes, Bruder Michaels des Paphlagoniers, der ihn, wie man sich erinnern wird, nach Mytilene verbannt hatte. Diesem ließ er die Augen ausstechen, jedoch nicht sowohl aus Selbstrache, sondern blos, um ihn für die der Kaiserin Zoe zugefügten harten Mißhandlungen zu bestrafen. Johannes betrug sich sehr feig in seinem Unglücke und starb gleich nach wenigen Tagen an den Folgen der an ihm vollzogenen Strafe.

ſchöpfte in kurzer Zeit alle Kaſſen des Staats*); worauf derſelbe freigebige und menſchenfreundliche Monarch alle Steuern und Abgaben ſo ſehr erhöhete, daß das unglückliche Volk unter dem Drucke der auf es gewälzten Staatslaſten beinahe erlag, und nichts ſo ſehr, als gerade die ſo hoch geprieſene Milde und Freigebigkeit ſeines Kaiſers verwünſchte. Als endlich der traurige Zuſtand ſeiner Unterthanen ſein weiches Herz rührte, wollte er aus Liebe zu ihnen von keiner fernern Erhöhung der Abgaben etwas hören; nahm aber, da ſtets daſſelbe Geldbedürfniß bei Hofe gefühlt ward und er ſeine Luſt zur Verſchwendung nicht zu beherrſchen vermochte, nun zu ſolchen Finanzoperationen ſeine Zuflucht, die ſeinen Unterthanen noch ungleich verderblicher wurden, als es ſelbſt doppelt erhöhete Steuern nur immer hätten werden können. Alle Grenzprovinzen nämlich waren längſt ſchon von allen Abgaben frei; hatten aber dafür die Verbindlichkeit, die in das Innere des Reichs führenden Päſſe und Eingänge zu bewachen, und dieſe bei einem feindlichen Einfalle ſo lange zu vertheidigen, bis die in den benachbarten Provinzen zerſtreut liegenden Truppen, in bedeutende Armeecorps zuſammengezogen, dem Feinde in gehöriger Verfaſſung entgegen rücken konnten. Dieſe weiſe Einrichtung hob nun Monomachus auf; und die Grenzprovinzen wurden nun, gleich den übrigen, allen Steuern und Abgaben unterworfen. Es dauerte nicht lange, ſo ſtellten die leicht vorauszuſehenden Folgen ſich ein. Feindliche räuberiſche

*) Is (Monomachus) nulla ratione prudentive consilio vel dignitates vel pecuniam est largitus. Sed et dignitates promiscue in indignos contulit, et si fiscum eodem die exhauriri contigisset, nihil referre putavit (*Zonaras* Lib. XIII. p. 194.).

Heerhaufen standen bald da, bald dort in dem Herzen einer Provinz und hatten sie rein ausgeplündert, bevor noch die zur Deckung derselben bestimmten Truppen sich hatten in Bewegung setzen können. Um dem bei der unaufhörlichen Verschwendung des Kaisers immer noch fortwährenden Geldmangel zu steuern, reducirte er endlich sogar seine Heere, und zwar so bedeutend, daß sie besonders bei dem immer heftiger werdenden Andrängen der Barbaren im Osten und Norden offenbar nicht mehr hinreichend waren, des Reiches sich so weit hinstreckende Grenzen zu vertheidigen. — Eben so wenig Verstand und feste Grundsätze zeigte Monomachus bei der oft so durchaus nothwendigen Ausübung strafender Gerechtigkeit. Nach dem Wechsel seiner Launen traten bald Strenge, bisweilen selbst übertriebene Strenge, und dann wieder eben so unzeitige Milde und Nachsicht ein. Beispiele davon haben wir schon einige gesehen. — Unter dem Monomachus begann endlich auch die, leider heute zu Tage noch fortdauernde Trennung der morgenländischen von der abendländischen Kirche; und obgleich der Kaiser in seinem Herzen und nach seiner von ihm selbst laut und öffentlich ausgesprochenen Ueberzeugung, fest in der Gemeinschaft mit dem römischen Stuhle blieb; so zeigte er doch in seinem Benehmen gegen den Patriarchen Cärularius, den gewissenlosen Urheber dieser auch nicht einmal durch einen Schein eines vernünftigen Grundes motivirten Spaltung, eine solche Schwäche und feige Nachgiebigkeit, daß er sich nicht nur bei dem bessern und anfänglich auch zahlreichern Theile seiner Geistlichkeit höchst verächtlich machte, sondern eben so sehr auch in der Meinung des römischen Stuhls und der ganzen abendländischen Christenheit sank. Kurz unter welchen Verhältnissen man diesen Kaiser

betrachten mag, so hat offenbar weder sein moralischer noch intellektueller Charakter einigen Werth. Seine Regierung brachte dem Reiche kein Heil, und noch weniger Ehre ihm selbst*).

31. Theodora. — Den erledigten Kaiserthron bestieg jetzt der verstorbenen Zoe jüngere, schon in ihrer Kindheit mit dem Purpur geschmückte, vor zwölf Jahren zur Mitregentin ernannte und damals auch als Kaiserin ausgerufene Schwester Theodora. Aber so gerecht und gegründet auch ihre Ansprüche auf den Thron waren, so hatte dennoch der sterbende Monomachus, auf Eingebung seines elenden Ministers, des Verschnittenen Johannes, sie von demselben zu entfernen und die Thronfolge dem Nicephorus, Statthalter von Bulgarien, zuzuwenden gesucht. Aus Furcht vor Theodora und dem ihr ungemein ergebenen Volke war die Sache ganz in Geheim betrieben, auch an den Nicephorus schon ein Eilbote mit dem Befehle abgesandt worden, unverzüglich nach Constantinopel zu kommen. Die Seele dieser schändlichen Intrigue war Johannes**), in Verbindung mit drei

*) Id quidem tacere non possum, hujus Imperatoris luxuria ac libidine factum esse, ut res Romana decresceret, atque inde paulatim contabescens ad extremam deducta sit imbecillitatem (*Cedren.* T. II. p. 790. edit. Paris.).

**) Dieser Johannes war erst in den letzten Regierungsjahren des Monomachus dessen erster Minister geworden. Ungleich würdiger bekleidete vor ihm diese Stelle der edle, weise, mit allen Geschäften innigst vertraute und für das Wohl des Reiches wahrhaft besorgte Lichudes. Da er aber dem Kaiser über dessen immer fortwährende Verschwendung öfters sehr ernste Vorstellungen machte, fiel er endlich in Ungnade, und ward nun durch einen Mann ersetzt, der in allem gerade das Gegentheil von ihm war.

seiner Ministercollegen. Diese wie jener wußten wohl, daß man unter der Regierung einer geistvollen und gerechten Fürstin, wie Theodora, Leute ihrer Art nicht mehr bedürfen, mithin sie augenblicklich von dem Hofe entfernen würde. Um also ihre bisherige Herrschaft zu verlängern, wünschten sie auf dem Thron einen Herrn zu sehen, der alt und schwach, mit den Geschäften völlig unbekannt, dabei von äußerst beschränktem Verstand und zur Regierung durchaus unfähig, sich ganz ihrer Leitung und Vormundschaft überlassen müßte. Alle diese Eigenschaften fanden sich in Nicephorus vereint, daher sie ihn auch dem sterbenden Monarchen auf das dringendste empfohlen hatten. Aber das ganze Unternehmen scheiterte an der Wachsamkeit der Freunde Theodorens. Diese ward davon in Kenntniß gesetzt, als sie sich zu einem Besuche bei dem todtkranken Kaiser in dem Kloster befand, wohin er sich vor einigen Tagen hatte bringen lassen. Unverzüglich verließ Theodora das Sterbelager des schwachen,

---

Einen Unwürdigern hätte der Kaiser selbst im Schlafe nicht finden können. Mit allen Zweigen der Verwaltung und ihrer Leitung völlig unbekannt, ohne alle Kenntniß und Erfahrung, war dieser Johannes blos ein ganz gemeiner Speichellecker, dabei ein unerträglicher Pedant, der einen ganz besondern Purismus und Atticismus in der Sprache affektirte, durch die Affektation aber es endlich so weit brachte, daß er kein Wort mehr recht auszusprechen oder zu schreiben vermochte, daher sich überall nur lächerlich machte. Folgender Weise drückt sich Zonaras über denselben aus: Logotheta Joannes, castratus homuncio, obscuro et ignobilissimo genere natus, et ad res gerendas ineptissimus, grammaticae artis adeo peritus, ut in affectatione Atticismi neque recte loqui, neque citra errorem scribere posset.

undankbaren und ungerechten Greises, begab sich eiligst nach dem Palaste, ward dort mit frohlockendem Geschrei von der Leibwache empfangen und ihr von derselben sogleich gehuldiget. Eben so eiligst wurden nun alle Senatoren und die vornehmsten Reichsbeamten zu ihr berufen. Auch diese leisteten Theodoren mit der größten Bereitwilligkeit den Eid der Treue, und noch am Abend desselben Tages ward die neue Regentin, unter dem Jubel des Volkes, als nunmehrige allein herrschende Kaiserin in allen Straßen von Constantinopel ausgerufen. — Als Monomachus, was vorgefallen war, erfuhr, gab diese abermals so schmachvolle Niederlage ihm gleichsam den letzten Herzstoß. Er fing an irre zu reden, verlor bald die Sprache und verschied.

32. Theodorens erste Sorge war, allen möglicher Weise zu befürchtenden Unruhen so schnell als möglich vorzubeugen. Auf den von dem verstorbenen Kaiser erhaltenen Ruf war Nicephorus schon in Thessalonich angekommen. Ein Eilbote ging daher jetzt an den Befehlshaber dieser Stadt mit dem Befehle ab, jenen nicht weiter reisen zu lassen, sondern ihn unverzüglich nach einem entfernten Kloster in Lydien zu bringen. Mehrere seiner Anverwandten wurden ihrer Stellen entlassen, einige davon aus Constantinopel verbannt. Auch der edle Bryennius, einer der brauchbarsten Feldherren des Reiches, fiel in verdiente Ungnade. Monomachus hatte, kurz bevor er starb, ihn mit einem Heere nach Asien gegen die Türken gesandt. Schon nahe an dem Ort seiner Bestimmung angekommen, erfuhr er den Tod des Kaisers, und kehrte hierauf, ohne weitere Befehle vom Hofe zu erwarten, sogleich mit seinen Truppen wieder nach Chrysopolis zurück. Diese eigenmächtige Rückkehr, der vielleicht noch irgend ein

geheimer Plan zu Grunde lag, machte ihn in Theodorens Augen strafbar; und so wurden nun Verbannung und Verlust der Güter das Loos des sonst so edeln und tapfern Bryennius. — Des Monomachus erster Minister, der dem Leser schon bekannte Johannes, ward wegen seiner Verwaltung ebenfalls zur Rechenschaft gezogen, und die gegen ihn eingeleitete Untersuchung endete, wie es zu erwarten war, mit Verbannung und Einziehung aller Güter des pedantischen ehemaligen Ministers. — Obgleich Theodora, als sie den Thron bestieg, schon das siebenzigste Jahr ihres Alters erreicht hatte, genoß sie doch noch einer festen und blühenden Gesundheit, und in dem ungestörten Gebrauch aller ihrer geistigen und physischen Kräfte, entsprach sie mit unermüdeter Thätigkeit allen Foderungen ihres hohen Regentenberufes. Sie präsidirte bei den Sitzungen des Senats, gab den Gesandten fremder Völker Audienz, hörte die nach Constantinopel kommenden Abgeordneten der Städte und Provinzen, wollte alles mit eigenen Augen sehen, mit eigenen Ohren hören. Die vier Minister, die sie sich wählte, hielt sie stets in den engen Schranken ihrer eigentlichen Bestimmung. Im Ganzen genommen waren dieselben blos der Kaiserin geheime Secretäre, die ihr über alles Bericht erstatten mußten, und deren Anträge sie bald genehmigte, bald wieder verwarf, auch oft daran änderte, was ihr mißfiel, hie und da noch etwas hinzufügte oder auch hinwegließ; und dieß stets ganz nach eigener Einsicht und reifer Prüfung, alles in edler Ruhe überschauend und angemessen würdigend. Es fehlte ihr nicht an Menschenkenntniß; denn unter dem öftern Wechsel so mancherlei Schicksale, die sie getroffen, hatte sie die Menschen kennen gelernt. Sie wußte ächtes Verdienst von blosem Scheine zu unterscheiden, belohnte das erstere, und ließ sich von dem andern

nie täuschen. Patricier- und Senatorenwürden, wie Feldherrnstellen und Statthalterschaften wurden blos den Würdigsten ertheilt, und ihrer Wahl folgte stets der Beifall aller Edeln im Volke. Vollkommene Harmonie herrschte demnach unter allen Zweigen der Staatsverwaltung; und dieser so schöne und seltene Einklang zwischen den Administrirenden und Administrirten, der nothwendig jedem Staate in seinem Innern noch mehr Kraft geben muß, ward sogar von den benachbarten Völkern mit Erstaunen bemerkt. Während Theodorens Regierung genoß daher das Reich auch von Außen Sicherheit und Ruhe, und — als wenn gleichsam selbst die Natur und deren Elemente die Regierung dieser weisen und frommen Fürstin hätten verherrlichen wollen — war auch das Jahr, in welchem Theodora den Thron bestieg, wie auch das darauf folgende, an allen Erzeugnissen so ungemein fruchtbar, daß die ältesten Greise sich nicht eines solchen Segens erinnerten *). Nur Schade, daß das Glück, dessen sich die Völker unter Theodorens Scepter erfreuten, blos die kurze Dauer von einem Jahre und neun Monaten hatte. Obgleich auf den Wangen Theodorens selbst bei schon weit vorgerücktem Alter immer noch die Farbe der Gesundheit blühete, litt sie doch an öftern Anfällen der Kolik, die in dem letzteren Jahre immer heftiger wurden und endlich am zwei und zwanzigsten August des Jahres 1056 ihrem Leben und ihrer Menschen beglückenden Regierung ein Ende machten. Sie war eine Frau,

*) Ac fortunata erat ejus (Theodorae) gubernatio. Neque enim quisquis illi se opposuit, neque subditi decreta ejus neglexerunt, neque ulla gens tum Romanis bellum fecit, sed et anni partes suam temperiem habuerunt, et terra uberes fructus tulit (*Zonar.* Lib. XVII. p. 206.).

die durch Festigkeit, Reinheit und Größe des Charakters weit über alle ihre Umgebungen hervorragte. Mit ihr erlosch nun auch die weibliche Linie des macedonischen Kaiserhauses.

II.

1. Michael VI. Stratioticus. — — Das Einzige, was die Geschichte an Theodora zu beklagen hat, ist deren beinahe unverzeihlicher Mißgriff in der Wahl des Stratioticus zu ihrem Nachfolger auf dem Throne. Indessen trifft dieser Vorwurf mehr ihre Minister als sie selbst. Diese schlugen der Kaiserin erst zwei Tage vor ihrem Tod den Michael zum Cäsar vor; und die hinscheidende Theodora, jetzt mehr mit der Ewigkeit, deren furchtbare Pforten sich vor ihr aufschloßen, als mit der Welt und deren täuschenden Illusionen beschäftigt, genehmigte diesen Vorschlag, wahrscheinlich nicht ahnend, daß in diesem entscheidenden Moment, wo gewöhnlich selbst die leichtsinnigsten, das Lager eines Sterbenden umgebenden Weltleute auf einige Minuten fromm werden, gerade noch ihre Minister, gleichsam zum Abschied und Dank für empfangene Wohlthaten, an ihr und dem Reiche zu Verräthern werden könnten. Am Vorabend ihres Todes reichte Theodora das Diadem dem Stratioticus, und als dieser auf den Thron stieg, sank die edle Fürstin in das Grab.

2. Michael VI. hatte, wie wenigstens sein Beiname Stratioticus es zu sagen scheint, sein ganzes Leben bei Armeen und in Lagern zugebracht. In Jahren schon sehr weit vorgerückt, war er jetzt äußerst gebrechlich. Beinahe alle Glieder seines Leibes versagten ihm ihren Dienst. Die vielen im

Kriege ausgestandenen Mühseligkeiten hatten seinen Körper völlig entnervt, und noch weit mehr seinen ohnehin nicht sehr lebendigen Geist geschwächt; dabei noch aller Geschäfte im höchsten Grade unkundig, war er durchaus zur Regierung unfähig*). Aber gerade dieß lag in dem persönlichen Interesse der Minister. Sie selbst wollten unumschränkt herrschen; und dazu bedurfte es für sie eines so ganz imbecillen Herrn, wie Stratioticus war, der noch überdieß, bevor er das Diadem empfing, sich durch einen Eid verbindlich machen mußte, nicht das Mindeste ohne ihren Rath und Willen zu unternehmen. — Ungetheilt überließ also der kraftlose Alte das Regiment gänzlich seinen Ministern, unter denen ein gewisser Leo Straboskondylus sich durch Uebermuth und zurückstoßenden Stolz vor allen übrigen auszeichnete. Indessen, wie es scheint, fühlte doch Stratioticus auf dem Throne einige Langweile. Er wollte ebenfalls etwas thun, machte sich aber durch seine Thätigkeit nur lächerlich und verächtlich. So z. B. erließ er Verordnungen in Betreff der Hüte, der Kopfbedeckungen und des Kopfputzes, dann wieder wegen Säuberung und Reinigung des Prätoriums, und noch eine Menge ähnlicher Albernheiten, worüber natürlich das Volk, das wohl wußte, daß Stratioticus über nichts Ernsteres und Wichtigeres zu verfügen habe, von Herzen lachte. Eine solche verächtliche Regierung konnte von keiner langen Dauer seyn, würde jedoch

*) — — Michael Stratioticus, vir Byzantius ille quidem, sed ad tractationem rerum, tanti praesertim principatus, quum ob naturalem socordiam et simplicitatem, tum ob aetatem longissimam ineptus. Neque enim senex erat, ut vulgo vocabatur, sed pene decrepitus. (*Zonar.* p. 206.)

vielleicht erst mit dem dem Laufe der Natur nach wahrscheinlich nicht mehr sehr entfernten Tode des Namenkaisers sich geendiget haben, hätte dieser nicht auf Eingebung seiner Minister alle niederen und höheren Chefs der Armee, selbst die bedeutendsten und verdienstvollsten Feldherren, einen Catacalon, Isaak Comnenus, Nicephorus, Bryennius ꝛc. ꝛc. mit der größten Verachtung behandelt. Einen auffallenden Beweis der Geringschätzung der Verdienste seiner besten Feldherren gab Stratioticus gleich am ersten Osterfest nach seiner Thronbesteigung. An diesem Tage pflegten die griechischen Kaiser von jeher an alle vornehmen und hochgestellten Kriegs-, Civil- und Hofbeamte Geschenke und andere Gnaden auszutheilen. Sämmtliche so eben erwähnte Generäle erhielten von dem schwachen Monarchen nicht nur die gewöhnlichen Geschenke nicht, sondern auch alle ihre an sich wenig bedeutenden Gesuche um einen höheren Titel oder eine andere Auszeichnung wurden mit bitterm Hohn zurückgewiesen, und als sie sich über diese Behandlung bei dem ersten Minister, dem Leo Straboskondylus, obgleich in den ehrerbietigsten Ausdrücken, beklagen wollten, fuhr dieser sie noch härter an und überbot an Grobheiten und beleidigenden Worten noch um vieles seinen Herrn. Das Ehrgefühl dieser edeln Männer war nun auf das empfindlichste gereizt. Alle eilten zu dem Kaiser und baten um ihren Abschied und um die Erlaubniß, Constantinopel verlassen zu dürfen. Das Eine wie das Andere erhielten sie leicht, denn die Minister wünschten, sie vom Hofe zu entfernen. Bevor sie jedoch die Hauptstadt verließen, versammelten sie sich ganz in's Geheim in der Sophienkirche. In dieser Versammlung ward Stratioticus förmlich abgesetzt, und alle verbanden sich durch einen gegenseitigen feierlichen Eid, ihn

niemals mehr für ihren Herrn und Kaiser zu erkennen. Sie schritten hierauf zu einer neuen Wahl. Alle Stimmen vereinigten sich in der Wahl des eben so tapfern als klugen und redlichen Catacalon. Aber dieser tapfere Krieger nahm die ihm angetragene Würde nicht an. „Glorreiche, kriegerische Thaten," sagte er, „sind allein nicht hinreichend, den Völkern die nöthige Ehrfurcht für den kaiserlichen Purpur einzuflößen. In ihren Augen muß auch das größte Verdienst stets noch von dem Glanze einer alten und edeln Geburt umstrahlt werden. Ihr habt mich jetzt zu euerm Kaiser erwählt, und in dieser Eigenschaft übertrage ich das Reich unserm bisherigen tapfern Waffengenossen, dem edeln Isaak Comnenus."

3. Das Haus der Comnenen war von altrömischer Abstammung, aber schon vor mehreren Jahrhunderten aus Italien nach Asien verpflanzt worden. Die Erbgüter dieser Familie lagen in der Nähe des Pontus Euxinus, und ihr Stammschloß in dem Gebiete von Castamona. Der Erste der Comnenen, der die Aufmerksamkeit der Geschichtschreiber auf sich zog, hieß Manuel. Unter der Regierung des Basilius Bulgaroktonos hatte er sich eben so sehr durch kriegerische Thaten, als Klugheit und Gewandtheit in Unterhandlungen ausgezeichnet. Ihm verdankte Basilius die Unterwerfung des tapfern Sklerus und die dadurch wiederhergestellte Ruhe im Orient. Gegen so vieles Verdienst war der Kaiser nicht undankbar; denn als Manuel starb und zwei Knaben noch in sehr zartem Alter hinterließ, übernahm Basilius Vaterstelle bei denselben. Manuels beide Söhne, Isaak und Johannes, erhielten nach damaliger Weise ihre erste wissenschaftliche Bildung in einem Kloster. Zu Jünglingen gereift, traten sie

unter die kaiserliche Leibwache. Hier machte man sie auch mit den Künsten des Krieges bekannt; und bei allen kriegerischen Uebungen errangen sie jetzt schon am öftersten vor allen ihren übrigen Kameraden den Preis. Von der Leibwache wurden sie frühzeitig als Offiziere zu dem Heere versetzt, und nun, schnell von Stufe zu Stufe steigend, endlich zu Feldherrenstellen und Statthalterschaften erhoben, erwarben sie sich eben so viele Ehre durch ihre Tapferkeit an der Spitze ihrer Truppen, als auch durch milde und weise Verwaltung der ihnen anvertrauten Provinzen. Der Glanz eines uralten Adels, die hohen Würden, die sie bekleideten, und ihr persönliches Verdienst, verbunden mit körperlicher Wohlgestalt, machten, daß die angesehensten Familien es für eine Ehre hielten, sich mit den Comnenen zu verbinden. Isaak vermählte sich demnach mit einer in Constantinopel lebenden bulgarischen Prinzessin, während die Tochter eines nicht minder edeln alten, zur Patricierwürde erhobenen Kriegers, die Gemahlin des jüngern Bruders ward. — Alle Verschwornen waren demnach mit Catacalons Wahl des Comnenus vollkommen zufrieden, und dieser, weil bei dem Heere allgemein beliebt, daher voll Zuversicht, daß auf seinen Ruf alle alten Soldaten des Orients sich sogleich um seine Fahnen sammeln würden, nahm die ihm übertragene Kaiserwürde, in der Gewißheit eines nicht mehr zu bezweifelnden glücklichen Erfolges, ohne weiteres an.

4. Sobald die verschworenen Feldherren in Asien auf ihren Gütern angekommen waren, machten sie, ohne zu zögern, alle Vorbereitungen zu ihrer bevorstehenden Schilderhebung. Leider brach der tapfere Bryennius zu bald los, und büßte seine Uebereilung mit dem Verluste seiner Augen. Aber gerade dieß

beschleunigte jetzt den Ausbruch der Empörung. Alle Verschwornen, in dem Wahne, daß ihre Verbindung entdeckt sey, eilten nach Castamona auf das Stammschloß der Comnenen, und brachten es theils durch ihre Gründe, theils selbst mit Gewalt bei dem Isaak dahin, daß er jetzt schon die Maske abwarf, alle seine Dienstleute und Vasallen bewaffnete und öffentlich die Fahne der Empörung aufpflanzte. Schnell verbreitete sich die Kunde davon in den anstoßenden Provinzen, und alle in denselben liegenden Truppen, längst schon mit der Regierung einer Reihe unkriegerischer Prinzen unzufrieden, eilten von allen Seiten herbei, huldigten dem Comnenus und riefen ihn unter wildem Jubel zum Kaiser aus (5. Juni 1057). Bald darauf kam auch Catacalon mit allen Truppen aus Armenien an. Nun war das Heer zahlreich genug, um das gefährliche Würfelspiel zu beginnen. Comnenus übergab demnach seine Gemahlin, seine Töchter und Schätze seinem Bruder Johannes, schickte sie in eine an dem Fluß Halys gelegene wohl befestigte Burg, und setzte sich mit seinem Heere in Marsch gegen Nicäa. Unter Weges schrieb er in allen Provinzen Asiens Contributionen aus, zog auch alle hie und da stehenden Truppen, theils mit deren gutem Willen, theils mit Gewalt an sich; wodurch er seine Streitkräfte noch um vieles vermehrte. Als er vor Nicäa ankam, standen ihm die Thore der Stadt offen. Die ganze Besatzung hatte sich nämlich, bei der Nachricht seiner Annäherung, auf die Flucht begeben. Ohne Schwertstreich bemächtigte sich also Comnenus der Stadt, und da sie ihm zu einem Waffenplatz und Stützungspunkt im Rücken seines Heeres dienen konnte, so ließ er auch allda die Kassen sammt allem Gepäcke seines Heeres und schlug ungefähr zwei Stunden vor derselben sein Lager auf. — — Auf

die zuverläßige Nachricht von der Empörung seiner Feldherren im Orient zog auch Stratioticus alle in den europäischen Provinzen des Reiches stehende Truppen zusammen, stellte noch neue Werbungen an, ließ, um sie noch fester an seine Person zu fesseln, große Summen Geldes unter sie austheilen und übertrug den Oberbefehl über das ganze Heer dem Theodorus, einem Verschnittenen, aber des Krieges nicht unkundigen Manne, dem er jedoch noch einen andern, nämlich den Omar, beiordnete. Dieser war zwar ein Schwager des Comnenus, aber eines Familienzwistes wegen längst schon dessen erklärter Feind. Nicht ferne von Nicäa an einem Ort, den man in jener Gegend die Hölle (Hades) nannte, stießen beide gleich kampflustige Heere aufeinander. Comnenus zögerte nicht, seine Truppen in Schlachtordnung zu stellen. Die Anführung des rechten Flügels übergab er dem Sklerus, die des linken Flügels dem Catacalon. Er selbst befehligte das Centrum. In beiden Heeren dienten Macedonier, die man damals als den Kern der oströmischen Armeen betrachtete. Furchtbar war demnach der erste Angriff der beiden feindlichen Heere. Die occidentalischen Legionen thaten Wunder der Tapferkeit. Ihr linker Flügel warf sogar den rechten Flügel des Comnenus zurück, verfolgte ihn bis an sein Lager und nahm den Sklerus gefangen. Aber dafür schlug Catacalon den rechten Flügel des Theodorus in die Flucht, verfolgte mit dem ihm eigenen Ungestüm die Fliehenden, drang mit denselben in das kaiserliche Lager, ließ alles, was er darin fand, zusammenhauen und steckte es hierauf in Brand. Da dasselbe auf einer Anhöhe stand, so ward die Zerstörung desselben von beiden Heeren gesehen. Das des Comnenus bekam jetzt neuen Muth, während dieser in eben dem Verhältniß bei

jenem des Theodorus zu ſinken begann. Theodorus Mitteltreffen zog ſich alſo, und zwar nichts weniger als in ſehr großer Ordnung zurück. Aber gerade dadurch bekam nun Comnenus volle Freiheit in allen ſeinen Bewegungen, griff daher den feindlichen bisher ſiegreichen rechten Flügel an, brachte ihn bald in Unordnung und ſchlug ihn in die Flucht; während Catacalon, der von der Zerſtörung des feindlichen Lagers zurückkam, nun die ſchon ziemlich in Unordnung gerathenen Legionen des Mitteltreffens im Rücken und in die Flanke nahm und ſie völlig auseinander ſprengte. Vollſtändig war jetzt der Sieg des Comnenus, aber noch vollſtändiger die Niederlage der Kaiſerlichen. Der größte Theil ward auf der Flucht zuſammengehauen und eine nicht minder bedeutende Anzahl gefangen genommen, wovon jedoch der größte Theil, weil der Sieger ſämmtliche Gefangenen mit vieler Schonung behandelte, ſich unter den Fahnen deſſelben einreihen ließ. Comnenus ſoll nur wenige Leute und nur einen einzigen Officier, Namens Antiochus, verloren haben. Ein ſprechender Beweis, daß ſein unter Sklerus geſchlagener Flügel durchaus ſeine Schuldigkeit nicht gethan und nur äußerſt ſchwachen Widerſtand geleiſtet haben muß, ſo daß der Gewinn der Schlacht offenbar blos das Werk des tapfern Catacalon war.

5. Als die Kunde von der verlornen Schlacht nach Conſtantinopel kam, gerieth die ganze Stadt in Gährung. Der ſchwache Kaiſer war ſogleich bereit, den Purpur abzulegen und ſeinen Thron dem Sieger zu überlaſſen. Seine Miniſter, beſonders der Großlogothet Straboſkondylus hielten ihn einſtweilen noch davon zurück; und nun ward eine Geſandtſchaft, an deren Spitze der gelehrte Pſellus ſtand, mit Friedensvorſchlägen an den

Comnenus geschickt. Stratioticus versprach ihm die Cäsarswürde zu ertheilen und die Thronfolge zuzusichern; auch ward allen seinen Freunden und Anhängern völlige Verzeihung und Beibehaltung ihrer Würden und Aemter zugesagt. Comnenus und der größte Theil seiner Generäle waren schon geneigt, diese Vorschläge anzunehmen; aber der klügere Catacalon wollte durchaus seine Einwilligung nicht dazu geben. „Haben Euch", sagte er, „Geschichte und eigene Erfahrung nicht gelehrt, wie viele Mittel einem Kaiser zu Gebote stehen, eingegangene Verbindlichkeiten entweder durch Gift oder Dolch wieder zu lösen; und ist dieß geschehen, wie lange dann werden wir alle unsere Augen behalten." — Die Meinung des entschlossenen Catacalon ging durch, und ohne länger zu zögern, brach das Heer gegen Constantinopel auf*). Je näher Comnenus der Stadt kam, desto stärker ward die Bewegung in derselben, und als er endlich nur noch zwei Tagmärsche entfernt war, brach die lang zurückgehaltene Gährung aus. Die Senatoren versammelten sich unter dem Vorsitze des Patriarchen Cärularius in der Sophienkirche, entsetzten durch einen Senatsbeschluß den Stratioticus des Throns, ernannten den Comnenus

*) In ganz Constantinopel ging nachher das Gerücht, die Gesandten des Stratioticus wären es selbst gewesen, die den Catacalon aufgereizt hätten, sich dem glücklichen Erfolge ihrer Sendung zu widersetzen. Ja, es soll sogar Psellus einen offenbaren Verrath an seinem Herrn mit seiner Philosophie vollkommen vereinbar gefunden, und er daher den Isaak eidlich versichert haben, daß er von allen Einwohnern Constantinopels geliebt und verlangt werde, sich daher nur vor den Mauern der Stadt dürfe sehen lassen, um sogleich das kaiserliche Phantom zu stürzen und von allem Volke mit dem größten Jubel empfangen zu werden. (*Cedr.* p. 805.)

zum Kaiser und erklärten jeden für einen Rebellen, der denselben nicht als seinen Herrn anerkennen würde. Diesen senatorischen Beschluß ließ der Patriarch dem Comnenus durch einen Eilboten bekannt machen, ihn einladend, unverzüglich nach Constantinopel zu kommen und das Reich zu übernehmen. Dem gerade anwesenden Patriarchen Theodor von Antiochien, nebst dem Stephanus, Dechant der Sophienkirche, gab Cärularius den Auftrag, die geschehene Thronveränderung dem Volke bekannt zu machen, ordnete auch zu gleicher Zeit an den alten Kaiser einige Bischöfe ab, die in seinem Namen demselben sagen sollten, seine Regierung habe jetzt ein Ende; er möge daher, um seinem Nachfolger Platz zu machen, unverzüglich den Palast räumen. Es wird erzählt, Stratioticus habe die an ihn gesandten Bischöfe gefragt, welche Entschädigung ihr Patriarch ihm für den Verlust seines Reiches geben wolle, worauf jene und zwar wahrscheinlich mit ziemlich spöttischer Miene geantwortet haben sollen: das Himmelreich. — Stratioticus ließ sich den Tausch gefallen*), eilte aus seinem Palaste, der nicht mehr der seinige war, und bezog wieder die nämliche Wohnung, die er vor seiner Thronerhebung inne gehabt hatte. Schon am Morgen des andern Tages rückte in Constantinopel der Vortrab des Heeres unter der Anführung des Catacalon ein. Dieser nahm sogleich den Palast im Namen des neuen Kaisers in Besitz. Comnenus kam erst am Abend an; verfügte sich aber gleich am andern Tage mit einem ungemein zahlreichen Ge-

*) Unstreitig wäre der Tausch höchst annehmbar gewesen, wenn nur auch der Patriarch für die Erfüllung seines Versprechens vollkommen sichere Bürgschaft hätte leisten können.

folge von Feldherren und hohen Staatsbeamten in die Sophienkirche, wo der Patriarch unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten, die man jetzt noch auf mancherlei Weise zu verherrlichen suchte, ihm die Kaiserkrone auf das Haupt setzte. (3. Sept. 1057.)

6. Mit Isaak Comnenus erhob sich abermals eine neue Dynastie, die, obgleich erst nach einer anfänglichen, ungefähr zwanzigjährigen Unterbrechung, endlich dennoch ein ganzes Jahrhundert hindurch das oströmische Reich größtentheils weise und ruhmvoll beherrschte. — Durch sein ausgezeichnetes Feldherrntalent, seine persönliche Tapferkeit, seine Bekanntschaft mit den wichtigsten Zweigen der Verwaltung, verbunden mit einem festen Charakter und einem ganz ungewöhnlichen praktischen Verstande, wäre dieser Erste der Comnenen schon der Regent gewesen, der das tief gesunkene Reich wieder auf einen hohen Grad seiner früheren Größe hätte erheben können. Aber leider wurden durch die allzukurze Dauer seiner Regierung und den, wie wir bald sehen werden, ganz unbegreiflichen Eigensinn seines Bruders Johannes alle Hoffnungen, zu denen die Thronerhebung des Comnenus berechtigte, auf einmal wieder, wenigstens auf eine Zeitlang, vereitelt. — Bei seinem Regierungsantritt war Isaaks erste Sorge, sein Heer zu vermehren und die Grenzen des Reiches zu sichern. Aber eine bedeutende Vermehrung der Armee erfoderte eine nicht minder bedeutende Vermehrung der Staatsausgaben; eine Last, welche die kaiserlichen Kassen bei den durch die Verschwendung seines Vorfahrers zerrütteten Finanzen nicht zu tragen vermochten. Um diesen wieder aufzuhelfen, ohne seine Unterthanen durch erhöhete Steuern zu drücken, ließ er sich von allen reichen Klöstern, deren übertriebener Reichthum

blos die Folge einer misverstandenen Frömmigkeit früherer Regenten und Regentinnen war, ein Verzeichniß ihrer Einkünfte wie auch ihrer Privilegien und Freiheiten einreichen, vernichtete die letzteren und ließ von den ersteren den Mönchen nur so viel übrig, als zu ihrem zwar nicht luxuriösen, jedoch anständigen, ihrem Berufe entsprechenden Unterhalt nothwendig war. Auch die von mehreren seiner Vorfahren, oft blos nach Laune und nicht selten an die Unwürdigsten geschenkten Ländereien, Häuser und Schlösser vereinte er wieder mit den kaiserlichen Domainen, und ließ die diesfalls ausgestellten Schenkungsbriefe verbrennen. Natürlich erhob sich von allen Seiten darüber ein großes Geschrei; am lautesten schrieen die Mönche, aber Isaak ließ sie schreien und ging unbekümmert darüber seinen Weg, vollkommen überzeugt, daß eine verhältnißmäßige Verminderung des allzu übermäßigen Reichthums eines Klosters dem wahrhaft frommen Klosterleben ungleich mehr förderlich als nachtheilig sey. Offenbar verdiente auch Isaak durchaus nicht den von den Mönchen ihm gemachten Vorwurf des Geitzes. Er selbst ging mit gutem Beispiel voran, beschränkte seine Hofhaltung, liebte nicht den Pomp, vermied daher alle blos dem Luxus eines Hofes dienende Ausgaben und verwandte alle dergleichen Ersparnisse zum Besten des Staates. Auch selbst von den den Klöstern entzogenen Gütern und Gefällen schenkte er einen Theil wahrhaft armen, oft selbst an dem Nothwendigsten Mangel leidenden Kirchen und Klöstern.

7. Gleich im zweiten Jahre seiner Regierung brachen zahllose Schwärme von Ungarn und Petschenegen in das Reich. Der Kaiser setzte sich sogleich an die Spitze seines Heeres und zog ihnen

entgegen. Aber schon die Nachricht von der Annäherung des kaiserlichen Heeres schreckte die Barbaren so sehr, daß die Ungarn Abgeordnete sandten, um Frieden baten und ihn erhielten. Eben so auch die Petschenegen, bis auf einen einzigen Stamm, der unter der Anführung seines Stammhauptes der Macht des Kaisers trotzen zu können glaubte. Auf einem steilen Gebirge hatte derselbe sein Lager. Die Stellung war fest und nicht leicht zu erstürmen. Der Anführer der Horde war jedoch tollkühn genug, von der Anhöhe herabzukommen, und nun war ein Detaschement des kaiserlichen Heeres schon hinreichend, den feindlichen Haufen zu zerstreuen und dessen Lager zu plündern und zu zerstören. — Indessen erlitt das Heer nach beendigtem Feldzug doch auf seinem Rückmarsch noch einen bedeutenden Verlust. Ein mehrere Tage dauernder, in Strömen sich herabgießender Regen machte, daß alle Flüsse aus ihren Ufern traten und die ganze Gegend überschwemmten. Das Heer konnte seinen Marsch nicht fortsetzen, mußte mehrere Tage in seinem auf einer Anhöhe aufgeschlagenen Lager bleiben. Aber nun konnten natürlicher Weise weder die Zufuhren an Lebensmitteln bei dem Heere ankommen, noch Detaschements zum Fouragiren ausgesandt werden. Endlich trat auch noch, obgleich man erst in der Mitte des Septembers war, eine ganz ungewöhnliche, Menschen und Vieh erstarrende Kälte ein, und so schienen nun Nässe, Kälte und Hunger, um das Heer aufzureiben, gleichsam einen Bund miteinander geschlossen zu haben. Die Mortalität unter dem Heere nahm beinahe mit jeder Stunde zu und in demselben Verhältniß stand auch die Anzahl der Pferde, die durch die Kälte und aus Mangel an Futter fielen. — Auf diesem erhängnißvollen Rückmarsch entging auch der Kaiser

blos durch ein Wunder einer, obgleich andern, jedoch sein Leben nicht minder bedrohenden Gefahr. Mit einigen Officieren war er unter einen schönen, sehr hohen Eichbaum getreten. Plötzlich hörte er ganz nahe hinter sich ein großes, dabei höchst unheimliches Geräusch; schnell sich wendend sprang er einige Schritte auf die Seite, und in demselben Moment fiel auch der in allen seinen Wurzeln verfaulte Eichbaum auf den Boden und würde den Kaiser, wäre er nur noch eine Sekunde auf der vorigen Stelle geblieben, völlig zerschmettert haben. Isaak dankte Gott für diese wunderbare Rettung; und da es gerade der Tag der heiligen Thekla war, so ließ er, sobald er nach Constantinopel zurückgekehrt war, dieser Heiligen zu Ehren eine prachtvolle Kirche in dem Blachernerpalast erbauen.

8. Des Kaisers mit den Klöstern vorgenommenen Reformen hatte der Patriarch sich nie widersetzt. Das Stillschweigen desselben schien das Verfahren des Kaisers zu rechtfertigen. Aber freilich hatte der Patriarch unaufhörlich sehr vieles für sich und seine Neffen zu erbitten. Bis jetzt war ihm jede Bitte von dem Kaiser gewährt, er selbst mit Wohlthaten überhäuft und seine Neffen zu Würden und den ansehnlichsten Aemtern befördert worden. Aber jede ihm erzeigte Gnade weckte stets in ihm das Verlangen nach einer größern Gnade. In seinen Foderungen kannte er weder Maaß noch Ziel. Dieses eines Apostels so unwürdige Streben nach Reichthümern, Würden, Ehren und Auszeichnungen mißfiel endlich dem Kaiser, und nun schlug er ihm eines Tages ein abermals seine Neffen betreffendes Gesuch in sehr ungnädigen Ausdrücken geradezu ab. Cärularius, einer abschlägigen Antwort ungewohnt, ward ungestüm, brach endlich gar in

Drohungen aus und sagte dem Kaiser in das Gesicht: Er habe ihm die Krone aufgesetzt und es stehe in seiner Macht, sie nöthigen Falls auch an einen Würdigern zu übertragen. Aber jetzt war die Geduld des Monarchen erschöpft. Er ließ den Patriarchen sammt dessen Neffen verhaften und nach der Insel Proconesus abführen. Isaak erklärte hierauf den Patriarchenstuhl für erlediget, befahl der Geistlichkeit zu einer neuen Wahl zu schreiten und schlug ihr den weisen und redlichen Lichnudes, des Kaisers Monomachus ehemaligen Minister, zu der erledigten Würde vor. Aber die Geistlichkeit trug Bedenken, sich dem Befehle des Kaisers zu fügen, so lange nicht ihr bisheriger Patriarch freiwillig auf seinen Patriarchenstuhl verzichtet hätte. Dazu war jedoch der stolze, auf den Wahn des Volkes, das den Heuchler für einen Heiligen hielt, trotzende Cärularius auf keine Weise, selbst nicht durch die schärfsten Drohungen*)

*) Da der Kaiser alle jetzt gerade in Constantinopel sich aufhaltenden Metropoliten auf seiner Seite hatte, so ließ er dem Cärularius mit einer schmachvollen Entsetzung durch ein zahlreiches Concilium von Bischöfen drohen. Wirklich hatte auch Psellus, obgleich bisher ein großer Verehrer des Patriarchen, schon die Anklageschrift aufgesetzt, in welcher demselben, indem man mit vielem Wahren auch eben so viel Falsches mischte, solche schändliche Laster aufgebürdet wurden, daß eine schmähliche Entsetzung desselben nothwendig hätte erfolgen müssen. Uebrigens war dieser Cärularius ein über alle Maßen aufgeblasener Mann. Sein Stolz grenzte nicht selten an Verrücktheit. Er konnte nicht dulden, daß irgend jemand über ihm stünde. In seiner Narrheit ging er schon so weit, daß er bisweilen, und selbst bei öffentlichen Gelegenheiten, sich gerade so benahm, als wenn er mit dem Kaiser auf gleicher Linie stünde; er wagte es sogar, purpurne Kleidungsstücke anzulegen, was bekanntlich blos ein Vorrecht der Kaiser war.

zu bewegen. Der Kaiser, der kein Aufsehen, kein Murren erregen wollte, fand sich jetzt in einiger Verlegenheit, aus der er aber durch den einige Wochen nachher erfolgten Tod des Cärularius bald wieder befreit ward. Ohne weitere Widersetzlichkeit von Seiten des Clerus bestieg nun Lichnudes den ersten bischöflichen Stuhl des Orients.

9. Isaak liebte vielleicht nur zu sehr die Belustigungen der Jagd. Eines Tages, als er sich dieses Vergnügen jenseits des Bosporus erlaubte, ließ er sich mehr als gewöhnlich von seiner Jagdlust hinreißen, und erhitzte sich dergestalt, daß ihn ein heftiges Seitenstechen befiel. Trotz aller Kunst der Aerzte nahm das Uebel so schnell und so stark zu, daß man schon am dritten Tage den Tod des Kaisers für unvermeidlich hielt. Er selbst war ebenfalls überzeugt, daß ihm nur noch wenige Tage zu leben übrig wären. Eiligst ließ er sich also in seinen Palast nach Constantinopel wieder zurückbringen. — Isaak wollte

Ausserdem war dieser Cärularius auch ein ungemein feiner Heuchler, der jedoch blos deßwegen sich mit einem äußern Scheine von Heiligkeit zu umgeben suchte, um, wenn er das Volk bethört haben würde, in dem Aberglauben desselben nöthigen Falls eine eben so mächtige als unternehmende Stütze zu finden. Bei seiner Gefangennehmung mußte man daher mit vieler Vorsicht zu Werke gehen, weßwegen auch der Kaiser ihn nicht in Constantinopel verhaften ließ, sondern das Fest der h. Erzengel abwartete, welches der Patriarch, nach hergebrachtem alten Brauche, in einem außerhalb der Stadt gelegenen, ziemlich weit davon entfernten Kloster begehen mußte. — Die leidige, von Cärularius veranlaßte völlige Trennung der orientalischen Kirche von der abendländischen, wovon erst in der speciellen Kirchengeschichte umständlichere Rede seyn wird, läßt sich schon aus dem Charakter dieses Menschen vollkommen genügend erklären.

nicht warten, bis der Tod ihm das Diadem entreissen würde. Er selbst wollte es, während der kurzen ihm jetzt noch gegönnten Frist, einem würdigen Nachfolger überreichen. Sein einziger Sohn Manuel war längst schon gestorben, und Isaak hatte keinen nähern, seinem Herzen theuerern Verwandten, als seinen jüngern Bruder Johannes. Beide Brüder hatten einander stets zärtlich geliebt. Die vollkommenste Eintracht hatte ununterbrochen unter ihnen geherrscht und nie die mindeste Unzufriedenheit des Einen oder Andern sie, auch nur auf kurze Zeit, von einander getrennt. Diesem Bruder bestimmte also Isaak das Reich. Bei dem Heere wie in der Verwaltung großer Provinzen hatte Johannes schon Ruhm und allgemeine Liebe erworben, und unstreitig machten sein alles mit hellem Geiste auffassender, wahrhaft christlich gebildeter Verstand, die Milde seines Herzens, seine Gerechtigkeitsliebe, seine Arbeitsamkeit, seine Erfahrung in den Geschäften ihn vor Allen des Throns würdig, und sicher würde seine Regierung eine der glänzendsten und glücklichsten Perioden in der Geschichte des oströmischen Reiches gewesen seyn. Aber in den Augen des edeln Johannes hatte der Thron seinen Glanz, die Allgewalt ihren Zauber verloren. Ohne also jetzt schon in die Sache näher einzugehen, bat er vorerst seinen Bruder, an seiner Wiedergenesung nicht zu verzweifeln, daher auch seinen erhabenen Posten nicht eher zu verlassen, als bis ihn Gott, der ihn so hoch gestellt, davon abrufen würde. Als aber der Kaiser fest darauf bestand, ohne weitere Zögerung die Regierung niederzulegen und den Purpur gegen ein Mönchsgewand zu vertauschen, daher auf das neue mit Bitten in ihn drang, der Vater so vieler, nun bald verwaister Völker zu werden, auch ihm selbst, jetzt am Rande des Grabes, noch die Zufriedenheit zu gewähren,

dem Reiche einen weisen und milden Beherrscher gegeben zu haben, lehnte Johannes, zum Erstaunen aller Umstehenden, mit einer durch keine Gründe zu besiegenden Standhaftigkeit das ihm angetragene Geschenk einer Krone, die er doch als ein ihm gebührendes brüderliches Erbe hätte betrachten können, dennoch von sich ab. Alle Bitten und Vorstellungen seines Bruders waren fruchtlos. Ungerührt blieb Johannes selbst bei den Thränen seiner Gemahlin, die sich ihm zu Füßen warf und ihm vorstellte, welcher Gefahr er sich und seine Kinder blos stelle, die nur gar zu leicht, wenn er bei seinem Vorsatz beharrte, als blutige Opfer der Eifersucht und des Mißtrauens eines der Familie fremden Thronfolgers fallen könnten. Lieber, antwortete Johannes, wolle er sich allen möglichen Folgen einer fremden Regierung aussetzen, als das Regiment selbst übernehmen. — Aber was mochte wohl den edeln, sonst so besonnenen, christlich gebildeten und mit den Pflichten eines Regenten so wie mit den Bedürfnissen des griechischen Staates innigst vertrauten Johannes wohl bewogen haben, taub bei den Bitten seines sterbenden Bruders und seiner in Thränen zerfließenden Gemahlin, ein Diadem zu verschmähen, dessen Annahme den sehnlichsten Wünschen aller Edeln entsprochen und Millionen von Unterthanen beglückt haben würde? War es vielleicht die Ueberzeugung, daß die Sorgen einer Regierung und das geräuschvolle Gewühl eines Hofes mit einem ruhigen, still und sorgenlos dahin fließenden Leben sich nicht vertragen? oder war es gar ein geheimer geistiger Stolz, der einen unsterblichen Ruhm darin suchte, eine Krone auszuschlagen, wonach so viele, und oft selbst ganz reine Hände sich ausstrecken, mithin gerade das zu verachten, was die Welt in jedem Jahrhundert stets für die höchste Stufe irdischen Glückes gehalten hat?

Oder endlich war es allenfalls das Aufzucken eines zarten, sich leicht ängstigenden Gewissens, das, weil es vielleicht die Art und Weise verdammte, wie Isaak Comnenus zur Herrschaft gelangt war, nun auch nicht die Früchte jener, seiner Ansicht nach frevelhaften, obgleich gelungenen Unternehmung einernten wollte? Wer vermag dieß zu entscheiden! Aber welchen dieser Fälle, oder welchen andern Fall wir auch annehmen wollen, so war es von Seite des Johannes offenbar eine grobe Verirrung entweder des Verstandes oder des Herzens. Ohne es zu wollen, vielleicht selbst ohne es zu ahnen, ward er zu einem, und bald möchte man sagen, sogar feigen Verräther an seinem Volke, ja gewissermaßen selbst an der ganzen Menschheit; und wenn Geschichtschreiber diese That des Johannes bewundern und in Lobeserhebungen sich erschöpfen, so ist dieß blos ein abermaliger Beweis, wie leicht auch besonnene und verständige Männer durch bloße Scheingröße können getäuscht werden.

10. Isaak hatte einen Schwestersohn, Namens Dokeanus; auch an noch andern, obgleich entferntern Verwandten gebrach es ihm ebenfalls nicht. Aber alle diese umging er, und dankbar der geleisteten Dienste und treuen Ergebenheit des Constantinus Dukas sich erinnernd, befahl er diesen zu rufen, überreichte ihm das Diadem und ließ sich hierauf nach dem Kloster Studium bringen. (1059) — Gegen alles Erwarten fing Isaak in dem Kloster an, sich nach und nach zu erholen; ward endlich wieder vollkommen gesund. Aber auch bei dem Gefühle der wiederkehrenden Kräfte und selbst als er vollkommen genesen war, reute es ihn nie, das Diadem zu frühe seiner Stirne entwunden zu haben. Im Gegentheil äußerte er oft eine ungeheuchelte Freude,

nun von einer Last befreit zu seyn, die ihn oft gehindert, dem Wunsche seines Herzens gemäß sich ganz und ungetheilt frommen Widmungen der Andacht hingeben zu können. Aufrichtig und ungekünstelt war demnach auch seine Demuth. Bald nach seinem Eintritt in das Kloster ermahnte er sehr ernsthaft den Abt, von nun an und für immer zu vergessen, daß der Mönch, den er jetzt vor sich sehe, einst den Purpur getragen, daher ihn auch stets wie jeden andern Bruder zu behandeln. Nie duldete er nur die mindeste Auszeichnung, und so oft die Reihe ihn traf, unterzog er sich selbst den niedrigsten Verrichtungen im Kloster. Aber dadurch ließ sich sein Nachfolger auf dem Throne, Constantinus Dukas, nicht abhalten, dem edeln, ihm im Klostergewand nur noch größer erscheinenden Comnenen, bei jeder Gelegenheit eine dreifache Huldigung darzubringen, und nicht blos seinen bisherigen Monarchen und überaus großen Wohlthäter, sondern auch jetzt schon einen beinahe vollendeten Heiligen in ihm zu verehren. Sehr oft besuchte er ihn daher in dem Kloster, nahete sich ihm aber dann stets nur mit allen Merkmalen der tiefsten Verehrung, nannte ihn auch im Gespräche nie anders als seinen allergnädigsten Kaiser und Herrn. — Die Kaiserin folgte dem Beispiel ihres Gemahls und ging mit ihrer Tochter ebenfalls in ein Kloster. Bei Empfang des klösterlichen Schleiers nahm sie den Namen Helena an. Auch sie fühlte sich in dem engen Klosterbezirk weit freier und glücklicher als auf dem Throne, und dankte ihrem Gemahl, als dieser ihr lächelnd sagte, er habe sie aus einer, obgleich in goldenen Ringen gefesselten Sklavin der Welt, zu einer freien Himmelsbürgerin gemacht. — Isaak lebte noch über zwei Jahre in seinem Kloster; starb jedoch früher als seine Gemahlin, die ihn um

mehrere Jahre überlebte, und jeden Tag ihres Lebens mit irgend einer, der leidenden Menschheit erwiesenen Wohlthat bezeichnete.

11. Constantinus Dukas. — In untergeordneten Stellen bei dem Heere mochte Constantin sich vielleicht Verdienste erworben haben; auch war er von Natur aus gutmüthig und gar nicht zur Strenge geneigt. Aber bei allem dem taugte er zu nichts weniger als zum Regenten eines großen Reiches. Er wußte nur das Kleinliche mit einer gewissen, oft selbst pedantischen Sorgfalt zu pflegen; aber nicht das Große, das heißt, das ganze Reich mit waltender Thätigkeit zu überschauen und als die einzige, höchste impulsirende Kraft in allen Zweigen der Verwaltung Leben und Regsamkeit zu erhalten. Anstatt also das zu thun, was des Kaisers war, übernahm er die Geschäfte untergeordneter Beamten. So z. B. gefiel er sich ungemein darin, langwierige und sehr verwickelte Prozesse selbst zu entscheiden, hörte die Partheien und deren Zeugen und Sachwalter, las ganze Aktenstöße, und verlor dadurch eine kostbare Zeit, die er den höhern Bedürfnissen des Reiches hätte widmen sollen. Endlich hatte er auch noch die Lächerlichkeit an sich, auf dem Throne den Gelehrten, und besonders den großen Redner spielen zu wollen; und wer den Kaiser sprechen wollte, und ihn nicht in den Kanzlei- und Schreibstuben und unter Advocaten fand, konnte sicher seyn, ihn entweder in dem Kreise spitzfindiger Sophisten, die man damals Gelehrte nannte, und deren seichtes, unvollständiges Wissen seinen Kopf nur noch mehr verflachte, oder in der Mitte eitler zungengeläufiger Rhetoren zu finden, mit denen er in Redeübungen über alberne Gegenstände um den Preis der Beredsamkeit

kämpfte, den er weit höher hielt, als alle Lorberkränze siegreicher Feldherren*).

12. Die Zeit, welche diese wichtigen Beschäftigungen ihm übrig ließen, widmete er den Finanzen. Aber wie weit sich seine Finanzkunst erstreckte, ergibt sich aus den Mitteln, die er anwandte, die Staatskassen schnell zu füllen und stets voll und übervoll zu erhalten. Bedienungen und Aemter jeder Art wurden an die Meistbietenden verkauft, der Pacht der Domainengüter auf das höchste getrieben und die Pächter nicht selten dadurch zu Grunde gerichtet, die Heere des Orients und Occidents um mehr als ein Drittel vermindert, mehrere der brauchbarsten Generäle, um deren Gehalt zu ersparen, verabschiedet. An Magazine und Vorräthe von Kleidungsstücken und andern Kriegsbedürfnissen ward nicht von weitem gedacht, und endlich wurde dem gemeinen Soldaten sein ohnehin schon spärlicher Sold und Unterhalt immer noch mehr verkümmert. Die Folgen davon waren: erstens eine allgemeine Unzufriedenheit, die sogar gegen das Leben des Kaisers eine Verschwörung erzeugte, welche jedoch bei Zeiten entdeckt und schnell wieder unterdrückt ward. Aber noch weit verderblicher war es, daß jetzt alle Eingänge in das Reich den Feinden desselben offen standen. So oft es

*) Das ärgste dabei war, daß nun auch Soldaten und Offiziere das Heer verließen oder ihren Dienst völlig vernachläßigten, um zu geschickten und wohlredenden Advocaten sich zu qualifiziren. — — Ita ut ipsi milites armis depositis advocati et patroni quaestionum ad leges spectantium et causarum fierent, omisso Martio sono, et bellicis exercitationibus, et equorum agitatione. (*Joannes Scylitzes, Ced.* Comp. T. II. p. 814.)

den Türken nach Raub gelüstete, fielen sie, alles verheerend und plündernd, in die römischen Provinzen ein. Die schwachen Armeen, die man ihnen entgegen setzte, weil schlecht gekleidet, nicht gehörig bewaffnet und nicht richtig bezahlt, liefen entweder von selbst auseinander oder gingen schaarenweise, bisweilen sogar sammt ihren Anführern zu den Türken über; und wäre es diesen nicht um Beute, sondern auch um bleibende Eroberungen zu thun gewesen, so würden sie mit der größten Leichtigkeit ganze Provinzen dem griechischen Reiche entrissen haben. — Der ungarische König Salomo, gereizt durch einen von einigen Bulgaren in sein Gebiet gemachten räuberischen Streifzug, ging über die Saw, belagerte Belgrad, schlug die Griechen und Bulgaren in zwei Treffen auf das Haupt und eroberte die Stadt. Um diese den Ungarn wieder abzunehmen, bedurfte es eines ansehnlichen Heeres; aber die Errichtung desselben kostete Geld, und nun überließ der Kaiser lieber diese ungemein wichtige Grenzfeste dem ungarischen König, als daß er seine Geldkasten hätte öffnen mögen*). — Die Uzen, ein tartarisches Volk, wahrscheinlich gleichen Ursprungs mit den Türken, hatten seit einiger Zeit, nachdem sie ihre frühern Wohnsitze an der Wolga und dem Tanais verlassen und immer weiter vorgerückt waren, sich in der Moldau niedergelassen. Aber auch hier blieben sie nicht lange ruhig, und sieben bis achtmal hundert tausend Seelen stark — wenigstens nach der nicht unwahrscheinlichen Angabe der Griechen, da die ganze Nation mit Weibern und Kindern auswanderte — zeigten sie sich auf der linken Seite der

*) Einige Zeit nachher ward jedoch Belgrad dem griechischen Reiche von den Ungarn freiwillig wieder zurückgegeben.

Donau, gingen endlich auf Schläuchen und ausgehöhlten Bäumen, deren sie sich als Kähne bedienten, über den Strom. Das schwache griechische Armeekorps, das den Uebergang hatte verhindern sollen, ward zusammengehauen, der Statthalter der Provinz, Nicephorus Botaniates, gefangen genommen und das ganze rechte Donauufer mit allen seinen weiten Ebenen von den Barbaren überschwemmt. Wohin sie kamen, ward alles verheert. Einige kleinere Heerhaufen streiften bis vor die Thore von Thessalonich. Die größte Bestürzung herrschte selbst schon in Constantinopel. Man glaubte die Hauptstadt des Reiches bedrohet. Jetzt öffnete der Kaiser seine Schätze, jedoch nicht um Truppen zu werben und das Heer vollzählig und marschfertig zu machen, sondern um die Stammhäupter und Anführer der Barbaren zu gewinnen und durch Geschenke ihre Rückkehr zu erkaufen. Die Utzen nahmen alles, was man ihnen gab; jemehr ihnen aber der Kaiser gab, destomehr foderten sie von ihm, versprachen, was sie nicht zu halten gedachten, und setzten ihre Verheerungen und Räubereien fort. Von allen Seiten erhob sich jetzt Geschrei und Klage über den Kaiser. Man beschuldigte ihn nicht blos des Geizes, sondern auch der Feigheit. Dadurch ließ sich jedoch Constantin nicht irre machen, und seinem System getreu, machte er auch jetzt noch nicht die mindesten kriegerischen Rüstungen, verordnete aber achttägiges, mit Fasten verbundenes öffentliches Gebet. Da die Gefahr immer näher rückte, so lernten die Einwohner von Constantinopel jetzt auch beten. Gewöhnlich wendet sich das Gemüth erst dann gegen Himmel, wenn es von der Erde nichts mehr zu erwarten hat. Auch der Kaiser wohnte mit vieler Erbauung dem öffentlichen Gebete wie den angeordneten feierlichen Processionen bei. Das demüthige

Flehen so vieler Tausenden ward von Gott erhört. Eine furchtbar wüthende Pest, obgleich man sich noch im Herzen des Winters befand, der gerade in diesem Jahr ganz ungewöhnlich streng gewesen seyn soll, brach dennoch unter den Barbaren aus, raffte einen großen Theil derselben hinweg, worauf die Bulgaren und die unter ihnen wohnenden, dem Reiche treu gebliebenen Petschenegen sich in Masse erhoben, eine Menge Utzen erschlugen und die übrigen zwangen, eiligst wieder über die Donau zurückzukehren. — Dieser unglückliche Heereszug der Utzen veranlaßte unter ihnen selbst Spaltung und Uneinigkeit. Die, denen Freiheit und wilde Gesetzlosigkeit über alles galten, blieben jenseits der Donau. Einige andere Stämme, ungefähr dreißig tausend Seelen stark, baten um Aufnahme in das Reich, erhielten von dem Kaiser neue Wohnplätze in Macedonien, ließen sich größtentheils taufen, legten nach und nach ihre wilde Lebensweise ab, nahmen griechische Sitten und Gebräuche an, wurden treue und fleißige Unterthanen, und da sie sich nun häufig mit den Griechen vermischten, war auch schon nach einigen Generationen jede Spur ihres tartarischen Ursprungs verschwunden.

13. Nach einer nicht sehr langen Regierung starb endlich Constantinus Dukas im Mai des Jahres 1067. — Während seiner langen, sieben Monate dauernden Krankheit hatte sich derselbe blos mit Anordnungen wegen der Thronfolge beschäftiget. Mit seiner Gemahlin, der Kaiserin Eudokia, hatte er drei Söhne, Michael, Andronicus und Constantinus gezeugt. Von diesen war jedoch der Letztere allein nur Porphyrogenitus, das heißt, seinem Vater, als dieser schon auf dem Throne saß, geboren worden. Diesem schien anfänglich der kranke

Kaiser das Reich hinterlassen zu wollen. Er gab ihm also, vor dessen beiden andern ältern Brüder, den Titel Augustus, und erklärte ihn zum Mitregenten. Da jedoch dieser Prinz noch ein bloßes Kind war, so erhob er seinen eigenen Bruder Johannes zur Cäsarswürde, ernannte ihn zum Vormünder seiner Söhne, und übertrug ihm, während Constantins Minderjährigkeit, die Leitung der Geschäfte, zu denen er jedoch den Patriarchen Xiphilinus, der nach des Lichnudes Tod den Patriarchenstuhl bestiegen hatte, stets zuziehen sollte. Sey es jetzt, daß der Cäsar Johannes selbst seinem Bruder einigen Anlaß zu Mißtrauen und Argwohn gab, oder daß die Kaiserin Eudokia ihrem sterbenden Gemahl allerlei Besorgnisse einzuflößen wußte: kurz, der Kaiser nahm die wegen der Thronfolge getroffenen Verfügungen wieder zurück; und da es, allem Anschein nach, jetzt in seinem Plane lag, daß alle drei Söhne gemeinschaftlich mit einander regieren sollten, so ertheilte er nun auch seinen beiden ältern Söhnen den Titel Augustus, ernannte Eudokia zur Vormünderin ihrer Söhne, und übertrug ihr auch die Verwaltung des Reiches während der Minderjährigkeit der Prinzen, jedoch ebenfalls unter der Bedingung, daß sie bei allen Geschäften und in allen Angelegenheiten sich der Einsicht des Patriarchen bedienen sollte. Da aber der Kaiser wohl einsah, was niemand entgehen konnte, daß nämlich, wenn nach seinem Tode die Kaiserin sich wieder vermählen würde, eine solche Vermählung dem Interesse seiner eigenen Söhne sehr gefährlich werden könnte, so mußte Eudokia in Gegenwart des Xiphilinus eidlich versprechen, nie wieder zu einer zweiten Ehe zu schreiten. Die darüber ausgefertigte und von sämmtlichen Senatoren unterzeichnete Urkunde ward den Händen des Patriarchen übergeben,

mit dem besondern Auftrag, über die Erfüllung des darin enthaltenen eidlichen Versprechens der Kaiserin mit nachsichtloser Strenge zu wachen. — Der Kaiser glaubte nun alles, was Klugheit und Vorsicht geboten, erschöpft zu haben. Ruhig und ohne weitere Sorge für seine Söhne verschied hierauf Constantinus Dukas im sechzigsten Jahre seines Alters (1067), vielleicht aufrichtig von Advocaten und Hofgelehrten, aber weder vom Volke und noch viel weniger vom Heere sehr betrauert. Er hatte sieben Jahre und fünf Monate regiert.

14. Unter diesem Kaiser ging auch die letzte Besitzung der Griechen in Italien, nämlich die ungemein feste und so vortheilhaft gelegene Stadt Bari, die bisherige Residenz der griechischen Statthalter in Unteritalien, an die Normänner verloren. Ueber ein halbes Jahrhundert hatte der griechische Hof bisher wegen seiner Besitzungen in Italien gekämpft; und dieser mit einem ungeheuern Aufwand von Geld und Menschen geführte Krieg endete nun damit, daß die Griechen auch nicht einen Fußbreit Landes mehr in Unteritalien besaßen. Wie weit staatskluger wäre es für den Hof von Constantinopel gewesen, wenn er, als er dem Kaiser Otto II. die Prinzessin Theophano zur Gemahlin gab, ihm auch seine griechischen Besitzungen gleichsam als eine Aussteuer der Prinzessin überlassen hätte. Es ist nicht einzusehen, was alsdann noch, auch in politischer Rücksicht, eine engere und daher gewiß folgenreiche Verbindung beider Kaiserreiche hätte verhindern sollen. Würde der Hof von Constantinopel die ungeheuern Geldsummen und kostspieligen Heere und Flotten, welche der Krieg in Italien nach und nach verschlang, zur Sicherung und Erweiterung der östlichen Reichsgrenzen verwendet haben,

so hätte er nothwendig, besonders nach Zersplitterung des großen Kaliphats in so viele mindermächtige Sultanate, im Orient Alles, was er in Italien den Ottonen überlassen, doppelt wieder gewinnen müßen.

15. Constantinus Dukas taugte zwar nicht zum Beherrschen eines großen Reiches. Aber im Ganzen genommen gehörte er dennoch zu den edlern Naturen. Sein Charakter war sanft und stets zum Verzeihen geneigt, und trotz seinem unverständigen, für das Reich so verderblichen Ersparungssystem, bewies er sich öfters mild und freigebig gegen wahrhaft Arme und Bedrängte. Einen auffallenden Beweis seiner Milde gab er, als die unglücklichen Christen in Jerusalem um eine sehr bedeutende Geldunterstützung sich flehend an ihn wandten. Wegen seiner hohen und starken Mauern und Thürme gehörte Jerusalem früher zu den festesten Städten von ganz Syrien; es stand diesfalls beinahe in gleicher Linie mit Antiochien; aber als ein ewiger Zankapfel zwischen den Sultanen von Aegypten und Syrien, ward es bald von dem einen, bald von dem andern der kriegführenden Theile erobert, und statt seiner ehemaligen hohen Mauern und Thürme erblickte man jetzt nichts als blos deren traurige Ruinen, stumme Zeugen der ehemaligen Stärke der Festungswerke Jerusalems. — Als nun der egyptische Sultan Dhaher beinahe ganz Syrien erobert hatte und jetzt seine neue Erwerbungen auch gesichert haben wollte, ließ er ein Edikt ergehen, dem zu Folge alle Einwohner ehemaliger fester Städte in Syrien ihre Mauern, Thürme und andere Festungswerke auf eigene Kosten wieder herstellen sollten. Diesem Befehle des Sultans mußten nun auch die Einwohner Jerusalems sich fügen, und der muselmännische Statthalter von

Palästina schrieb daher, zur Deckung der zum neuen Festungsbau erfoderlichen Unkosten, in Jerusalem eine Auflage aus, wovon die Christen, deren es eine Menge in der Stadt gab, den vierten Theil bezahlen sollten. Aber diese Foderung stand auch nicht von weitem im Verhältniß mit den Vermögensumständen der christlichen Einwohner. Schon eine so lange Reihe von Jahren dem Muthwillen und allen nur möglichen Neckereien und Bedrückungen der Mohamedaner ausgesetzt, durch Gesetze wenig oder gar nicht geschützt, waren sie größtentheils in Armuth versunken. Alle ihre Bitten und Vorstellungen bei dem Statthalter waren fruchtlos. Wer nicht zahlen würde, ward mit dem Tode oder als Sklave verkauft zu werden bedroht. In dieser großen Bedrängniß wendeten sie sich an den griechischen Kaiser, und Constantin, gerührt durch die Thränen der Abgeordneten von Jerusalem, sagte ihnen sogleich seine Hülfe zu. Er schrieb an den Sultan von Aegypten, und versprach, die Unkosten zu dem von den Christen zu Jerusalem aufzubauenden Theile der Mauern und Thürme auf sich zu nehmen; jedoch unter der Bedingung, daß das Stadtviertel, dessen Festungswerke die Christen jetzt wieder herstellen würden, auch in Zukunft blos von ihnen sollte bewohnt werden; ferner begehrte der Kaiser für sie freie, ungestörte Ausübung ihrer Religionsgebräuche, und endlich, daß sie nicht mehr unter der Jurisdiktion weltlicher muselmännischer Behörden, sondern unter jener des Patriarchen von Jerusalem stehen sollten. Der Sultan, dem es blos um schnelle und starke Befestigung einer großen Stadt zu thun war, die jetzt an den Grenzen seines neuen Reiches lag, und wohl einsah, daß, wenn er auch alle dort lebenden Christen wollte erwürgen lassen, doch dadurch weder Mauern

noch Thürme erbauet wären, genehmigte ohne allen Anstand die Foderungen des Kaisers, worauf dieser die zum Festungsbau nöthigen Gelder unverzüglich von seinen Einkünften auf der Insel Cypern anweisen ließ. Groß war unstreitig die Wohlthat, die Constantin den Christen von Jerusalem, und in diesen der ganzen Christenheit erwies. Jenen hatte er nicht blos eine Last abgenommen, die sie völlig zu Grunde gerichtet haben würde; sondern sie waren auch jetzt, weil von den Mohamedanern abgesondert, nicht mehr deren Betrügereien und tückischen Nachstellungen, so wie den Bedrückungen und ungerechten Urtheilsprüchen muselmännischer Richter ausgesetzt; hatten auch nicht ferner mehr das schmerzhafte, tief beugende Gefühl, in der öffentlichen Ausübung ihrer Religion sich jeden Augenblick durch die bösartigen Launen weltlicher Behörden beeinträchtiget zu sehen.

16. Eudokia. — Constantin hatte zwar alle Staatskassen wohl angefüllt, aber dafür auch manche andere Zweige der Verwaltung, und besonders das Heer in einem höchst bejammernswerthen Zustand zurückgelassen. Eine schnelle Remedur des Uebels wäre durchaus nöthig gewesen; aber Eudokia befolgte dasselbe Thesaurirungssystem wie ihr verstorbener Gemahl, und so ging alles den lahmen, matten Gang, wie bisher fort. Die Türken, dadurch noch kühner gemacht, daß jetzt eine Frau das griechische Reich beherrsche, fielen auf mehreren Punkten in die römischen Provinzen ein. Eudokia zog zwar alle in Asien zerstreut liegenden Truppen zusammen, gab den Oberbefehl darüber dem Nicephorus Botaniates, einem tapfern und klugen Feldherrn, und befahl ihm, den fernern Verheerungen der Türken Einhalt zu thun. Das Heer war zahlreich genug,

um mit demselben etwas Bedeutendes ausführen zu können; aber leider bestand es größtentheils aus lauter halbverhungerten, zerlumpten, im höchsten Grade mißvergnügten Leuten, die jetzt jede günstige Gelegenheit benützten, ihre Fahnen zu verlassen und oft schaarenweise davon liefen. Es dauerte nicht lang, so erblickte Botaniates Niemand mehr in seinem Lager, als blos seine schwache Leibwache und einige neu angeworbene Truppen, die zwar anfänglich sehr gut gestimmt waren, da aber auch bald für sie der Sold ausblieb und es ihnen an Brod und Kleidung fehlte, nun ebenfalls davon liefen, sich zerstreuten, und nach ihrer Heimath zurückkehrten. — Um dem Hofe wegen des traurigen Zustandes seiner Armeen sehr ernste Vorstellungen zu machen, eilte Botaniates nach Constantinopel. In der öffentlichen Meinung war der tapfere und kriegskundige Feldherr nicht im mindesten gesunken; denn man wußte wohl, daß alle Schuld des so schändlich mißlungenen Feldzuges nicht auf ihm, sondern blos auf der Regierung laste. Aber eben daher wollte diese jetzt wenigstens den Schein für sich haben, beschuldigte also den Botaniates großer Nachlässigkeit, entsetzte ihn der Feldherrnwürde, und gebot ihm, Constantinopel augenblicklich zu verlassen und sich auf seine Güter zu begeben. Aber die schönsten und reichsten Provinzen blieben hülflos und nach wie vor den räuberischen Einfällen der Seldschucken preisgegeben.

17. An der Donau blieb zwar alles ruhig. Aber desto größere Verwirrung herrschte an dem Hofe selbst. Es bildeten sich dort mehrere Partheien, wovon jede nach einem vorherrschenden Einfluß strebte, und deren selbstsüchtige, sich gewöhnlich durchkreuzende, einander feindlich berührende Zwecke

die Kaiserin und ihren Rath immer mehr verwirrten, daher auch überall nur halbe — bekanntlich gerade die schlechtesten — Maßregeln herbeiführten. Auch der Cäsar Johannes, der es nicht verschmerzen konnte, daß die Zügel der Regierung, die er schon fest zu halten glaubte, seinen Händen entrissen worden, fing an sich zu bewegen und der Kaiserin nicht ganz ungegründete Besorgnisse einzuflößen. Johannes war eigentlich ein wahrhaft schlechter Mensch, ohne Treue und Glauben, und der, wie wir in der Folge sehen werden, selbst mit den heiligsten Eidschwüren ein freches Spiel trieb. Im Ganzen genommen wäre er doch nicht allzu sehr zu fürchten gewesen; denn zu einem verwegenen Partheihaupt fehlte es ihm eben so sehr an Kühnheit, als an Verstand, Gewandtheit und Verschlagenheit; jedoch wenn eine ihm günstige Gelegenheit sich von selbst darbot, wußte er sie schnell zu ergreifen und zu seinem Vortheil zu benutzen. Bald fühlte Eudokia das Unbequeme, ja wohl Bedenkliche ihrer Lage, und daß für sie viel zu schwer die Bürde sey, die sie übernommen. Sie dachte also an einen neuen Gemahl, auf dessen kräftigere Schultern sie den größten Theil ihrer Last wälzen könnte; durfte aber diesen Gedanken, wegen der dem Leser bekannten, in den Händen des Patriarchen befindlichen Urkunde noch nicht laut werden lassen. Ihr diesfalls schon halb gefaßter Entschluß kam jedoch, durch eine ganz unerwartete Erscheinung, bald zu seiner vollen Reife. — Diogenes Romanus, von Seite seiner Mutter ein Urenkel des Kaisers Romanus Argyrus, stand seit einigen Jahren als Dux einer Gegend an der Donau vor. In dem Kriege mit den Petschenegen hatte er sich ungemein ausgezeichnet, und hätte man ihm damals den Oberbefehl über das ganze Heer anvertraut, so würde das Reich bald wieder von

diesen Barbaren befreit worden seyn. Aber Diogenes war stolz und dürstete nach Ehren und Würden; und nach dem Tode des Constantinus Dukas erhoben sich seine schwungsüchtigen Gedanken sogar zum Thron. Seine weit aussehenden Plane machte er anfänglich blos seinen vertrautesten Freunden bekannt, und als diese sein kühnes Unternehmen zu unterstützen versprachen, zog er auch noch andere in sein Geheimniß, wußte sie für seine Absichten zu gewinnen, und hatte schon einen bedeutenden Anhang, auch in Geheim mancherlei Vorbereitungen zu seiner bevorstehenden Empörung getroffen, als einer der Mitverschworenen dem Hofe die ihm drohende Gefahr entdeckte. Romanus ward nun sogleich verhaftet, in Banden nach Constantinopel gebracht, vor den Senat gestellt, und da seine eigenen Briefe und Siegel gegen ihn zeugten, er daher auch den Frevel, wozu sein Ehrgeiz ihn gerissen, freimüthig bekannte, einstimmig zum Tode verurtheilt. Romanus war ein edler, hochherziger Mann, dabei von tadellosen Sitten, und allgemein geliebt. Alle Senatoren bedauerten das, obgleich verdiente Schicksal des Unglücklichen, und das Andenken an dessen frühere Verdienste um das Reich, so wie an so manche andere edle That, machte bei der gegenwärtigen Stimmung der Richter auf diese, wie auf die Kaiserin selbst einen tiefen Eindruck, den bei der Letztern auch des Verurtheilten männliche Wohlgestalt, dessen einnehmende Gesichtszüge und ausgezeichnet schöner, ebenmäßiger Körperbau noch um vieles verstärkten. Das von den Richtern ausgesprochene Todesurtheil ward also von der Kaiserin nicht unterzeichnet. In sehr milden und sanften Ausdrücken verwieß sie blos dem Romanus die Verirrung seines schwungsüchtigen Geistes, und entließ ihn hierauf seiner Haft. — Froh, auf so unerwartete Weise dem Tode unter dem Beile des

Henkers entgangen zu seyn, verließ Romanus alsogleich Constantinopel und eilte nach Cappadocien, seinem Vaterlande. — Aber entschieden war auch nun in dem Herzen der Kaiserin die Wahl ihres künftigen Gemahls, und demselben Diogenes Romanus, der noch vor einigen Stunden dem Blutgerüste so nahe stand, war sie fest entschlossen, ihre Hand zu reichen und den Thron mit ihm zu theilen. Nicht wenig erstaunt war also Romanus, als am zweiten Tage seiner Reise, da er noch nicht sehr weit von Constantinopel entfernt war, schon ein Eilbote der Kaiserin mit dem Befehle zu ihm kam, augenblicklich wieder nach Constantinopel zurückzukehren. Aber noch ungleich größer ward jetzt sein Erstaunen, als er bei seiner Ankunft von der Kaiserin sogleich zum obersten Feldherrn der beiden Heere des Orients und Occidents ernannt ward. Indessen ahnte Romanus auch jetzt noch nicht das glänzende Loos, das die Freundschaft seiner Monarchin ihm zugedacht hatte. Eudokia durfte sich noch nicht erklären, und das Einzige, was sie daran hinderte, war blos jene Urkunde in den Händen des Patriarchen. Doch aus dieser Verlegenheit ward sie bald durch die List eines Eunuchen, der einer ihrer Kämmerlinge war, gezogen. Dieser treue und schlaue Diener begab sich zu dem Patriarchen und stellte ihm vor, daß bei der von so vielen Seiten gefährdeten Lage des Reiches die Zügel der Regierung einer kräftigern, männlichen Hand müßten anvertraut werden, demnach eine zweite Vermählung der Kaiserin durchaus nothwendig sey. Der Patriarch berief sich auf die Unverletzbarkeit eines eidlichen Versprechens, auf die Heiligkeit seines Amtes und des ihm anvertrauten Unterpfandes. Aber Xiphilinus*),

*) Auf dem Patriarchenstuhle war er dem Lichnudes

so hieß der Patriarch, hatte einen Bruder, Namens Bardas, den er ungemein zärtlich liebte. Dieser, im Ganzen genommen, schöne Zug in dem Charakter des Patriarchen war dem verschmitzten Unterhändler nicht unbekannt; indem er also jetzt fortfuhr, ihn mit neuen Gründen zu bestürmen, entdeckte er ihm endlich, unter dem Siegel unverbrüchlichen Stillschweigens, daß es gerade sein Bruder Bardas sey, auf den die Wahl der Kaiserin gefallen wäre. Plötzlich änderten sich jetzt die Ansichten des Patriarchen. Auch er fing nun an einzusehen, daß das Wohl des Staates das höchste Gesetz sey, und das eidliche Versprechen der Kaiserin, weil erzwungen, keine bindende Kraft habe. Da jedoch jenes Document von allen Senatoren unterschrieben war, so versprach Xiphilinus sich mit denselben unverzüglich zu berathen; und nun machten seine Gründe, von reichen Geschenken unterstüzt, bald einen solchen Eindruck auf diese Herren, daß sie sämmtlich die Meinung und Ansichten des Patriarchen theilten. Xiphilinus entband die Kaiserin ihres gemachten Versprechens und stellte ihr die sie bisher so sehr beunruhigende Schrift zurück. Aber kaum hatte sie diese in Händen, als auch Romanus unverzüglich in den Palast berufen und noch an demselben Abend mit Eudokia von einem ihrer Hofkapläne förmlich getraut ward. Sämmtlichen Bewohnern des Palastes ward jetzt ebenfalls die Vermählung der Kaiserin und die Erhebung des Romanus bekannt gemacht. Aber diese Nachricht ward nicht überall mit gleicher Freude aufgenommen. Die braven Waräger, welche schon seit einiger Zeit die Leibwache der griechischen Kaiser bildeten, besorgt, daß durch diese zweite Ehe

---

im dritten oder vierten Jahre der Regierung des Constantinus Ducas gefolgt.

die Rechte der drei Söhne ihres verstorbenen Kaisers verletzt würden, ja selbst deren Leben in Gefahr stünde, fingen laut an zu murren, ergriffen endlich ihre Streitärte, droheten die Kaiserburg zu stürmen, und Alles ihrer Wuth und der Sicherheit der drei Prinzen aufzuopfern. Der ganze Palast gerieth in die größte Bestürzung. Aber nun eilten, auf die Bitten ihrer Mutter, deren drei Söhne Michael, Andronicus und Constantin in die Mitte der braven nordischen Krieger, erklärten denselben, daß sie nicht nur zu der neuen Vermählung ihrer Mutter ihre Einwilligung gegeben, sondern sogar dieselbe gewünscht hätten, indem sie gerade in Romanus den edeln und kräftigen Vormund und Beschützer gefunden, dessen ihr noch so zartes Alter durchaus bedürfte. Diese wenigen Worte waren hinreichend, die wilden, empörten Gemüther vollkommen zu beruhigen. Die Waräger senkten ihre Waffen, und auf ihre furchtbaren Drohungen und Verwünschungen folgte ein allgemeiner Jubelruf, mit dem sie nun ebenfalls den Romanus als ihren Kaiser und Herrn begrüßten, der nun auch gleich am folgenden Tage von dem, jetzt freilich nicht sehr angenehm enttäuschten Patriarchen in der Sophienkirche feierlich gekrönt ward (1067).

18. Diogenes Romanus. — Von Seite seiner Mutter ein Urenkel des Kaisers Romanus Argyrus, war Diogenes ein Sprößling eines der ältesten und edelsten Geschlechter des griechischen Reiches. Aber den Adel seiner Geburt erhöhete noch um vieles der ungleich höhere Adel seiner Seele. Nur Ehrgeiz, oder vielmehr allzu große Ruhmliebe, war der einzige Flecken in dieser herrlichen, die seltensten Eigenschaften des Geistes wie des Herzens in sich vereinigenden Natur. Edel, weise, gerecht,

ohne alles Falsch in seiner Brust, zu jedem sich zutraulich herablassend, dabei tapfer, des Krieges nicht ganz unkundig, obgleich vielleicht mehr Soldat als Feldherr, und endlich unermüdet thätig, war er vor allen Andern des Thrones würdig. Zu Beherrschung eines großen, aber nahe an seinem Untergang stehenden Reiches schien er von der Vorsehung berufen; und der Kaiserin Wahl eines solchen Gemahls zeugt nicht nur von einem, den Frauen ohnehin vorzüglich eigenen Scharfblick in Beurtheilung der Menschen, sondern gereicht ihr auch selbst zum größten Verdienste; denn in der Lage, in welcher der oströmische Staat sich befand, war offenbar die Erhebung des Romanus die größte Wohlthat, die Eudokia ihren Völkern hätte erweisen können. — In den ersten Monaten seiner Regierung war demnach Romanus vielleicht das seltenste Muster von Dankbarkeit, Anhänglichkeit und Gefälligkeit für seine Gemahlin. Aber Eudokia wollte herrschen, in ihrem Gemahl nur einen Gehülfen erblicken, auf dessen Schultern sie alles Lästige, Unangenehme, große Anstrengungen Erfodernde ꝛc. wälzen könnte, und — nicht einsehend, daß eine überdachte und feste Regierungsmethode wie ein aus einer und derselben Form gegossenes Ganze seyn, demnach die kleinen wie die großen Räderwerke der Staatsmaschine stets gleichförmig in einander eingreifen, mithin das Kleine wie das Große nach den nämlichen Grundsätzen und mit gleicher Liebe und Sorgfalt gepfleget werden müßte — kurz, alles dieß nicht einsehend, wollte Eudokia das Angenehme, das ihr leicht Dünkende, besonders die Gnadenbezeugungen und Ernennungen zu Aemtern und Würden sich ausschließend vorbehalten wissen. Doch darüber hätte sich vielleicht noch ein Ausgleichungsmittel finden lassen. Aber leider war Eudokia eine Schülerin

und große Verehrerin des schon einigemal genannten Psellus, eines wegen seiner im höchsten Grade für das Leben völlig unproduktiven Gelehrsamkeit ungemein aufgeblasenen Vielwissers. — Durch des Kaisers Romanus Argyrus Eitelkeit, auch als Philosoph und Redner zu glänzen, hatten Gelehrte, das heißt, wie sie die damalige Zeit und der verdorbene Geschmack der Griechen hervorbringen konnte, schon unter der Regierung dieses Kaisers auch am Hofe ein gewisses Ansehen gewonnen, das aber unter der Regierung des Constantinus Monomachus, selbst auch des ersten Comnenen und besonders des Constantinus Dukas immer höher und höher gestiegen war. Den Aristoteles zu interpretiren und zu commentiren, spitzfindige, haarspaltende Fragen darüber aufzuwerfen, und diese durch eben so spitzfindige Sophismen wieder zu lösen, galt für hohe Weisheit und ausgezeichnetes Verdienst; und da man bald auch noch Gelehrsamkeit mit Diensttauglichkeit verwechselte*), und gewandte Dialektiker für eben so gewandte Geschäftsmänner hielt, so wurden endlich auch nur sogenannte Ge-

*) Ein Irrthum, wovon auch die neuern und neuesten Zeiten, besonders in Frankreich, eine Menge Beispiele aufzuweisen haben, die jedoch eben so oft zu der Ueberzeugung führten, daß gerade die genialsten Menschen, die man vorzugsweise Genies zu nennen pflegt, am Staatsruder größtentheils am wenigsten brauchbar sind. — Möge immerhin das Genie und der wirklich große Gelehrte stets ein Gegenstand der öffentlichen Anerkennung wie der allgemeinen Verehrung seyn; aber dann auch unverrückt auf den von der Natur ihnen angewiesenen Standpunkten bleiben, nämlich in ihren Museen oder auf dem Katheder, wo ein mit studierenden Jünglingen angefüllter Hörsaal ihrer geistigen Wirksamkeit einen wahrhaft grenzenlosen Spielraum eröffnet.

lehrten vorzugsweise zu den ersten und einträglichsten Aemtern befördert. An der Spitze der gelehrten Zunft stand Psellus, der schon von Isaak Comnenus in den Staatsrath berufen, und unter Constantinus Dukas sogar zum Präsidenten desselben erhoben ward. Ein ganz ungewöhnliches, jedoch weder den Geist erleuchtendes noch das Herz veredelndes wissenschaftliches Treiben ward nun immer allgemeiner und lebendiger am Hofe wie in der Stadt*). Sogar das schöne Geschlecht, wenigstens die vornehmern Frauen wurden von diesem gelehrten Taumel ergriffen, und selbst die Kaiserin Eudokia fing, unter der Leitung des Psellus an — Bücher zu schreiben**).

*) Wenn unter einem Volke plötzlich alle Kräfte zu einer allgemeinen intellektuellen Reflexion erwachen, dann werden gewöhnlich Energie und Thatkraft in demselben Maße einschlummern; und mit dem übergroßen Reichthum an Ideen wird eben so große Armuth an Gefühlen wie an Handlungen gleichen Schritt halten.

**) Von den Schriften der Kaiserin Eudokia ist nur eine einzige, unter dem derselben von der gekrönten Verfasserin selbst gegebenen Titel: Jonia, auf uns gekommen, die uns jedoch von der Schriftstellerei der Kaiserin, so wie der übrigen gelehrten vornehmen Constantinopolitanerinnen keine sehr hohe Begriffe gibt. Diese Jonia ist eine Sammlung aller Genealogien der Götter, Halbgötter, Heroen, Heroinen, sammt ihren Verwandlungen und allen sich darauf beziehenden Fabeln und Allegorien — und dieß Buch schrieb sie unter den Augen und wahrscheinlich auch unter der Leitung des ganz übermäßig gelehrten Psellus!! — Uebrigens schrieb Eudokia noch mehrere andere Werke, unter diesen auch eines in Versen, nämlich ein Lobgedicht auf die schönen Haare der Ariadne; endlich auch eines unter dem Titel: „was sollen Königinnen treiben," unstreitig ein einer Kaiserin würdiges Thema, über das sich vieles sagen läßt, und vor allem, daß eine Königin oder Kaiserin noch etwas

— Man wird leicht begreifen, daß Romanus, bei einer durchdringenden Klugheit, und seinem leb-

---

mehr, als blos das Weib eines Königes oder Kaisers seyn sollte. — Das alte bekannte Diktamen: „Das Weib soll nur beglücken, aber nicht glänzen, noch blenden, und am allerwenigsten herrschen," hat freilich in unserer Zeit ein allgemein angenommener Banalspruch werden müssen, denn das Unrichtige und der Unsinn, der zum Theile darin liegt, mußte ja, weil unzähligemal wiederholt, endlich nach und nach sich zu einer Art scheinbarer Wahrheit kristallisiren. — Durchgehen wir die Geschichte aller Völker, so werden wir finden, daß die Anzahl der Regentinnen ganz klein ist und mit jener der Regenten in gar keinem Verhältniß steht, und daß es demungeachtet in dieser so ungemein beschränkten Anzahl eine Menge großer, des Regiments vollkommen mächtiger Frauen gegeben, die, ohne aus dem Charakter ihres Geschlechts herauszutreten, dennoch nicht nur mit ungewöhnlicher politischer Feinheit und Gewandtheit, sondern auch mit eben so viel Würde, Kraft und ausdauerndem Muthe den Scepter zu führen wußten, was gewiß um so mehr unsere Bewunderung verdient, als zarter weiblicher Sinn, mit männlicher Charakterstärke vereint, vollkommen einer Aloe gleicht, die bekanntlich alle hundert Jahre nur einmal blühet. Nehmen wir einige wenige gekrönte weibliche Carricaturen aus, wie z. B. die widerliche Elisabeth von England, so haben beinahe alle Frauen, die die Vorsehung als Regentinnen an die Spitze der Völker stellte, nicht blos nur mit Weisheit, sondern mit einer, mit der liebenswürdigsten Milde verbundenen Weisheit geherrscht. — Man möchte vielleicht glauben, aus der Geschichte des letzten Decenniums etwas gegen das hier Gesagte und es, wenigstens dem Scheine nach, Entkräftendes einwenden zu können. Aber die Geschichte unserer Zeit, oder vielmehr unsere ganze Gegenwart ist, seit dem Anbeginn der französischen Revolution, eine in allen ihren Fäden und Verhältnissen von der frühern gewaltsam abgerissene

haften praktischen Menschenverstand, der sich nicht leicht durch dialektische Taschenspielerei bethören ließ, die vielen am Hofe und in Staatsämter eingedrungenen angeblichen Gelehrten vollkommen zu würdigen und auf ihren wahren Werth zu reduciren wußte. So viel er konnte, suchte er sie also sich vom Halse zu schaffen. Ihr Ansehen fing demnach an bedeutend zu sinken; denn wenn der Kaiser jetzt erfahrene und verdienstvolle Officiere zu Patricier-, Consular- und andern Würden erhob, wurden jene völlig unbemerkt übergangen. Natürlicher Weise schmerzte dieß nicht wenig die gelehrte Schaar, deren Haupt, nämlich den Psellus, es ganz besonders verdroß. Diese und seine Anhänger schloßen sich nun dem Cäsar Johannes an, der, wie man es leicht voraussehen konnte, ein geheimer Feind des Kaisers war, und den Einfluß Eudokiens benutzend, suchten sie nun den Kaiser in allen seinen Unternehmungen zu hemmen und eben dadurch die schöne, zwischen Romanus und seiner Gemahlin in den ersten

---

Welt, die man jedoch sehr füglich mit einem durch einen furchtbaren vulcanischen Erguß erzeugten Krater vergleichen könnte, der immer noch raucht und dampft, und mit seinem Qualm das Licht der Sonne verfinstert; so daß alles, was einst jenseits dieses Kraters trefflich in Gottes schöne Weltordnung paßte, jetzt durchaus nicht mehr paßt; so wie alles, was man gegenwärtig passend findet, damals um keinen Preis gepaßt haben würde; kurz unser ganzes öffentliches und häusliches Leben ist so gänzlich umgestaltet und von dem früheren so unendlich verschieden, daß wir nothwendig annehmen müssen: Entweder wir selbst gingen jetzt sämmtlich auf dem Kopfe, oder daß es unsern Vorfahren, unsern Ur- und Ururvätern, und zwar in dem langen Laufe von achtzehn hundert Jahren, gefallen habe, stets Kopf ab und Fuß aufwärts einherzuwandeln.

Monaten bestandene Eintracht nach und nach zu zerstören. Diesem elenden Treiben sah der Kaiser einige Zeit ruhig zu; aber endlich ward er es müde und griff durch. Dem Cäsar Johannes ließ er den Rath geben, sich auf eines seiner Schlösser in Bithynien zu begeben und dort, statt sich in Staatsgeschäfte zu mischen, sich mit der Jagd zu belustigen. Noch verschiedene andere, besonders Angehörige der Familie Dukas, wurden aus Constantinopel verbannt. Er selbst verließ die kaiserliche Burg in Constantinopel, begab sich mit sämmtlichen Haustruppen nach einem seiner Paläste jenseits des Bosporus, berief einige Feldherren und mehrere vernünftige, der Verwaltungsgeschäfte kundige Männer zu sich; und während er nun hier der inneren Verwaltung eine neue Gestalt gab, Mißbräuche abschaffte und mit unermüdeter Thätigkeit sich mit der Reorganisirung des Heeres beschäftigte, blieb Psellus, der schon unter Constantinus Dukas die Leitung des Cabinets übernommen hatte, völlig unbeachtet und unbeschäftiget in Constantinopel zurück.

19. Das immer weitere Vordringen der Türken rief im folgenden Jahre den Kaiser in das Feld, obgleich sein Heer größtentheils aus Neugeworbenen bestand, die er sogar noch nicht Zeit gehabt hatte, gehörig zu kleiden und zu bewaffnen, es ihm auch an einer nur einigermaßen brauchbaren Reiterei fehlte. Sein ganzes Heer bestand eigentlich blos aus Fußvolk. Den Kern desselben bildete ein Corps Normänner, welches der tapfere, aber mit seinen Landesleuten in Italien unzufriedene Robert Crispin ihm zugeführt und der Kaiser in seine Dienste genommen hatte. Aber alles, was dem Heere des Kaisers noch fehlte, ersetzte dessen Gegenwart. Romanus theilte mit seinen Soldaten alle Beschwer-

lichkeiten auf Märschen und in den Lagern, wußte ihnen nach und nach Muth und Kühnheit einzuflößen, errang bald mehrere Vortheile über die Türken, schlug sie endlich in einem geordneten Treffen in die Flucht, eroberte einige Städte und mehrere, bisher für unbezwingbar gehaltene Schlösser, bildete sich während dieses Feldzuges auch eine Cavallerie, die er schon im folgenden Jahre mit allem Erfolge der mit Recht gefürchteten arabischen leichten Reiterei entgegen setzen konnte, und kehrte hierauf siegreich nach Constantinopel zurück, wo er von dem seit Jahren blos an Niederlagen griechischer Heere gewöhnten Volke mit dem größten Enthusiasmus empfangen ward. — Nicht minder ruhmvoll für den Kaiser war auch der zweite Feldzug; so daß die Türken, die bisher auf die griechischen Kaiser, weil sie dieselben noch nie an der Spitze eines Heeres erblickten, mit stolzer Verachtung herabgeschauet hatten, und deren Interesse ein dauerhafter Friede mit den Griechen nicht einmal entsprach, jetzt dennoch und zwar zum erstenmale Abgeordnete sandten und sehr annehmbare Friedensvorschläge machen ließen, die jedoch von Romanus, der sich des Thrones würdig zeigen und dem Reiche seine alten Grenzen wieder geben wollte, nicht angenommen wurden. — Aber so glücklich die zwei ersten Feldzüge des Romanus waren, eben so unglücklich, ja noch weit unglücklicher war der dritte Feldzug desselben; jedoch nicht durch die Schuld des Kaisers, nicht aus Mangel an Vorsicht oder wegen eines diesem Feldzuge zum Grunde gelegten fehlerhaften Operationsplanes; sondern blos durch die schändlichen, fluchwürdigen Tücke der vielen geheimen Feinde des edeln, daher nur zu arglosen Monarchen. Ueber die bisherigen glücklichen Erfolge des Romanus war der Cäsar Johannes und dessen ganzer zahlreicher

Anhang, besonders der große Lobredner und Verehrer des Erstern, nämlich Psellus, beinahe in Verzweiflung gerathen. Lieber hätten sie die Türken vor den Thoren von Constantinopel gesehen, als einen abermaligen triumphirenden Einzug ihres Kaisers. Jetzt hatten sie ihn gleichsam mit einem Gewebe von Treulosigkeit und Verrätherei von allen Seiten umstrickt. Zuerst ward gleich nach Eröffnung des Feldzuges der tapfere Normann Robert Crispin, der gewisse Gebirgspässe hatte besetzt halten sollen, ihm untreu und verließ seinen Posten. Eben so schwankend gemacht war auch die Treue der verschiedenen im kaiserlichen Heere dienenden fremden Truppen. Das ganze Armeecorps der Utzen ging zu dem Feinde über. Der Kaiser war jetzt überzeugt, daß ein in dem ganzen Heere weit verzweigtes Complott alle seine Operationen zu durchkreuzen suche. Dem ungeachtet setzte er, obgleich mit der größten Vorsicht, seinen Marsch fort. Während desselben hatten, mit wechselndem Erfolge, mehrere kleine Gefechte mit dem Feinde statt. Aber an den Ufern des Araxes erwartete, unter der Anführung des Sultans, das ganze türkische Heer den Kaiser. Sobald dieser dasselbe erblickte, stellte er sogleich das seinige in Schlachtordnung. Ueber den rechten Flügel übergab er seinem Liebling, dem klugen und besonnenen Alyatus, und über den linken dem eben so tapfern als treuen Bryennius den Oberbefehl. Er selbst führte das Centrum. Aber unglücklicher Weise übertrug er einem seiner gefährlichsten geheimen Feinde, nämlich dem Andronicus, einem Sohne des Cäsars Johannes, das Commando über das Reservecorps. Romanus ließ jetzt das Zeichen zum Angriff geben. Die Schlacht hatte kaum auf allen Punkten begonnen, als schon der Sieg sich auf die Seite des Kaisers zu neigen

schien. Das feindliche Heer fing an zu weichen. Unter ununterbrochenem, lange dauerndem Kampfe warf Romanus die Türken immer weiter zurück. Endlich kam die Nacht herbei. Der Kaiser hatte viel Terrain gewonnen, aber eben daher sich auch weit von seinem Lager entfernt. In diesem hatte er, weil sein Heer nicht stark genug war, keine Bedeckung gelassen, und mußte nun befürchten, daß die leichte, flüchtige arabische Reiterei, die Dunkelheit der Nacht benutzend, durch eine Seitenbewegung sein Lager überfallen und es in Brand stecken könnte. Er beschloß also, sich unverzüglich demselben wieder zu nähern, ließ also die an der Spitze befindlichen Fahnen zu den hintersten Truppen bringen und zum Rückzuge blasen. Aber kaum ertönten die zahllosen, das Zeichen zum Rückzug gebenden Trompeten, als der Verräther Andronicus laut aufschrie: Der Kaiser ist geschlagen, der Kaiser ist geschlagen! Dieses Geschrei wiederholend, rannte er durch die Reihen seiner Soldaten, wandte sein Pferd und floh nach dem Lager. Ihm nach das ganze zahlreiche Reservecorps. Als das in bester Ordnung sich zurückziehende Heer die wilde Flucht der Reservetruppen sah, konnte es nichts anders glauben, als es sey in seinem Rücken vom Feinde umgangen. Panischer Schrecken bemächtigte sich der Soldaten. Alles gerieth in Unordnung und Verwirrung, und allgemeine schmähliche Flucht war nun eine nicht mehr zu vermeidende Folge. — Die in dem kaiserlichen Heere herrschende Verwirrung war den Türken nicht entgangen. Schnell rückten sie also vor und machten einen neuen wüthenden Angriff. Romanus that alles mögliche, um die Seinigen wieder zu sammeln und zum Stehen zu bringen, aber alle seine Anstrengungen waren fruchtlos. Er selbst, umgeben von mehreren tapfern Officieren,

worunter auch der edle Bryennius sich befand, focht wie ein Held, that Wunder der Tapferkeit, tödtete mehrere Feinde mit eigener Hand, ward endlich verwundet und, als auch sein Pferd todt zur Erde fiel, ein Gefangener der Türken.

20. Der Türke, welcher den Romanus zum Gefangenen machte, hatte einige Zeit in Constantinopel gelebt, kannte also den Kaiser persönlich. Er warf sich daher demselben zu Füßen und versprach ihn sogleich zum Sultan zu führen. Aber es war schon spät in der Nacht; und da der Türke, aus Furcht, man möchte den vornehmen Gefangenen seinen Händen entreissen, nicht sagte, daß es der Kaiser sey; so mußte dieser, gleich einem gemeinen Gefangenen, die Nacht auf der Erde liegend zubringen. — Mit Blut und Staub bedeckt ward Romanus am folgenden Tage dem Sultan vorgestellt. Dieser wollte anfänglich nicht glauben, daß es wirklich der Kaiser sey. Aber schnell verschwanden alle seine Zweifel, als der kaiserliche Feldherr Basiliacus, der ebenfalls in die Gefangenschaft gerathen war, hervorstürzte und unter einem Strom von Thränen sich seinem unglücklichen Monarchen zu Füßen warf. Jetzt sprang auch der Sultan von seinem Sitze auf, ging rasch auf den erhabenen Gefangenen zu, riß ihn zu Boden und setzte ihm einen Fuß auf die Brust. — Eine türkische, oder vielmehr orientalische Sitte, jedoch nur auf sehr vornehme, erlauchte Gefangene anwendbar, zur Beurkundung, daß der zu Boden Liegende der Besiegte und dessen Leben in den Händen des Siegers sey. — Doch schon in demselben Momente änderte sich diese, blos dem Scheine nach schreckbare Scene. Alp-Arslan, so hieß der Sultan, hatte mit seinem wilden Volke nichts als den Ursprung gemein. Er war ein

Fürst von seltenem Edelmuth, der auch unter dem Geräusche der Waffen und dem wilden Siegesgeschrei seines Heeres dennoch stets die Stimme der Menschlichkeit hörte. Freundlich neigte er sich zu seinem Gefangenen hin, hob ihn von der Erde auf, bot ihm die Hand und umarmte ihn wie einen nach langer Zwischenzeit wieder gefundenen Freund. „Kaiser der Römer!“ sprach der Sultan, „sey ohne alle Besorgniß. Betrachte dich nicht als einen Gefangenen; auch bei mir und in meinem Lager wirst du Kaiser seyn. Wie jeder Mensch, bin auch ich Unglücksfällen unterworfen; und wehe dem, der im Glücke, weil von demselben berauscht, sich nicht auch an dessen Veränderlichkeit und Unbeständigkeit erinnert.“ Alp-Arslan ließ nun sogleich ein königlich ausgeschmücktes Zelt für den Kaiser errichten, ordnete ihm eine zahlreiche Dienerschaft, befahl seinem Heere, dem Kaiser gleiche Ehrenbezeugungen, wie ihm selbst, zu erweisen, beschenkte ihn nach morgenländischer Weise mit kostbaren Gewändern, zog ihn stets an seine Tafel und machte ihm jeden Tag mehrere Besuche in seinem Zelte. Aus Feinden wurden nun Beide bald innigste Freunde. In vertrautem Gespräche gab Alp-Arslan dem Romanus einigemal sanfte Verweise, daß er den ihm angetragenen Frieden nicht angenommen, machte ihn auch auf einige Fehler aufmerksam, die er, wenigstens nach seiner Ansicht, während der Schlacht begangen haben sollte. Immer vertrauter mit einander werdend, ward endlich unter Beiden nicht nur ein dauerhafter Friede, sondern auch ein Bund ewiger Freundschaft geschlossen. Die Grenzen beider Reiche wurden genau bestimmt, auch die Freilassung der beiderseitigen Gefangenen ohne Lösegeld ward festgesetzt. Nach einem zehntägigen Aufenthalt in dem türkischen Lager erhielt der Kaiser

endlich seine Freiheit, obgleich nur gegen ein sehr bedeutendes, in festgesetzten Fristen zu bezahlendes Lösegeld, wofür jedoch der großmüthige Sultan keine andere Bürgschaft als blos das kaiserliche Wort verlangte. Gerührt durch so viele und wahrhaft außerordentliche Beweise von Edelmuth und Seelengröße, konnte Romanus sich beim Abschied von seinem Bruder, dem Alp-Arslan, der Thränen nicht enthalten. Einen schönern zwei Reiche beglückenden Bund, als den zwischen dem Kaiser und dem Sultan geschlossenen, hatte vielleicht die Welt noch nie erlebt; nur Schade, daß — wie wir gleich sehen werden — der Allem Gedeihen gebende Segen von Oben ihm gebrach. — Begleitet von mehreren der ersten türkischen Großen und unter einer starken Bedeckung trat nun Romanus die Rückreise in sein Reich an. Als er das Lager verließ, stand ihm zu Ehren das ganze türkische Heer unter den Waffen und rief dem Scheidenden die schönsten, dem Koran entnommenen Segenssprüche nach. In Theodosiopolis angekommen, entließ der Kaiser sein Gefolge bis auf einige der vornehmsten Türken, die, als Gesandte des Sultans, ihn nach Constantinopel begleiten sollten. Zu Theodosiopolis weilte Romanus mehrere Tage, theils um seine Wunden heilen zu lassen, theils auch und vorzüglich um von den vielen, in schnellem Wechsel ihn oft tief erschütternden Ereignissen sich etwas zu erholen. Aber an seine Gemahlin schrieb er sogleich, meldete ihr seine wieder erlangte Freiheit, wie auch die von dem Sultan ihm widerfahrene ungemein edle und menschenfreundliche Behandlung; sagte ihr auch, daß er, so wie er noch Einiges in den Provinzen geordnet haben würde, sie nächstens wieder in Constantinopel zu umarmen hoffe.

21. Aber nicht unter den Türken oder bei dem türkischen Heere, ja selbst nicht unter dem wildesten und rohesten barbarischen Volke, sondern an seinem eigenen Hofe hatte Romanus seine ärgsten und, weil heimliche, nur desto grausamere und unversöhnlichere Feinde. Sobald die Nachricht von der Gefangennehmung des Kaisers allgemein bekannt worden war, eilte der Cäsar Johannes sogleich aus Bithynien nach Constantinopel. Die Kaiserin, welche während der Abwesenheit ihres Gemahls die Regentschaft übernommen hatte, berief den gesammten Staatsrath zusammen; und hier war es nun, daß der schleichende, tückische Psellus sich zuerst erhob und den Antrag machte, daß jenes altrömische Gesetz, dem zu Folge ein Gefangener, der sich in den Händen des Feindes befindet, als politisch todt, mithin aller öffentlichen und persönlichen Rechte eines Bürgers für verlustig erklärt ward, auch in dem gegenwärtigen Falle durchaus müsse in Anwendung gebracht werden. Diogenes Romanus sey demnach nicht mehr als Kaiser zu betrachten, und man müße ihn, wenn er je wieder zum Vorschein kommen und Ansprüche auf den Thron machen sollte, als einen Feind des Reiches behandeln und auf jegliche Weise aus dem Wege zu räumen suchen*). Natürlicher Weise unterstützte

*) Psellus schämt sich nicht, dieß selbst zu erzählen, und gar noch sich dessen zu rühmen: Augusta quoque anceps animi tenebatur et dubitabat, quidnam etiam faceret. Inter haec dubia ipse (sc. Psellus) quoque, cum omnes loqui juberent, ita sententiam dixi: Non esse illum amplius in imperio admittendum, sed *e medio tollendum*, quoqueversus denique mittenda mandata, quibus rerum summa illi abrogaretur. Meumque adeo consilium aliis (natürlich dem Cäsar und dessen Anhang) quidem utile visum est, his nimirum, qui sanioris essent

der Cäsar Johannes und sein Anhang des Psellus Antrag aus allen Kräften. Derselbe ging also durch. — Aber ein von den Feinden des Kaisers unerwarteter Fall zerstörte jetzt auf einmal wieder alle ihre Plane, versetzte sie selbst in die größte Bestürzung. Die von dem Kaiser zu Theodosiopolis geschriebenen Briefe waren nämlich angekommen; und die Kaiserin hoch erfreut, daß ihr Gemahl wieder in Freiheit sey, erklärte sich geneigt, den von dem Staatsrath genommenen Beschluß zu vernichten und den Romanus als ihren Gemahl und Kaiser wieder aufzunehmen. Für den Cäsar, den Psellus und deren Anhänger war dieß ein sie furchtbar aufschreckender Donnerschlag. Sie hatten schon zu viele Blösen gegeben, um nicht zu fühlen, daß ihre Freiheit, ja selbst ihr Leben der größten Gefahr ausgesetzt wäre, wenn Romanus wieder als Kaiser nach Constantinopel zurückkehren sollte. Johannes entschloß sich, das Aeußerste zu wagen. Es gelang ihm, die Leibwache zu einem Aufstand zu reitzen. Tumultuarisches Geschrei erfüllte plötzlich die Burg, und die wilden Waräger mit den Schwertern auf ihr Schild schlagend, durchrannten alle Gemächer des Palastes, laut rufend, daß sie nur Michael und dessen Brüder für ihre Herren anerkennen würden. Die durch diesen Lärm geschreckte Kaiserin floh, wegen ihres Lebens besorgt, in einen abgelegenen Winkel des Palastes. Dieß hatte der Cäsar erwartet. Schnell eilte er jetzt herbei, und die zärteste Sorgfalt für die Erhaltung der Kaiserin heuchelnd, beredete er sie, sich einstweilen, bis der Tumult sich wieder gelegt haben würde,

mentis judicio; alii vere *secus existimaverunt.* Gott sey Dank! so waren doch nicht alle Glieder des Staatsraths Verräther und Schurken, wie Psellus.

nach dem von ihr selbst gestifteten Kloster am Ufer des Bosporus zu begeben. Eudokia folgte diesem verrätherischen Rathe; war aber kaum in dem Kloster angekommen, als auch ein von ihrem Sohne und dem Cäsar unterzeichneter, ihr gleichsam auf dem Fuße folgender Befehl allda ankam, der sie zwang, sich die Haare abschneiden zu lassen, den klösterlichen Schleier zu nehmen und eine Nonne zu werden*). — Unverzüglich ward jetzt Michael als allein herrschender Kaiser in allen Straßen von Constantinopel ausgerufen, er selbst von einem Thurm des Palastes herab dem unten zahllos versammelten Volke gezeigt und von der Leibwache der gewöhnliche Huldigungseid ihm geleistet. Eben so eilig ward auch an alle Statthalter der Provinzen geschrieben, ihnen die Thronveränderung bekannt gemacht und unter der Drohung, sie widrigenfalls als Aufrührer und Staatsverräther zu betrachten, auf das schärfste befohlen, niemand mehr als dem Kaiser Michael und den von ihm unterzeichneten, aus Constantinopel kommenden Befehlen zu gehorchen.

22. Als Romanus hörte, was in Constantinopel vorgefallen und daß seine Gemahlin in einem Kloster eingesperrt sey, zog er eiligst alle in den benachbarten Provinzen zerstreute Truppen zusamen, bemächtigte sich der öffentlichen Gelder und sah sich schon in wenigen Wochen an der Spitze eines ansehnlichen Heeres. Gegen ihn schickte der Cäsar seinen jüngern Sohn Constantin, einen Prinzen, der eines bessern Vaters würdig gewesen wäre. Bei Amasea trafen beide Heere zusammen. Aber mit

*) Eudokia lebte noch über zwanzig Jahre in ihrem Kloster.

der nämlichen Ungunst, wie in der Schlacht am Araxes, behandelte auch jetzt wieder das Kriegsglück den edeln Romanus. Er ward geschlagen und warf sich mit seinem geschlagenen Heere in die feste Stadt Torypea. Hier lief er Gefahr eingeschlossen und von aller Hülfe abgeschnitten zu werden. Aus dieser Lage rettete ihn jedoch die Treue und Thätigkeit des edeln Catáturus, Statthalters von Antiochien. Dieser raffte so viele Truppen zusammen als er konnte, eilte damit nach Torypea, belebte den vom Unglücke verfolgten Monarchen mit neuem Muthe und führte ihn glücklich in die Gebirge von Cilicien, wo alle Bergfesten sich ihm sogleich ergaben. Eine Menge gedienter Soldaten strömte jetzt von mehreren Seiten herbei und sammelte sich um die Fahnen des Kaisers. Neue Werbungen wurden ebenfalls angestellt. Catáturus sorgte für Geld und Waffen, und bald stand Romanus, noch furchtbarer als vor der Schlacht bei Amasea, wieder im Felde. — Aber nun fing es dem Cäsar und dessen Anhange an bange zu werden. Wirklich ward auch ihre Lage immer bedenklicher. Der gesammte Staatsrath ward abermals zusammen berufen, und mit großer Stimmenmehrheit beschlossen, durch annehmbare, dem Kaiser Romanus vorzulegende Friedensvorschläge dem unseligen Bürgerkrieg ein Ende zu machen. Abgeordnete, mit einem Schreiben des Kaisers Michael, eilten also nach Cilicien. Man bot dem Romanus gemeinschaftliche Regierung mit Michael an, machte zugleich Verzeihung und völlige Vergessenheit des Geschehenen zu einer Bedingung des abzuschließenden Vertrages. Romanus, dessen Stolz kein Unfall beugen konnte, verwarf trotzig die ihm gemachten Anträge. „Ganz und ungetheilt, sagte er, hat man mir das Regiment übertragen, und es jetzt mit einem Andern zu theilen, erlaubt mir nicht meine

Ehre. Was die Verzeihung betrifft, so bedarf ich derselben nicht. Kein Verbrechen habe ich begangen; und nur bei mir müssen jene, die der Verzeihung bedürfen, auch darum flehen."

23. Die Fortsetzung des Krieges ward also in Constantinopel beschlossen. Aber Prinz Constantin verschmähete es, länger einer ungerechten Sache zu dienen, und ohne dem Kaiser Michael untreu zu werden, wollte er doch auch nicht sein Schwert gegen den Kaiser Romanus mehr ziehen. Den Oberbefehl über das Heer erhielt also Constantins ältester Bruder, der durch seine Verrätherei in der Schlacht gegen die Türken dem Leser schon bekannte Andronikus. Dieser durcheilte sogleich mehrere Provinzen, sammelte die darin liegenden Truppen, warb neue, und hatte bald ein zahlreiches Heer zu seiner Verfügung. Andronikus war nicht nur tapfer, sondern verstand auch den Krieg. Mit vieler Klugheit ordnete er seinen Marsch an, und rückte in Eile gegen den Taurus vor. Romanus hatte den Fehler begangen, die Engpässe dieses Gebirges nicht gehörig zu besetzen. Durch diese drang demnach Andronikus in Cilicien ein und erschien im Angesicht des feindlichen Heeres, bevor dieses noch von seiner Annäherung Etwas gehört hatte. Eine Schlacht war unvermeidlich. Blutig war der lange Kampf. Auf beiden Seiten ward mit gleicher Tapferkeit und Erbitterung gefochten. Aber zum Unglück für den Romanus diente in den Reihen des Andronikus der durch seine und seiner Schaar Tapferkeit berühmte Normann Robert Crispin. Dieser, dem noch überdieß die Führung des linken Flügels war übertragen worden, entschied endlich den Sieg. Romanus ward abermals geschlagen, und Adana, wohin er sich zurückzog, sogleich von dem Heere

des Andronikus umzingelt. Ein nicht minderer Unfall für ihn war es, daß sein treuer Diener und Freund Catafurus in der Schlacht war gefangen worden. Aber auch jetzt entsank dem unglücklichen Monarchen noch nicht der Muth. Er hoffte auf ein eiligst heranrückendes türkisches Hülfsheer; auch machte er, durch heimlich in das feindliche Heer gesandte Emissäre mehrere Versuche, den tapfern Crispin für sich zu gewinnen, ihn sammt seiner ganzen Schaar auf seine Seite zu ziehen. Aber diesen hatte Andronikus durch Geschenke, Ehrenbezeugungen und Vortheile jeder Art so sehr an sich gekettet, daß er auf keine Art zu bewegen war, die Parthei, zu der er sich nun einmal bekannt, wieder zu verlassen. — Leider verzögerte sich von Tag zu Tag die Ankunft des türkischen Entsatzheeres; und als nun auch seine Soldaten auszureissen anfingen und schaarenweise in das feindliche Lager übergingen, da sah endlich auch Romanus ein, daß der längere Kampf mit einem weit mächtigern, unerbittlichen Schicksal eine Thorheit sey. Er schrieb also an den Andronikus und machte ihm das Anerbieten: Er wolle sich und die Feste Adana ergeben, auch auf das Reich verzichten; jedoch nur unter der Bedingung ehrenvoller Behandlung seiner Person, und daß es ihm gestattet würde, in irgend einem Kloster nach seiner Wahl die übrigen Tage seines Lebens in völliger Abgeschiedenheit von der Welt zuzubringen. Für die Erfüllung dieser Bedingungen foderte er eidliche Bürgschaft. Andronikus berichtete darüber nach Hofe, und die Antwort blieb nicht lange aus; sie lautete: „Man möchte dem Romanus alles, was er verlange, zusagen, und nur suchen, so geschwind als möglich sich seiner Person zu bemächtigen.“ — Während dieser Unterhandlungen sandte Romanus folgendes Schreiben an den Sultan. „Als ich das

von Euch gefoderte Lösegeld zu bezahlen versprach, war ich noch Kaiser. Da man mir aber nun das Reich entrissen hat, bin ich nicht mehr im Stande, mein Versprechen zu erfüllen. Gerne schicke ich Euch jedoch alles, was ich jetzt noch habe, nämlich die hier beigehenden zweimal hundert tausend Goldstücke, nebst diesem Diamanten, den ich Euch bitte, als ein Zeichen meiner Dankbarkeit anzunehmen." — Indessen waren die drei Erzbischöfe von Chalcedon, Heraclea und Colonia angekommen. Der Cäsar Johannes hatte sie ersucht, bei Romanus die Bürgschaft für die treue Erfüllung der ihm gemachten Zusagen zu übernehmen. Sobald die drei ehrwürdigen Prälaten durch die feierlichsten und heiligsten Eide dem unglücklichen Monarchen Alles, was man ihm versprochen, bekräftiget hatten, verließ er in Mönchskleidung Adana und ergab sich dem Andronikus. Dieser empfing ihn mit vieler Ehrerbietung, erklärte ihm aber, daß er vorerst nach Constantinopel reisen müße. Zu Cotyäum in Phrygien verweilte Andronikus mit seinem erlauchten Gefangenen mehrere Tage. Hier ward der Letztere von einer heftigen, schmerzhaften Kolik befallen, Folge eines von den Emissären des Johannes ihm unter Weges beigebrachten Giftes, dessen Gewalt jedoch des Romanus kräftige Natur widerstand. Als der Cäsar hörte, daß das Gift seine Wirkung verfehlt habe, schickte er seinem Sohne Befehl, dem Romanus die Augen ausreissen und ihn nach der Insel Prote in den Propontis bringen zu lassen. — An Schalkheit war zwar Andronikus seinem Vater so ziemlich ähnlich, doch demselben hierin bei weitem noch nicht vollkommen gleich. Der blutige Befehl ward also nicht vollzogen. Andronikus schrieb an seinen Vater, erinnerte ihn an die Heiligkeit und Unverletzbarkeit eines dreifachen Eides und suchte ihn zu einem mildern und gerechtern Verfahren

vorzüglich dadurch zu bewegen, daß er ihm vorstellte, wie sehr er durch solche unerhörte Treulosigkeit sich die Verachtung, den Haß und den Abscheu des ganzen Reiches zuziehen würde. Johannes blieb unerbittlich. Derselbe Befehl ward, und zwar noch um vieles geschärft, wiederholt. Er gebot nämlich jetzt, wenn dem Romanus die Augen würden ausgerissen seyn, dessen Wunden nicht zu verbinden. — Vergebens berief der unglückliche entthronte Monarch sich auf die Bischöfe und deren geleisteten Eid; fruchtlos protestirten auch diese gegen ein so schändliches, treuloses Verfahren und riefen laut die Rache des Himmels auf alle jene herab, welche irgend einen Antheil an diesem Bubenstücke hätten. Des Cäsars unmenschlicher Befehl ward vollzogen, und ihm, weil man ihn durchaus morden wollte, die Augen ohne die mindeste Schonung mit einer offenbar raffinirten Grausamkeit aus dem Kopfe gerissen. Kein Tropfen mildernden Balsams ward in seine Wunden gegossen, keine heilenden Kräuter, kein Verband seinem bluttriefenden Angesicht aufgelegt. Aus Mangel an jeder Hülfe setzte sich bald viel faules Fleisch in den Wunden an, so daß jetzt jedem, der sich ihm näherte, schon auf mehrere Schritte ein pestartiger Gestank entgegen kam. In diesem bejammernswerthen, auch ein eisernes Herz zum Mitleid bewegenden Zustande ward endlich der tief gebeugte, grausam verstümmelte, mehr einer modernden Leiche als einem Lebenden ähnliche Fürst auf ein altes Pferd gesetzt, in langsamem Zuge an die Ufer des Propontis geführt und in einem elenden Nachen auf die Insel Prote gebracht. Aber während aller dieser Zeit und auf dem ganzen Wege entfuhr, selbst unter den qualvollsten Schmerzen, dem Mund des Romanus nicht ein Laut der Klage, noch viel weniger auch nur eine einzige Verwünschung

auf das Haupt seiner alles Menschengefühls beraubten, grausamen Feinde. Im Gegentheil erhob sich sein Herz oft betend zu Gott; dem Ewigen bisweilen laut dankend für die ihm jetzt gesandten schweren Leiden, indem diese für ihn ein sicheres Unterpfand wären, daß er jenseits seines nun bald erlöschenden Lebens in Ihm einen milden, gnädigen, erbarmungsvollen Richter finden werde. — Wenige Tage nach seiner Ankunft auf der Insel Prote starb Romanus. Er hatte drei Jahre und acht Monate geherrscht (1071)*).

---

*) Michael weinte bitterlich, als er die Nachricht von dem grausamen Tode seines Stiefvaters erfuhr, und versicherte eidlich, an der Greuelthat keinen Antheil gehabt zu haben. Indessen hatte er doch den mörderischen Befehl unterzeichnet, wahrscheinlich nicht wissend, was das Blatt enthalte, das man ihm zum Unterzeichnen vorlegte. Offenbar fällt alle Schmach und aller Fluch auf den Cäsar Johannes, wie auch auf Psellus, der vermöge seiner Stellung im Cabinette unmöglich dem schrecklichen Frevel ganz fremd gewesen sein konnte. — Man vergleiche jetzt den Cäsar Johannes, oder auch jeden andern aus der langen Reihe der bisherigen byzantinischen Kaiser mit dem edeln, großherzigen, wahrhaft christlich denkenden und empfindenden türkischen Sultan Alp-Arslan! — Je weiter wir in der Geschichte des immer tiefer sinkenden oströmischen Reiches fortschreiten, desto klarer und überzeugender wird uns auch, was wir schon mehrmals hier zu bemerken Gelegenheit fanden, nämlich, daß auch nach Einführung des Christenthums das Reich der Oströmer oder Griechen seinem Wesen und seiner innern Natur nach immer noch völlig heidnischer Art blieb. Nicht ein einziges Element des Christenthums ward in das öffentliche Staatsleben aufgenommen. Nie eine geregelte, nach christlichen Grundsätzen gemäßigte gerechte Verwaltung; stets nur freche Willkühr von dem Thron des Despoten

herab bis zum letzten Beamten des Staates. Statt einer christlichen Epistasis, nur lauter mehr als heidnische, alles verschlingende Raubsysteme. Auf der einen Seite ganz unmäßiger, beispielloser Luxus der Reichen, und auf der andern Rohheit und das tiefste Elend der Armen, die bisweilen, wenn sie ihre Abgaben nicht bezahlen konnten, als Sklaven verkauft wurden. Eine Gesetzgebung, die, weil der gesetzgebenden christlichen Weisheit völlig fremd, Ehescheidungen und Concubinate begünstigte, den Sklaven- und Menschenhandel gestattete, und die zahllose Menge der Verschnittenen — eine Menschenklasse, die man in einem christlichen Staate gar nicht kennen sollte — bis in das Monströse vermehrte. Statt eines edeln, auf Einsicht göttlicher Weltordnung gegründeten Gehorsams, nur knechtische Furcht und sklavische Unterwürfigkeit unter der Hülle geheuchelter Treue und Ergebenheit. Endlich eine Kirche ohne Liebe und Heiligkeit, die, feig sich schmiegend unter den Launen des weltlichen Despoten, in ewigem Haße, Hader und Kampf mit dem von Jesu geordneten geheiligten Oberhaupt seiner Kirche nach und nach sich selbst verzehrte; kurz, statt des schönen, christlichen Lebens der Harmonie und Ordnung, überall nur Entzweiung, Haß, Empörung, Mord, Elend und Verwesung; und wer die mit den schrecklichsten und blutigsten, sich ununterbrochen wiederholenden Katastrophen angefüllte byzantinische Geschichte liest, bei dem muß jeden Augenblick der Zweifel entstehen: Ob dieß auch wirklich die Geschichte eines christlichen Reiches, eines christlichen Volkes sey? — Unstreitig gab es Ausnahmen, und in jeder Periode des griechischen Reiches mehr als zehn Tausend, die vor dem Baal ihre Kniee nicht beugten. Aber Ausnahmen sind Abweichungen von der gut oder schlecht gezogenen Richtschnur; und wenn man ein ganzes Reich, oder ein ganzes Volk als eine große Individualität auffaßt, betrachtet und beurtheilt, können solche Abweichungen von der leider allgemein betretenen Bahn nicht in Rechnung gebracht werden. Diese völlige Entfremdung von dem wahren Geiste der Religion Jesu und der daher rührende Mangel

des blos im Christenthum liegenden conservativen Prinzips, ist unstreitig auch der Hauptgrund des so frühzeitigen Sinkens des oströmischen Reiches, das schon gleich nach den Zeiten Justinians I. immer mehr und mehr seinem Untergang entgegen eilt, bis endlich Kirche und Staat, dem Gerichte Gottes reif, auch Beide unter den Füßen der Osmanen zertreten wurden.

24. Michael VII. — Mit ihren geistigen Gaben war die Natur gegen Constantinus Dukas ältesten Sohn nicht sehr verschwenderisch gewesen, und die wenigen Anlagen, die er hatte, statt unter der Leitung eines erfahrnen und vernünftigen Führers sich nach und nach zu entwickeln, wurden nun bald durch den albernen und pedantischen Unterricht des Psellus, der den jungen Kaiser alles, nur nicht das wahrhaft Wissenswerthe, lehrte, völlig erstickt. Die Griechen gaben ihm den Spottnamen Parapinazes, das heißt, Gescheid-Abzwacker*), weil er oder seine Räthe bei einer großen Theuerung das Maas des Getraides vermindert hatten. Seinen Bruder Constantin hielt er, so lange er auf dem Thron saß, in enger Haft. An der strengen Bewachung seines Bruders so wie an der Verminderung des Getraidemaßes mag er einigen Antheil gehabt haben. Aber an allem Uebrigen, was an seinem Hofe und in dem Reiche geschah, war er gewiß so unschuldig wie ein Kind im Mutterleibe. Unter ihm bekamen die Staatsmänner aus des Psellus

*) Gescheid ist in mehrern Gegenden Deutschlands ein gewisses Maß für trockene Dinge, Korn, Waizen, Haber ꝛc. ꝛc. Am Rhein und auch in Frankfurt am Main gehen sechzehn Gescheide auf ein Simmer und vier und sechzig auf ein Malter.

Schule, Gelehrte von allen Farben, Philosophen, Rhetoren, Poeten ꝛc. ꝛc. wieder alle Staatsgewalt in ihre Hände, und von seinem Großlogotheten, der durch seinen Geiz sich den Haß des Volkes und des Heeres zuzog, ließ Michael sich blindlings leiten. Seine Regierung war eine ununterbrochene Kette von Aufständen, innern Kriegen und aufrührischen Bewegungen, nicht nur an den Grenzen, sondern selbst in dem Innern des Reiches. An Verbesserung des Kriegswesens und Vermehrung des Heeres ward nicht von weitem gedacht. Ward man von einem Feinde bedroht, so erkaufte man sich die Hülfe der Türken, der Petschenegen oder anderer Barbaren. Die ganze Stärke des griechischen Heeres bestand blos in den im Dienste der Kaiser stehenden fränkischen oder vielmehr normännischen Corps. Aber bald wurden die Anführer dieser Schaaren selbst eine furchtbare Geißel für das Reich. Nie glaubten sie sich genug belohnt und suchten dann in der Plünderung ganzer Provinzen sich zu entschädigen. Ursel, ein Sprößling einer der edelsten fränkisch-normännischen Familien, war ebenfalls vor einiger Zeit an der Spitze einiger hundert Abentheurer, seiner Landsleute, nach Griechenland gekommen und in griechische Dienste getreten. Gegen den Romanus hatte er in dem Heere des Constantinus und Andronikus mit großer Auszeichnung gedient. Aber jetzt mit dem Hofe zerfallen, durchzog er plündernd und verheerend die schönsten Provinzen Kleinasiens. Er trieb die Sache so weit, daß endlich ein zahlreiches Heer unter der Anführung des Cäsars Johannes gegen ihn gesandt ward. Aber Ursel mit seiner Handvoll Normänner, durch ein Paar tausend Türken verstärkt, schlug die Griechen in die Flucht und nahm den Cäsar nebst dessen Sohn Andronikus gefangen. Ursel suchte den

Cäsar zu bewegen, sich zum Kaiser aufzuwerfen. Theils aus Zwang, theils aus Erbitterung gegen die Regierung in Constantinopel, fügte sich endlich Johannes dem Wunsche Ursels und legte den kaiserlichen Purpur an. Mit großen Geldsummen erkaufte jetzt Michael, oder eigentlich dessen erster, allmächtiger Minister, der schon erwähnte Großlogothet, die Hülfe der seldschuckischen Türken. Von diesen wurden Ursel und Johannes geschlagen und beide geriethen in türkische Gefangenschaft. Für den Erstern bezahlte dessen Gattin, für den Andern der Kaiser selbst das gefoderte Lösegeld. Johannes traute jedoch nicht seinem Neffen, begab sich daher nicht nach Constantinopel, sondern ließ sich den Kopf scheeren, legte Mönchsgewand an und ging in ein Kloster. Aber Ursel eilte nach Armenien, sammelte die Seinigen um sich her und trieb das Rauben und Verheeren noch ärger als vorher.

25. Statt wieder bei den Türken Hülfe zu suchen, warf jetzt der Großlogothet, dem, wie es scheint, es nicht an Einsicht und Klugheit fehlte, die Augen auf die Comnenen. Johannes Comnenus, der, wie man sich erinnern wird, an dem Krankenlager seines Bruders, des Kaisers Isaak, die Krone mit einer nicht zu beugenden Hartnäckigkeit ausgeschlagen hatte, war erst am Ende der Regierung des Constantinus Dukas gestorben. Er hinterließ drei Töchter und fünf Söhne. Von den Letztern ward der älteste, Manuel, ein in jeder Hinsicht würdiger Comnen, in dem dritten Feldzuge des Romanus gegen die Türken seiner Familie durch den Tod entrissen. Die auf Manuel folgenden beiden Brüder Isaak und Alexius, zwei von der Natur mit den edelsten Eigenschaften des Geistes und des Herzens ausgerüstete Jünglinge, und von der Vorsehung

berufen, den Thron von Constantinopel wieder an das Haus der Comnenen zu bringen, lebten ohne Theilnahme an den Geschäften ganz stille in der Nähe des Hofes, als plötzlich der Großlogothet sie hervorzog und an die Spitze der Armeen und der Verwaltung der Provinzen stellte. Dem ältern Bruder Isaak übertrug er die sehr bedeutende Statthalterschaft von Antiochien, und schickte den Alexius mit einem Heere gegen den Ursel. Es war dieß der erste Feldzug des noch nicht völlig zum Manne gereiften Jünglings, und dennoch entwickelte er in demselben schon alle Talente eines erfahrnen, unter den Waffen ergrauten Feldherrn. Da die Normänner bisher zahlreichere Armeen, als die seinige, besiegt hatten, vermied er ein entscheidendes Treffen, und den Ursel, der mehr Soldat als Feldherr war, sehr richtig beurtheilend, suchte er ihn durch Märsche und Gegenmärsche immer mehr und mehr zu verwirren, bedrohete ihn oft auf mehrern Punkten zugleich, schnitt ihm die Zufuhren ab, zwang ihn dadurch zu einer retrograden Bewegung nach der andern und nöthigte ihn endlich, zu den Türken zu entfliehen; die ihn jedoch bald darauf dem Alexius gegen eine starke, von der Stadt Amissus vorgeschossene Summe Geldes wieder auslieferten. Seinen Gefangenen führte Alexius nach Constantinopel, wo er, weil man voraussah, daß man desselben doch nächstens wieder nöthig haben dürfte, in sehr anständiger, ehrenvoller Haft gehalten ward. Der Krieg gegen Ursel war jetzt geendiget; aber auch große Länderstrecken in Kleinasien waren beinahe verödet und völlig erschöpft.

26. Nicht besser war auch das Loos der abendländischen Provinzen. Alle an der Donau wohnenden Völker slavischen Stammes geriethen unter

Michaels Regierung in Bewegung. Ungarn, Servier, Slavonier, Bulgaren fielen raubend und verheerend in das Reich, und ein Raubzug der Bulgaren erstreckte sich sogar bis nahe an die Thore von Constantinopel. — Sogar ein kaiserlicher Feldherr, der über die Seestädte des schwarzen Meeres bis an die Donau den Oberbefehl führte und sich von dem Großlogotheten beleidigt glaubte, verband sich mit einem Fürsten der Petschenegen, brachte ein aus diesen Barbaren bestehendes Heer zusammen, verheerte damit die östlichen Gegenden eines Landes, dessen westliche Theile schon die Servier und ihre Verbündeten verwüstet hatten, zog hierauf vor Constantinopel, um die Absetzung des Großlogotheten mit Gewalt zu erwirken. Diesen Zweck erreichte er jedoch nicht. Der Großlogothet sandte in Nestors Lager geheime Emissäre, die viel Geld unter den Soldaten austheilten; so daß diese nun schaarenweise ausrissen. Nestor war gezwungen sich zurückzuziehen; wüthete, raubte und verheerte aber nur desto schonungsloser auf seinem Rückzuge, begab sich dann mit dem ganzen gemachten Raube zu den Petschenegen, und war klug genug, bei denselben für immer zu bleiben. — Auch die Gebirgsbewohner in Macedonien fingen an unruhig zu werden, und standen im Begriffe zu den Waffen zu greifen. Allem diesem Unwesen that zwar der einsichtsvolle, tapfere Nicephorus Bryennius Einhalt. Er beruhigte Macedonien, befreite Griechenland von den Barbaren an der Donau, säuberte auch von Durazzo aus das Meer von Seeräubern und verschaffte dem dortigen Küstenland wieder einige Ruhe und Erholung. Aber bei allem dem waren deßwegen doch die durch die vielen Einfälle der Barbaren dem Reiche geschlagenen Wunden noch nicht geheilt; auch erhielt dadurch Michaels kraftlose Regierung weder Leben, und noch

viel weniger einen kräftigern Aufschwung. — Bei der größten Verwirrung in allen Theilen des Reiches erblickte man jetzt überall auch noch die Greuel der Verwüstung, und zwar eben so sehr in den morgenländischen wie in den abendländischen Provinzen; denn obgleich in den nördlichen Provinzen Kleinasiens der Krieg gegen die Normänner beendiget war, so drang doch in den südlichen Gegenden ein neuer Zweig der seldschukischen Türken immer weiter vor, und da es diesen nicht um Beute, sondern um bleibende Eroberungen zu thun war, so entrissen sie den Griechen eine Stadt nach der andern, setzten sich in den eroberten Gegenden fest und verbreiteten sich von da immer weiter in das Innere der kleinasiatischen Provinzen*). — Michael selbst fühlte endlich

*) Alp-Arslan hatte gleich im Anfange seiner Regierung einen Krieg mit Cutulmisch, einem Anverwandten seines Hauses, der sich gegen ihn empört hatte und auf einen Theil seiner Länder Anspruch machte. Der Sultan schlug ihn, und zwang ihn nach Arabien zu entfliehen. Hier sammelte er ein neues Heer, kam mit demselben zurück und erneuerte seine Ansprüche. Aber ein zwischen Beiden geschlossener Vergleich verhinderte den Ausbruch eines neuen Krieges. Diesem Vergleiche zu Folge sollte der Sultan in dem ruhigen Besitze der von seinem Vater ererbten Länder bleiben und Cutulmisch und seine Nachkommen jene Provinzen erhalten, welche sie von den Römern oder Griechen erobern würden. Cutulmisch und nach ihm dessen Sohn Soliman warfen sich nun mit ihrer ganzen Macht auf die römischen Provinzen und eroberten unter Michaels und seines Nachfolgers Regierung beinahe die Hälfte von Kleinasien, und Nizäa ward der Sitz dieser neuen seldschiukischen Dynastie, die man die römischen Seldschiuken nannte, weil ihr Reich aus lauter von den Römern (Griechen) eroberten Provinzen bestand. Diese neue Dynastie theilte sich jedoch frühzeitig in vier Seitenlinien, die eben so

seine Unfähigkeit zu regieren, und fiel auf den Gedanken, unstreitig für ihn und das Reich der heilsamste, den er je noch gehabt haben mag — einen kräftigen, der Last der Regierung eines sinkenden Reiches gewachsenen Mann zum Genossen seines Throns und seiner Herrschaft zu machen. Seine Wahl fiel auf den edeln, um das Reich hoch verdienten Nicephorus Bryennius. Aber dieser kluge und hochherzige Mann war den den Kaiser umgebenden Hofschranzen nicht angenehm, und diesen gelang es bald, durch Hofintriguen, Kabalen und Ränke jeder Art die Ausführung des ohnehin wahrscheinlich nicht sehr festen Entschlusses des Kaisers wieder zu vereiteln. Alles blieb also beim Alten; das heißt, die Verwirrung nahm mit jedem Tage zu. Nirgends mehr Ordnung, Haltung und Zusammenhang; so daß man in den entferntern Provinzen beinahe an dem Daseyn einer, auch nur in gewissen äußern Formen bestehenden Regierung zweifeln mußte; und während nun das so vielseitig untergrabene morsche Staatsgebäude jeden Augenblick einzustürzen drohete, saß Herr Psellus zu Constantinopel bei dem Kaiser. und lehrte denselben — Verse machen*).

---

viele Sultanate errichteten, nämlich das von Kerman (1072), von Rum oder Iconium (1074), von Alep (1078) und von Damask (1095).

*) Zonaras sagt: „Niemand hätte mehr für das allgemeine Beste gesorgt und Unordnung und Verwirrung wären auf das höchste gestiegen; nam imperator studiis vacans *jambos scribere a Psello docebatur.*" Lib. 18. c. 17. — — Wo immer und auf welchem Wege wir diesem Psellus begegnen, erscheint derselbe stets bald in einem äußerst gehässigen, bald wieder höchst zweideutigen, oder gar höchst verächtlichem Lichte. Was seine ungemein große Gelehrsamkeit, oder vielmehr gelehrte Vielwisserei betrifft, so

27. Voll Verachtung gegen einen solchen Kaiser, dessen Räthe und Regierung, und stolz auf eigenes

---

wollen wir diese Frage auf sich beruhen lassen; obgleich mehrere seiner Bücher, wie z. B. jene de gemis, ferner de lapidum virtutibus, dann seine expositio oraculorum Chaldaicorum, oracula magica Zoroastris etc. etc. uns beinahe zu der Vermuthung berechtigen, daß er mit einem gelehrten Phantasten wohl einige Aehnlichkeit gehabt haben könnte. Offenbar waren die Triebfedern seines gelehrten Strebens und Bücherschreibens blos Eitelkeit und Stolz, und gewiß nicht reine Liebe zu den Wissenschaften, diesen holden Gefährtinnen des stillen Weisen; denn sonst würden sie seinem Geiste einen höhern Schwung wie seinem Charakter mehr Festigkeit gegeben, und endlich auch sein Herz wahrhaft veredelt haben. Aber beinahe gleich im Anfange seiner politischen Laufbahn zog er sich den schmählichen Vorwurf zu, seinen Herrn, den Kaiser Stratioticus, verrathen zu haben. Sein Benehmen, als Kaiser Romanus in die Gefangenschaft des Sultans gerieth, muß jeder nur etwas fein fühlenden Seele den gerechtesten Unwillen und Abscheu gegen ihn einflößen. Ein elendes Instrument in den Händen des Cäsar Johannes, sucht der tückische, schleichende Sophist ein altes, heidnisches, auf christliches Leben und einen christlichen Staat gar nicht passendes Gesetz hervor, nur um dem vorbedachten Verrathe des Cäsars einen täuschenden Schein von Gerechtigkeit zu geben, und, obgleich er es leugnet, machen alle Umstände es doch wahrscheinlich, daß er an der Entthronung und Einsperrung seiner großen Wohlthäterin, der Kaiserin Eudokia, so wie an der grausamen Ermordung des Romanus ebenfalls einen nicht unbedeutenden Antheil gehabt habe. — Für wahre Freundschaft, Liebe und treue Anhänglichkeit hatte er in seiner Brust keinen Raum. Lange Zeit ein dem Scheine nach großer Verehrer des Cärularius, widmete er demselben sein Buch: De auri conficiendi ratione tractatus. Aber kaum wandte sich der Kaiser von dem Patriarchen ab, als auch Psellus

Verdienst, pflanzten zwei ausgezeichnete Feldherren, Nicephorus Bryennius und Nicephorus Bo-

---

fogleich wieder mit einer, zwar zur Hälfte wahren, aber auch zur andern Hälfte erlogenen Anklagschrift gegen Cärularius fertig war. — Nach Entthronung des Kaisers Michael hatte Psellus ebenfalls nichts eiligeres zu thun, als geschwind wieder ein Buch zu schreiben (Carmina in cantica canticorum), und dieses, unter einem Dampfe arabischen Weihrauchs, gerade demjenigen zu dediciren, der erst vor einigen Monaten seinen kaiserlichen Zögling und gekrönten Freund und Wohlthäter vom Throne gestoßen hatte. — Daß er zum Erzieher eines Prinzen nicht taugte, und zu diesem Geschäfte blos die Schwerfälligkeit eines Pedanten mitbrachte, dieß beweißt am besten der saubere Erfolg seiner Erziehung, wodurch auch wirklich sein gelehrtes Ansehen in Constantinopel nicht wenig sank. Wie unbedeutend seine Dichtergabe war, davon zeugen seine eigenen Gedichte. Männer von vielem Geschmack und der griechischen Sprache vollkommen Meister, sagen, daß seine Verse größtentheils schlecht, sich nur selten bis zum Mittelmäßigen erheben. — Als Geschichtschreiber sind seine Zeugnisse höchst unzuverläßig. Eben so übertrieben im Lobe wie ungerecht im Tadel, und Ersteres oft an die unwürdigsten Menschen, wie an den Cäsar Johannes, verschwendend, aber dafür wahrhaft edle und große Naturen mit seinem Geifer besudelnd, sieht man deutlich, daß gewöhnlich blos Leidenschaft oder persönliches Interesse sein Urtheil leiten. Den elenden, eidbrüchigen Cäsar, der seine persönliche Unbedeutendheit eben so sehr an der Spitze eines Heeres wie im Cabinette zur Schau trug, lobte und erhob er bis über die Wolken, während er den großherzigen, edeln und heldenmäßig tapfern Kaiser Romanus überall herabzuwürdigen und selbst dessen beiden glorreichen Feldzügen gegen die Türken durch offenbare Entstellungen und hämische Bemerkungen allen Werth zu entziehen sucht. — Psellus Charakter hat wenig oder gar keine moralische Würde. Es gebricht ihm an Haltung, Geradheit und festen Grund-

taniates, jetzt beinahe zu gleicher Zeit die Fahne der Empörung auf. Der Erstere stand den Legionen des Occidents, der Andere jenen des Orients vor; und in demselben Monate schmückten sich Beide, der Eine zu Adrianopel, der Andere zu Nicäa mit dem Purpur. Botaniates war schon ziemlich weit in Jahren vorgerückt, und ihn empfahl nichts als das Andenken an seine früheren Thaten. Bryennius im Gegentheil befand sich in der vollen Kraft des männlichen Alters, war ausgezeichnet durch vielfach erprobtes Feldherrntalent, durch Reife der Einsicht, Festigkeit des Charakters, Edelmuth und persönliche Tapferkeit. Aber Botaniates war nicht verheirathet, und da ein kinderloser und dabei alter Kaiser noch so manchem Andern eine Aussicht auf den Thron eröffnet, so hatte Botaniates vielleicht unter den Großen im Geheimen weit mehrere Anhänger, als Bryennius. Selbst das mit den edelsten Geschlechtern

---

sätzen, wie auch an Liebe und Treue, für die ein eitles, mithin stets mit sich selbst beschäftigtes Gemüth selten empfänglich ist. Seine große Celebrität verdankte Psellus der Leerheit und gewissen Vorurtheilen seiner Zeit, denen nachher auch spätere Geschichtschreiber huldigten und bis auf den heutigen Tag noch huldigen. Das Rühmlichste, was man vielleicht von ihm sagen könnte, wäre allenfalls, daß Psellus ein Mann war, der alles, was man damals aus Büchern lernen kann, recht fleißig und sauber gelernt hat. — Als später ein gewisser Johannes aus Italien nach Constantinopel kam und durch seine Gelehrsamkeit den Psellus zu verdunkeln drohete, zog dieser sich vom Hofe zurück und ging aus lauter Aerger in ein Kloster. (Man sehe, was Herr Professor Schlosser, dem der Mensch eben so wenig wie uns gefällt, im 2. Theil 2. Bandes an verschiedenen Stellen, ungefähr von Seite 357 — 379. von demselben ungemein treffend und passend gesagt hat.)

verzweigte Haus der Comnenen war, wie es scheint, demselben nicht abgeneigt. — In Eilmärschen und mit kühner Zuversicht marschirte der thätige Bryennius mit seinem Heere gegen Constantinopel, und während Botaniates nur langsam und mit der dem Alter eigenen Behutsamkeit vorrückte, erschien jener vor den Thoren der Kaiserstadt. Der Name des Bryennius war bei dem Volke beliebt. Zudem verachtete dieses den Parapinaces, wünschte eine Veränderung der Regierung, und Bryennius durfte hoffen, daß die Thore von Constantinopel sich ihm von selbst öffnen würden. Ein unglücklicher Zufall, den er nicht vorhersehen noch verhindern konnte, vereitelte alle seine Hoffnungen. Ein Corps Barbaren, das in seinem Heere diente, plünderte ein am Bosporus liegendes Landgut und steckte dasselbe hierauf in Brand. Als die Einwohner Constantinopels dieses sahen, befürchteten sie gleiches Schicksal für ihre Habe wie für ihre Häuser, hielten demnach die Thore der Stadt geschlossen, besetzten die Mauern und machten alle Vorkehrungen zu dem hartnäckigsten Widerstand. Bryennius mußte sich zurückziehen; denn an eine förmliche Belagerung der unbezwinglichen Festung konnte er jetzt um so weniger denken, da er noch einen nicht leicht zu verachtenden Mitbuhler um das Reich zu bekämpfen hatte. — Den Ufern des Bosporus näherte sich indessen mit seinem, größtentheils aus türkischen Hülfsvölkern bestehenden Heere nun auch Botaniates. Ungemein günstig war diesem jener, für den Bryennius so unglückliche Zufall, der ihm alle Liebe und alles Zutrauen der Einwohner von Constantinopel entzogen hatte, und da nun einmal das Volk und alle Stände eine Thronveränderung sehnlichst wünschten, so neigten sich jetzt auch alle Gemüther auf die Seite des Botaniates. Bei seiner

Annäherung ward in allen Straßen der Stadt öffentlich eine im Namen des Patriarchen, der Synode und des Senats aufgesetzte Einladung ausgetheilt und eine allgemeine Versammlung in der Sophienkirche angesagt. Mit der größten Ruhe berathschlagte man nun hier über die Wahl eines neuen Kaisers. — Ein kleiner Theil der Leibwache Michaels wäre hinreichend gewesen, der Berathung ein Ende zu machen und die Versammlung auseinander zu jagen; auch erbot sich Alexius, zur Vertheidigung des Kaisers und dessen Throns sein Schwert zu ziehen. Aber Michael, von Natur sanft und friedeliebend, wollte nicht, daß wegen Seiner auch nur ein Tropfen Bürgerbluts fließen sollte. Er legte also freiwillig alle Insignien der kaiserlichen Würde ab, verzichtete auf das Reich und begab sich in ein Kloster. Der edelmüthige Alexius eilte nun zu Michaels Bruder, dem Prinzen Constantin, den man jetzt seiner Haft entlassen hatte, ihn ermunternd, die von dem Kopfe seines Bruders gefallene Krone nun auf den seinigen zu setzen, sich zum Kaiser ausrufen zu lassen, und die Regierung zu übernehmen; auch ihm bot Alexius seine Dienste, seinen Kopf und seine Arme an. Constantin war seinem Bruder nicht sehr unähnlich. Der schweren Aufgabe des Augenblickes glaubte er sich nicht gewachsen, und lehnte daher, obgleich mit Dank, den ihm gemachten Antrag von sich ab. — Erst jetzt, als nicht nur der Patriarch, der Senat und das Volk die Söhne des Constantinus Dukas verlassen, sondern diese auch sich selbst verlassen und aufgegeben hatten, ging Alexius ebenfalls zu Botaniates über. Aber nicht als ein feiger Ueberläufer, sondern wie ein Held trat er in dem vollen Bewußtsein streng erfüllter Pflicht dem Sieger entgegen. „Meine Pflicht," sagte er zu Botaniates, „hatte mich zu

euerm Feinde gemacht. Aber die Rathschlüsse des Himmels wie die Stimme des Senats machen mich jetzt zu euerm Unterthan. Urtheilet von meiner künftigen Treue aus meiner bisherigen Widersetzlichkeit." — Diese kurze aber Wahrheit athmende Rede gefiel dem neuen Kaiser, der von diesem Augenblicke an dem Alexius sein ganzes Zutrauen schenkte. — Sobald Michael den Palast verlassen hatte, zog Botaniates in Constantinopel ein, und ward gleich darauf von dem Patriarchen gekrönt. (25. März 1078.)

28. Nicephorus Botaniates. — Der neue Kaiser war ein gutmüthiger, sehr zum Verzeihen geneigter gerechter Herr. Aber bei herannahendem Alter artete, wie es scheint, seine Gutmüthigkeit nicht selten in Schwäche aus, und diese benutzend, überschritten jene, welchen, als höchsten Staatsbeamten, der Kaiser einen Theil seiner Macht übertragen mußte, nur gar zu oft die Grenzen ihrer Befugnisse. Ohne diesen Umstand würde die Thronveränderung keiner Seele Nachtheil gebracht haben. Indessen war es doch nur ein einziger, nämlich der Großlogothet des vorigen Kaisers, der als ein blutiges Opfer leidenschaftlichen Hasses fallen mußte. Derselbe war zu Ursel geflohen, aber von diesem oder dessen Angehörigen dem Kaiser ausgeliefert und nach der Insel Prote gebracht worden. Botaniates hatte in seinem Herzen nicht den mindesten Groll gegen den Großlogotheten, befahl daher nur, daß man ihn über gewisse, dem Fiscus gehörige sehr bedeutende Gelder befragen, deren Auslieferung fordern, übrigens jedoch ihm kein Leid zufügen sollte. Wie es sich aus allem ergibt, war der Großlogothet, trotz seiner Verminderung des Getraidemaßes und anderer finanzieller Mißgriffe

oder despotisch willkürlicher Handlungen, dennoch ein sehr einsichtsvoller, in allen Geschäften geübter, höchst brauchbarer Staatsmann, und von seinen Talenten und Kenntnissen hatten diejenigen, die jetzt den neuen Kaiser umgaben, eine so hohe Meinung, daß sie sich überzeugt fühlten, Botaniates werde denselben, sobald er ihn nur einmal gesprochen, und dessen Brauchbarkeit eingesehen, auch sogleich nicht nur sehr gnädig aufnehmen, sondern ihm auch sein ganzes Zutrauen schenken, mithin derselbe bald wieder den nämlichen vorherrschenden Einfluß, wie unter der vorigen Regierung, erhalten. In ihrem Interesse lag es also, den Großlogotheten von dem Kaiser entfernt zu halten, und jenen sobald wie möglich aus dem Wege zu räumen. Dazu benutzte nun der Hetäriarch Straboromanus den so eben erwähnten, von dem Kaiser erhaltenen Auftrag, ließ, sobald er auf der Insel angekommen war, den Großlogotheten binden und auf die Folter spannen; und obgleich derselbe alle mögliche Auskunft zu geben versprach, auch sie wirklich schon gegeben hatte, ward doch mit dem Peinigen so lange fortgefahren, bis der Unglückliche endlich unter den Qualen der Folter verschied *).

*) Von dieser Mordscene erstattet der Kuropalat Johannes Scylitzes folgenden Bericht: Logotheta ad Ruselium (Ursel) confugit et apud ipsum commoratus est *). — — — — — — — — — — Sed a propinquis Ruselii ad Botaniatem perductus in Prota insula asservatur. Quumque ii, qui cum

*) In der hier oben bemerkten Lücke erzählt Johannes: Der Logothet habe den Ursel vergiftet, und sey deswegen von den Angehörigen desselben dem Kaiser ausgeliefert worden. Aber von dieser Vergiftungsgeschichte weiß der unten erwähnte Nicephorus nichts, stimmt jedoch in allem Uebrigen mit dem Johannes Scylitzes vollkommen überein.

29. Botaniates war zwar im Beſitze des Palaſtes in Conſtantinopel, auch von dem Patriarchen gekrönt worden, aber demungeachtet ſchwankte nur zu ſehr noch der Thron, auf dem er ſaß; denn der unerſchrockene einſichtsvolle Bryennius, ebenfalls mit den kaiſerlichen Inſignien geſchmückt und von den europäiſchen Provinzen anerkannt, rückte an der Spitze eines zahlreichen, wohlgeübten Heeres gegen Conſtantinopel heran. Gegen ihn ward Alexius geſandt. Bei Calaura in Thracien kamen die beiden Heere einander zu Geſichte. An Streitkräften war Bryennius dem Alexius überlegen; daher Botaniates auch dieſem befohlen hatte, nicht eher eine Schlacht zu wagen, als bis ein aus Aſien herbeigerufenes türkiſches Hülfscorps ſich mit ihm vereiniget haben würde. Aber die Türken

---

ipso erant, optime nossent, si solum ipsum videret, fore ut veniam consequeretur, utpote qui multarum rerum usu praeditus esset, et Imperator ipse ad res gerendas esset hebetior, qui cum Imperatore erant haud conducere sibi existimantes, fore enim ipsum sibi impedimento suspicabantur, misso magno hetaeriarcha Straboromano, eum interficiunt, cui tamen ab Imperatore id unum mandatum fuerat, ut de illis pecuniis, quae ad regiam urbem pertinerent, eum modo interrogaret, neque ulterius in rebus ei molestiam exhiberet. Ille autem simulatque ad eum pervenit vinciri jubet, et acerbe torqueri, adeo ut in ipsis tormentis animam efflaret, quamvis promitteret, si non torqueretur, se et confessurum et redditurum ipsas pecunias. Verum non tantum ipsis curae erant regii thesauri, quantum efficere, ut e medio tolleretur, priusquam in conspectum veniens Imperatoris, cum eo colloqueretur. (Joan. Scyl. p. 867.) Nur bei und unter byzantiniſchen Griechen waren ſolche Greuel möglich.

zögerten. Ohne länger auf sie zu warten, griff endlich Alexius an und ward — geschlagen. Aber zum Unglücke des Bryennius bestand ein großer Theil seines Heeres aus Barbaren: Utzen, Petschenegen, Türken ꝛc. ꝛc. Diese, in wildem Jubelgeschrei über den errungenen Vortheil, glaubten schon vollkommen gesiegt zu haben, wollten nun aber auch ihren Lohn dafür sich sogleich selbst holen, fielen daher über ihres eigenen Feldherrn Gepäcke her, plünderten es, und wenig mehr um Bryennius, um das feindliche Heer oder irgend Etwas sich bekümmernd, zerstreuten sie sich und jeder lief mit dem gemachten Raub seiner Heimath zu. Dadurch ward Bryennius nicht nur verhindert, den Feind zu verfolgen und seinen Sieg zu vervollständigen, sondern sein Heer auch sehr bedeutend geschwächt. Alexius hatte indessen Zeit gewonnen, sein Heer, das ohnehin eigentlich nicht geflohen war, sondern nur in einiger, nicht zu vermeidenden Verwirrung sich zurückgezogen hatte, wieder zu ordnen, und da in demselben Augenblicke auch das erwartete türkische Corps eintraf, so griff Alexius jetzt auf das neue wieder an. An numerischer Stärke war er dem Bryennius weit überlegen. Aber demungeachtet schwankte ungewiß lange Zeit der Sieg zwischen beiden kämpfenden Heeren. Ein Zufall entschied endlich die Schlacht. Unter den Soldaten des Bryennius verbreitete sich nämlich plötzlich der Wahn, ihr Feldherr sey gefallen. Darüber entsank ihnen der Muth, ihr Widerstand ward weniger kräftig, sie geriethen endlich in Unordnung und nahmen die Flucht, und Bryennius, nachdem er an diesem Tage an Kühnheit und Tapferkeit sich selbst übertroffen, und wundervolle Proben ganz ungeheurer Körperstärke abgelegt hatte, ward ein Gefangener des Alexius. Dieser behandelte ihn mit aller jener Milde und jenem Anstand, mit welchem

ein so edler Gefangener, wie Bryennius, behandelt zu werden verdiente; und da mit dessen Gefangennehmung auch der Krieg beendigt war, so ließ er sein Heer die Winterquartiere beziehen. Er selbst eilte mit seinem erlauchten Gefangenen nach Constantinopel. Aber schon unter Weges kam ihm vom Hofe ein Befehl entgegen, dem Ueberbringer desselben, einem gewissen Borilus, seinen Gefangenen zu übergeben, hierauf eiligst zu seinem Heere zurückzukehren und mit demselben gegen einen neuen Aufrührer zu ziehen. — An dem Alexius würde Bryennius einen mächtigen Fürsprecher bei dem Kaiser gefunden haben. Da dieser ihm jetzt fehlte, wurden ihm, der mehr als irgend einer, ja selbst mehr als Alexius des Thrones würdig gewesen wäre, sobald er in Constantinopel angekommen war, beide Augen ausgestochen*). — Der neue Gegenkaiser, gegen den jetzt Alexius aufbrach, war Basiliaces. In einem der letzten Regierungsmonate des Kaisers Michael hatte der Hof, bei der ersten Nachricht von der Empörung des Bryennius, gegen denselben diesen Basiliaces an der Spitze sämmtlicher Waräger gesandt. Aber Bryennius eilte demselben entgegen, warf ihn überall zurück, beengte ihn endlich von allen Seiten so sehr, daß er gezwungen war, sich in die Stadt Thessalonich zu werfen, wo er von dem Heere des Bryennius eingeschlossen ward. Dem Basiliaces fehlte es nicht an Tapferkeit und Heldensinne. Er erkannte das höhere Feldherrntalent des Bryennius, staunte,

*) Nach dem Zeugniß des Nicephorus Bryennius, eines Enkels des Obigen, der auch die Geschichte seines Großvaters schrieb, geschah dieß nicht nur ohne Wissen des Kaisers, sondern sogar gegen den Willen desselben, der seinen ehemaligen Mitfeldherrn weit edler und schonender zu behandeln entschlossen war.

je mehr er ihn kennen lernte, dessen Größe an und wünschte endlich mit demselben in Unterhandlung zu treten. Beide hatten demnach eine mündliche Unterredung, die damit endigte, daß Basiliaces den Bryennius als Kaiser anerkannte und zu dessen Heere nun auch das seinige stoßen ließ. — Als er jetzt von dem Unglück des Bryennius Kunde erhalten, legte auch er sich den Purpur an, ließ sich in Dyrrhachium zum Kaiser ausrufen, bemächtigte sich durch Ueberfall der Stadt Thessalonich, und sah sich — weil gleich dem Bryennius, in den abendländischen Provinzen allgemein beliebt — bald an der Spitze eines sehr ansehnlichen Heeres. — Gegen den Basiliaces ging Alexius mit vieler Vorsicht zu Werke. Dem feindlichen Heere gegenüber schlug er sein Lager auf, ließ es aber auf das beste befestigen, wich jeder Auffoderung zu einer entscheidenden Schlacht aus, sandte aber, um dem Feinde die Subsistenzmittel zu erschweren, Streifpartheien aus, welche die ganze Gegend selbst im Rücken des feindlichen Lagers verheerten. Da Alexius zu keiner Schlacht zu bewegen war, beschloß Basiliaces das Lager desselben des Nachts zu überfallen. Durch seine Späher ward Alexius von dem Vorhaben des Feindes unterrichtet, hielt also seine Soldaten in dieser Nacht unter den Waffen und Basiliaces, der keinen Widerstand anzutreffen hoffte, ward, nun so kräftig empfangen, daß er, nachdem er viele Leute verloren hatte, zum Rückzug gezwungen ward. Sogleich zog jetzt Alexius sein Heer aus dem verschanzten Lager, folgte dem sich zurückziehenden Feinde auf dem Fuß, griff ihn von neuem an und schlug ihn in die Flucht. Basiliaces warf sich mit einem Theile seines geschlagenen Heeres in die Stadt Thessalonich. Aber die Einwohner öffneten eines ihrer Thore dem Alexius; und als dieser in die

Stadt eindrang, floh Basiliaces auf die Citadelle, wo er, wie er auch fest entschlossen war, sich auf das äußerste vertheidiget haben würde, wenn nicht seine eigenen Leute ihn verrathen und an den Alexius ausgeliefert hätten. Dieser sandte ihn nach Constantinopel. Bevor aber Basiliaces die Kaiserstadt erreicht hatte, ward ihm schon unter Weges dasselbe Loos, das auch dem edeln Bryennius zu Theil geworden war.

30. Von zwei der gefährlichsten Mitbewerber um den Thron war zwar jetzt Botaniates befreit. Aber sein Reich befand sich in der traurigsten Lage. Von zwei Feinden bedrohet, nämlich von den seldschukischen Türken in Asien und dann in Europa von den Normännern in Italien, deren tapferen Herzog Robert Guiscard wir nun auch bald an der Spitze seines Heeres in Illyricum finden werden; dabei in seinem Innern nichts weniger als vollkommen beruhiget und endlich auf dem Throne ein sehr bejahrter Herr, der sich Ruhe wünschte und offenbar der schweren, auf ihm lastenden Bürde nicht mehr gewachsen war, schien das Reich seiner völligen Auflösung reif. Was den Botaniates am meisten drückte, war Geldmangel. Zwar hatte er Schätze vorgefunden; aber diese waren noch lange nicht hinreichend. Weder die europäischen noch die asiatischen Provinzen konnten den jährlichen Tribut liefern. Durch die Einfälle der Barbaren und bürgerliche Kriege waren die erstern völlig erschöpft, und in den andern hausten die Türken, die so eben sich der Insel Cyzikus bemächtiget hatten, und bald darauf die Stadt Nicäa eroberten, die Sultan Soliman, des Cutulmisch Sohn, zu seiner bleibenden Residenzstadt machte. — Indessen war Robert noch in Italien und drohete nur von ferne.

Mit den Türken konnte man leicht ein Abkommen finden, sobald man sie nur in dem Besitze ihrer Eroberungen lassen wollte; und was den Geldmangel betraf, so suchte diesem der Kaiser dadurch abzuhelfen, daß er ungemein schlechtes Geld prägen ließ, und bei dem unbedeutenden innern Gehalt desselben dennoch dessen Nominalwerth um vieles erhöhete. — Weit gefährlicher als äußere Feinde wurden für den Botaniates die finstern Ränke und Kabalen, die an seinem Hofe und selbst im Innern des Palastes ihr Spiel zu treiben anfingen und endlich auch den Sturz des Kaisers herbeiführten. Trotz seiner Jahre war es dem alten Kaiser, bald nach seiner Thronbesteigung, eingefallen, zu einer zweiten Ehe zu schreiten, und hatte sich demnach mit der jungen Gemahlin des Bryennius vermählt. Sie hieß Maria und soll, nach dem Zeugniß der Anna Comnena, eine Frau von blendender Schönheit gewesen seyn. Ihr Sohn erster Ehe, Constantinus Dukas, hatte eine Tochter des Botaniates zur Gemahlin. Er war also jetzt zugleich Stief- und Schwiegersohn des Kaisers, und hatte mithin nach dem Tode desselben ein nicht zu bestreitendes Recht auf den Thron. Zwei Fremdlinge, Borilus und Germanus, standen am höchsten in der Gunst des Kaisers, besaßen dessen ganzes Zutrauen*), und beide suchten nun den Monarchen zu bereden, einem obgleich sehr entfernten Verwandten, Namens Synadenus, einem Jünglinge von ungemeinen Gaben,

*) Von diesen Beiden sagt Johannes Scylitzes: Erant ipsi (Imperatori) duo servi Borilus et Germanus, qui non ei ut servi obediebant, sed quaecunque ipsis liberet, sine controversia peragebant, propter quos ille odiosus erat senatus principibus, qui aegre ferebant illorum in omnes facinora.

die Thronfolge zuzusichern. Der Kaiser schien dem Vorschlage seiner beiden Lieblinge nicht sehr abgeneigt. Aber wie geheimnißvoll und mit welcher Vorsicht auch die Sache betrieben ward, so entging diese Intrigue dennoch nicht dem wachsamen Auge der Kaiserin, die, weil nun einmal mitten auf den großen Schauplatz der Kabalen und geheimen Ränke versetzt, ebenfalls ihre Anhänger und wohlbesoldete Kundschafter hatte. Im höchsten Grade darüber entrüstet, daß man ihren Sohn von der Thronfolge ausschließen wolle, sann sie nun Tag und Nacht auf Mittel, eine so schreiende Ungerechtigkeit zu verhindern. Sie suchte demnach mehrere der angesehensten Männer auf ihre Seite zu ziehen, und machte zu Vertrauten ihres Kummers und ihrer Entwürfe vorzüglich die beiden Brüder Isaak und Alexius Comnenus, die auch beide ihr in allem, was sie diesfalls unternehmen würde, ihren kräftigsten Beistand zusagten. Aber an einem Hofe, wo selbst die Steine Augen und Ohren hatten, konnte das öftere vertrauliche Besprechen der Kaiserin mit den beiden Comnenen nicht lange verborgen bleiben; und schnell erwachte nun auch der Argwohn des Borilus und Germanus und deren ganzen Anhanges gegen die beiden Brüder, und jeder der zahllosen Spione, die man jetzt gleichsam gegen sie losließ, deutete auf seine Weise jeden Schritt, den der Eine oder der Andere that. — Aber nun geschah es, daß auf einmal ein neuer Aufrührer sich erhob, und ebenfalls seine Hände nach der Krone ausstreckte. Es war dieß Nicephorus Melissenus. Er hatte den Purpur angelegt und erschien jetzt mit einem Heere auf der Landspitze von Scutari, um den Kaiser zu einer Theilung des Reiches zu zwingen. Für sich verlangte er die asiatischen Provinzen, die europäischen sollten dem Botaniates bleiben. Gegen

Meliſſenus zu ziehen und ihn in Ketten vor den Thron zu führen, ward nun abermals dem Alexius der Auftrag gegeben. Aber Meliſſenus war der Schwager des Alexius. Dieſer lehnte alſo den Antrag von ſich ab. Gegen ſeinen eigenen Bruder das Schwert zu ziehen, ſagte er, dagegen empöre ſich ſein Gefühl. Man möge einen Andern gegen denſelben ſchicken. Dieſe Foderung, die jede nur einigermaßen fein fühlende Seele billig und gerecht, ja ſelbſt in der menſchlichen Natur gegründet gefunden haben würde, ſteigerte nun noch höher den Argwohn der beiden Günſtlinge, mithin auch des Kaiſers. Der geheimen Camarilla erſchienen nun die beiden Comnenen als höchſt gefährliche Leute, die man ohne länger zu zögern aus dem Wege räumen müße. Zum Glück erfuhren Iſaak und Alexius noch bei Zeiten, daß, wo nicht ihr Leben, doch wenigſtens ihre Augen bedrohet wären. Für ſie war jetzt in Conſtantinopel keine Sicherheit mehr, und dieſe konnten ſie nur in der Mitte des Heeres finden, das Alexius ſo oft ſchon zum Sieg geführt hatte. Das Heer ſtand an den Grenzen Thraciens, und dahin eiligſt zu entfliehen war jetzt der einzige noch offen ſtehende Weg ihrer Rettung; und ſo zwang nun der falſche Argwohn zweier obſcurer Günſtlinge die beiden Comnenen zu einem Verbrechen, woran ſie vorher auch nicht von weitem gedacht hatten. Bevor ſie jedoch Conſtantinopel verließen, ging Alexius zu ſeinem Freunde Pacurianes, einem ſehr einſichtsvollen und dabei kühnen und unternehmenden Befehlshaber unter der Leibwache, klagte bei demſelben über die Ungerechtigkeit des Kaiſers und theilte ihm ſeinen Entſchluß und ſeinen Plan mit, den alten Herrn, der doch nur ein bloßes Werkzeug in den Händen ſeiner Umgebung wäre, von dem Throne zu entfernen. Pacurianes hörte ihn mit großer Aufmerkſamkeit an, und als

er geendiget hatte, sagte er zu ihm: „Höret, wenn „Ihr beiden, Du und dein Bruder, morgen noch „in Constantinopel seyd, so gehe ich geraden Weges „zu dem Kaiser und entdecke demselben euer auf„rühreriſches Vorhaben. Finde ich Euch aber morgen „nicht mehr in der Stadt, so werde ich mit allen „meinen Freunden Euch folgen und gemeinschaftliche „Sache mit Euch machen". — Noch an demselben Abend bestiegen Isaak und Alexius, nachdem ſie ihre Gemahlinnen und Töchter hinter heiligen, jeder weltlichen Gewalt unzugänglichen Klostermauern in Sicherheit gebracht hatten, ihre Pferde und entflohen aus Constantinopel und am folgenden Morgen ihnen nach Pacurianes, der Feldherr Unpertopolos, nebst allen Freunden und Angehörigen des Einen wie des Andern.

31. Mit dem größten Jubel wurden die Flüchtlinge von dem Heere empfangen; und nun pflanzten auch ihrer Seits Isaak und Alexius die Fahne der Empörung auf. Ihre Sache war jetzt die Sache der ganzen Armee. Ein Kriegsrath ward zusammen berufen, Botaniates des Thrones förmlich entsetzt und zu der Wahl eines neuen Kaisers geschritten. Sie fiel auf Isaak, den ältern der beiden Comnenen. Aber dieser entsagte dem Rechte seiner Geburt und war nun der Erste, der seinem jüngern Bruder den Purpur anlegte und mit allen Insignien der kaiserlichen Würde ihn schmückte. — An der Spitze des ihm völlig ergebenen Heeres zog nun Alexius gegen Constantinopel. Seine Absicht war nicht, die mit allem Nothwendigen bis zum Ueberfluß versehene Festung förmlich zu belagern, und noch weniger konnte er hoffen, sie sogleich mit Sturm zu erobern. Aber desto sicherer und fester gegründet war seine Hoffnung auf die große Anzahl seiner Anhänger in

der Stadt und die weitläufige Verzweigung seines Hauses mit den edelsten und mächtigsten Geschlechtern Constantinopels. Wirklich täuschte ihn auch diese Hoffnung nicht. Botaniates zog zwar ebenfalls alle Truppen zusammen, die man in der Umgegend von Constantinopel finden konnte. Aber die Soldaten hingen mehr an einem jungen, siegreichen Feldherrn, als an einem alten, schwach gewordenen Kaiser, dessen frühere Thaten man längst schon vergessen hatte; zudem waren es größtentheils in Sold genommene Miethlinge. Die einzige und zwar ziemlich zahlreiche Schaar, auf deren Anhänglichkeit er sich verlassen konnte, war jene der dem regierenden Prinzen stets treuen Waräger. Die Treue, der übrigen schwankend zu machen, war demnach für die Freunde des Alexius keine sehr schwere Aufgabe; und als Alexius mit seinem Heere vor den Thoren von Constantinopel erschien, ward gleich am Morgen des folgenden Tages ein Thurm und mit diesem auch eines der Thore an ihn verrathen. Ohne Widerstand zu finden drang nun Alexius mit seinem ganzen Heere durch das ihm geöffnete Thor in die Stadt, während Georg Paläologus, der an diesem Tage gegen seinen eigenen Vater focht, die Flotte für den Alexius gewann und sie ihm zuführte. — Jetzt glaubte sich Alexius am Ziele seiner Wünsche, aber gerade in diesem Augenblicke fehlte nur wenig, so hätte die Undisciplin seines Heeres ihm alle Früchte seiner bisher so glücklich gelungenen Unternehmung wieder entrissen. Wie gewöhnlich bestand nämlich das Heer des Alexius größtentheils aus Barbaren. Diese sahen sich kaum Meister von der Stadt, als sie ihre Fahnen verließen, in allen Straßen sich zerstreuten und Constantinopel gleich einer im Sturm eroberten Stadt zu plündern anfingen. Von allen verlassen und nur von einigen

höheren Officieren umgeben, standen jetzt die beiden Comnenen mitten in der Stadt auf dem sogenanten Platz Taurus. Nie waren sie vielleicht einer größern Gefahr ausgesetzt als jetzt; denn schon eilte der alte Nicephorus Paläologus zu dem Kaiser, um von diesem sich die Erlaubniß zu erbitten, an der Spitze der tapfern Waräger über den zerstreuten, nur mit Plündern beschäftigten Feind herzufallen und ihn wieder aus der Stadt zu treiben. Für den glücklichen Erfolg, sagte der treue, ergraute Krieger, bürge er mit seinem Kopfe. Auch Borilus, der an diesem Tage der Gefahr und Verwirrung viel Muth und Entschlossenheit zeigte, hatte schon einige Cohorten Miethsoldaten gesammelt und bei dem Palaste aufgestellt. Auch er unterstützte die Bitte des tapfern Paläologus. Botaniates schien einige Minuten unentschloßen, würde vielleicht doch seine Einwilligung gegeben haben, wäre nicht in demselben Augenblick der Patriarch, der seiner Frömmigkeit wegen allgemein geachtet war, bei ihm eingetreten. Dieser, um dem Blutvergießen Einhalt zu thun und fernere Greuel zu verhüten, gab dem alten Herrn den Rath, sich dem Willen Gottes zu fügen, der ihn jetzt von einem Thron abrufe, auf dem er ja ohnehin beinahe keinen einzigen frohen Tag verlebt habe. — Einem Rathe, der mit seiner gegenwärtigen Stimmung und der Schwäche des Alters so sehr harmonirte, folgte Botaniates ohne weiteres Bedenken, verließ den Palast und floh, in einen Mantel eingehüllt, um nicht erkannt zu werden, in die Sophienkirche. In der Verwirrung hatte er sogar vergessen, die purpurnen Schuhe und den kaiserlichen Schmuck abzulegen. Die Sophienkirche war jedoch nicht lange der Zufluchtsort des entsetzten Kaisers; denn als die Anhänger der Comnenen die Flucht des Botaniates erfahren hatten, eilten sie so-

gleich in die Kirche und brachten ihn in das an dem Ufer des propontischen Meeres liegende Kloster Periblepta. Hier verlangte man von ihm, daß er sich sogleich den Kopf scheeren lassen und das Klostergewand anlegen sollte. Dazu zeigte er aber wenig Neigung, wie zum Klosterleben überhaupt. Aber eben daher drang man jetzt nur desto heftiger in ihn, besonders weil die Waräger noch unter den Waffen standen. Botaniates unvermögend, der Gewalt ebenfalls Gewalt entgegen zu setzen, war gezwungen zu thun, was man von ihm foderte. Sobald dieß geschehen war, hieß es: der alte Kaiser habe freiwillig die Regierung niedergelegt, das Reich dem Alexius übertragen und sich in ein Kloster zurückgezogen. Wer wollte, konnte dieses glauben. Wenigstens ward es jetzt so den Warägern gesagt, die nun ebenfalls ihre Streitäxte senkten und dem neuen Herrn huldigten; und wahrscheinlich um so lieber, da jetzt auch der größte Theil des Heeres des Alexius sich wieder gesammelt hatte. Es dauerte einige Tage, bis Ruhe und Ordnung in der Stadt wieder hergestellt waren, worauf Alexius, nachdem er feierlich versprochen, wegen der von seinem Heere in Constantinopel verübten Greuel sich jeder von der Kirche ihm auferlegten, jedoch mit dem Besitze des Thrones verträglichen Buße zu unterwerfen, von dem Patriarchen mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten in der Sophienkirche gekrönt ward (1081). — Botaniates hatte keine volle drei Jahre geherrscht*), und mit der Thronbesteigung des Alexius Comnenus beginnt jetzt eine neue Periode in der Geschichte des byzantinischen Reiches.

*) Botaniates lebte nur noch zwei Jahre in seinem Kloster. Eines Tages befragt, wie er mit seiner gegenwärtigen Lage zufrieden sey, gab er zur Antwort: er sey jetzt an alles gewöhnt; das Einzige,

was ihm noch beschwerlich falle, wäre die Enthaltung vom Genuß der Fleischspeisen. Das Kloster folgte der Regel des heil. Basilius. — Zur nämlichen Zeit lebte auch noch der Kaiser Michael in seinem Kloster. Alexius erwieß ihm ausgezeichnete Achtung und ernannte ihn zum Bischofe von Ephesus. Nur ein einzigesmal begab sich Michael nach seinem bischöflichen Sitze, weilte jedoch dort nicht lange, sondern nach seinem Kloster sich sehnend kehrte er wieder dahin zurück und starb auch in demselben. — Auch die Kaiserin Eudokia, die man mit Gewalt zu einer Nonne gemacht hatte, war noch am Leben. Eben so der Cäsar Johannes. Kurz, in der ganzen Umgegend von Constantinopel gab es nicht leicht ein Kloster, wo man nicht einen abgesetzten Kaiser oder eine mit Gewalt entfernte Kaiserin, oder auch dahin verbannte Prinzen und Prinzessinnen, und obendrein noch eine ganze Schaar ihrer Augen beraubter Feldherren oder anderer ehemaliger Großen hätte finden können. — Das Klosterwesen verlor offenbar dadurch seinen religiösen und kirchlichen Charakter und sank zu einer blosen öffentlichen Zucht-, Zwangs- und Verwahrungsanstalt herab.

III.

Geschichte Deutschlands und Italiens.

1. Fränkisches Kaiserhaus. — Einleitung. — Als Kaiser und König Heinrich II. starb (1024) war ein ganzes Jahrhundert verflossen, seitdem die sächsische Dynastie mit Heinrich I., dem Städteerbauer, den deutschen Königsthron bestiegen hatte*).

*) Ganz genau gerechnet, hatte die sächsische Dynastie eigentlich eine Dauer von Hundert und fünf Jahren; denn Heinrich der Erste ward König gegen das Ende des Jahres neun hundert und neunzehen, und Heinrich II. starb in dem oben angegebenen Jahre Tausend und vier und zwanzig.

Die Zeit der Herrschaft des sächsischen Kaiserhauses bildet eine der merkwürdigsten und glorreichsten Perioden in der deutschen Geschichte. Welcher äußere Glanz umgab nicht den Thron der Ottonen; und welchen reißend schnellen Gang nahm nicht, unter eben diesen Regenten, die Entwickelung von Deutschlands bis dahin gar nicht geahntem, ungeheuern Reichthum innerer Kräfte. — In ihren Grundzügen war die Verfassung des deutschen Reiches in dieser Periode noch die nämliche, wie unter den Carolingern; nur gewissermaßen noch veredelter und hie und da klüger berechnet. Noch immer war der König die einzige Quelle aller Ehrenstellen, Würden und Aemter. Weder durch Gesetz noch Herkommen hierin gebunden, theilte er dieselben ganz nach Willkür aus, in dem strengen Sinne des Worts: blos aus Gnaden. Herzoge, Grafen und Markgrafen wurden von ihm ernannt, und wenn sie sich straffällig gemacht oder überhaupt des Königs Ungnade sich zugezogen hatten, auch von demselben wieder entsetzt. Sehr auffallende Beispiele davon haben wir mehrere in der Geschichte Otto des Ersten, des Zweiten und auch Heinrichs des Zweiten gesehen. — Eben so ernannten sie zu den erledigten bischöflichen Stühlen wie zu allen andern höhern geistlichen Pfründen: ein Vorrecht, um so wichtiger, da sie eben dadurch auch in der moralischen Macht der Geistlichkeit eine nicht wenig feste Stütze ihres Thrones fanden. Auch die Gesetzgebung und das oberste Richteramt waren in den Händen des Königes. Wo immer dieser sich befand, auf seinen Krongütern oder in irgend einem Theile des Reiches, da hörte sogleich die richterliche Gewalt der Herzoge und Grafen auf, und sie waren alsdann bloße Beisitzer des königlichen Gerichts. Kurz, Herzoge und Grafen waren offenbar nur kaiserliche Beamten, und es ist ein auf kein

einziges historisches Zeugniß sich stützender Irrthum, wenn Einige behaupten, die damaligen Herzoge und Grafen seyen schon im Besitze aller landeshoheitlicher Rechte gewesen. Ein schlagender Beweis für das Gegentheil ist die damalige Untheilbarkeit der Herzogthümer. Erst als diese theilbar wurden, begann auch die Landeshoheit deutscher Fürsten *). — Was die Lehen betrifft, so hatten diese noch lange nicht, so wie in Frankreich, alle Stufen durchlaufen, waren demnach auch noch nicht erblich geworden. Zwar folgte gewöhnlich der Sohn dem Vater in dem Herzogthum, jedoch nur, wenn jener dazu tauglich

*) Was zu jenem, hier oben erwähnten Mißverständniß Anlaß gegeben haben mag, ist, daß unter Ludwig IV., dem letzten Carolinger, wie auch unter dessen unmittelbarem Nachfolger, Conrad I., es wirklich Herzoge gab, die beinahe so mächtig wie die Könige waren. Der Leser wird sich z. B. noch der Herzoge Heinrich von Sachsen, Burkard von Schwaben und Arnulph von Baiern erinnern. Der Erstere hatte vor seiner Thronerhebung die Waffen gegen den König ergriffen und einen förmlichen Krieg mit demselben geführt. Der Andere, obgleich nicht in eine offene Fehde mit dem König verwickelt, trotzte doch nicht minder Conrads Macht; und Arnulph von Baiern, der sich ebenfalls gegen den König Conrad empört hatte, stand sogar nach dem Tode desselben im Begriff, sich ganz von Deutschland loszureissen und, nachdem er sich schon den königlichen Titel beigelegt, aus Bayern ein eigenes, selbstständiges Königreich zu machen. (Man sehe den XVI. B. der Forts. Abschnitte 4 und 5.) Aber gerade dieser verfassungswidrigen Machterweiterung der Herzoge haben die Könige aus dem sächsischen Hause kräftig entgegen gearbeitet, sie wieder in die frühern gesetzmäßigen, daher weit engern Schranken zurückgeführt und den Weg gebahnt, auf welchem, wie wir nun bald sehen werden, die beiden ersten fränkischen Könige zu einer beinahe völlig unumschränkten Herrschaft gelangten.

von dem Könige befunden ward, und daß dieser, wenn es ihm beliebte, Ausnahmen machen konnte und auch nicht selten sie machte, davon haben wir mehrere Beispiele gesehen*). Aber daß die Lehen damals schon sogar an die weibliche Linie übergegangen wären, dieß ist abermals eine irrige, auf einer fehlerhaften Logik beruhende Behauptung. Zwar erhielt Prinz Heinrich, Otto des Ersten Bruder, nachdem er sich mit Judith, Tochter des bairischen Herzogs Arnulph, vermählt hatte, das Herzogthum Baiern, und Otto's I. ältester, mit Herzogs Herrmann von Schwaben einziger Tochter vermählter Sohn Luidulph das Herzogthum Schwaben. Aber es wäre eine ganz falsche Folgerung, wenn man daraus schließen wollte, daß dieß eine nothwendige Folge ihrer Heirathen gewesen sey. Diese waren blos Nebenumstände, deren, weil sie immer einigermaßen berücksichtiget zu werden verdienten, sich Otto I. bediente, um seinen unruhigen, herrschlustigen Bruder zufrieden zu stellen, und endlich auch seinem Sohne mit mehrerem Anstand ein Herzogthum geben zu können. Was solchen Ertheilungen von Herzogthümern zum Grunde lag, war blos die Politik der sächsischen Prinzen, nämlich die großen Herzogthümer nach und nach an ihr Haus zu bringen und dadurch Deutschlands Krone bei ihrer Familie zu erhalten. Zwar blieben die sächsischen Prinzen diesem Eifer nicht immer treu. Fremder persönlicher

*) So gab Otto I. sehr oft an die Kirchen Lehen, deren Inhaber noch am Leben waren, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob dieselben männliche und noch weniger, ob sie weibliche Nachkommen hatten. Eben so wird man sich aus der Regierungsgeschichte Heinrichs II. erinnern, daß er, als der Herzog Conrad von Kärnthen starb, dieses Herzogthum dem Adalbero gab, obgleich Conrad einen Sohn hinterlassen hatte.

Einfluß machte sie hierin bisweilen schwankend, und erst die fränkische Dynastie schritt in dieser politischen Richtung mit Festigkeit und Kühnheit fort*). Immerhin suchten zwar auch, unter den sächsischen Kaisern und Königen, die Herzoge und Grafen, wie schon

*) Eine kleine Berichtigung verdient hier auch noch die irrige Meinung, daß nämlich die Könige bei Ertheilung der Herzogthümer bisweilen die Stände derselben zu Rathe gezogen hätten. Man beruft sich diesfalls auf einen in der Geschichte Heinrichs II. vorgekommenen Fall. Vor seiner Erhebung hatte Heinrich, um den Markgrafen Heinrich den Jüngern auf seine Seite zu ziehen, demselben versprochen, daß, wenn er König werden würde, er ihm das Herzogthum Baiern übergeben wolle. Als nachher der Markgraf den König an sein Versprechen erinnerte, gab Heinrich ihm zur Antwort, daß er vorher erst mit den baierischen Ständen sich darüber berathen müße. Aber dieß war offenbar blos ein Vorwand von dem König, um von einem Versprechen, das er nicht halten wollte, mit guter Manier sich wieder los zu machen. Er gab einige Zeit darauf das Herzogthum dem Bruder seiner Gemahlin, der Kaiserin Kunigunde; und man findet nirgends eine Spur, daß er darüber die baierischen Stände zu Rathe gezogen habe. — Noch weniger beweißt eine Stelle aus Ditmar, die man ebenfalls zur Begründung jener Meinung anführt. Ditmar sagt nämlich von dem Markgrafen Eckard: Super omnem Thuringiam communi totius populi electione Ducatum promeruit. Nimmt man aber diese Stelle im Zusammenhange mit dem, was vorangeht und darauf folgt; so wollte Ditmar, der ohnehin sich nicht immer sehr deutlich ausdrückt, nichts anders damit sagen, als daß alles thüringische Volk den edeln und tapfern Markgrafen sich zum Herzoge gewünscht, und ihn des Herzogthums würdig gehalten hätte. Dieß erhellt auch schon daraus, daß Eckard nie Herzog von Thüringen war, ihn auch beinahe alle Geschichtschreiber stets blos unter dem Titel eines Markgrafen bezeichnen.

unter den letzten Carolingern geschehen, ihre Macht auf Kosten des königlichen Ansehens zu erweitern, und nicht wenig begünstiget ward dieses Streben durch die unruhige Minderjährigkeit Otto III. und dessen öftere lange Abwesenheit aus Deutschland. Aber diesem Zwecke durften sie nur auf verdeckten Wegen und durch geheime Umtriebe sich nähern. Wer sich eines offenbaren Ungehorsams oder einer förmlichen Widersetzlichkeit gegen den König schuldig machte, ward von Jedermann in dem ganzen Reiche als ein Empörer betrachtet. Dieß wagten die Fürsten nicht leicht, suchten aber dafür dem Könige äußere Feinde zu erregen, thaten oft vor dem Feinde nicht ihre Schuldigkeit, oder traten sogar bisweilen in geheime Verbindung mit demselben, nur um den König in lange auswärtige Kriege zu verwickeln, sich dabei nothwendig zu machen und die Aufmerksamkeit des Monarchen von dem Gange der Verwaltung im Innern des Reiches und ihren oft ganz verfassungswidrigen Gewaltschritten abzulenken*).

2. Wenig sind demnach der Veränderungen, die unter dem sächsischen Hause nach und nach in Deutschlands Verfassung merkbar werden. Dazu könnte man allenfalls auch die Vermehrung der Pfalzgrafen und besonders die große Ausdehnung ihrer Befugnisse rechnen. Sie waren jetzt nicht mehr bloße Hofrichter, sondern den Herzögen in allen Geschäften an die Seite geordnet**); besorgten

*) Man sehe der Forts. B. XVI. Abschn. XIV. §. 4.

**) Ohne den Pfalzgrafen an ihrer Seite durften die Herzoge sogar nicht einmal einen Landtag halten, überhaupt ohne sie nichts Wichtiges beschließen. Endlich lag es auch in den Attributen der Pfalzgrafen, über den Landfrieden zu wachen und dafür zu sorgen,

auch, nach dem Verschwinden der königlichen Kammerboten, von denen man nach Conrads I. Tod keine Spur mehr findet, die Erhebung der Einkünfte der königlichen Kammergüter in den verschiedenen Provinzen des Reiches. In allen großen Herzogthümern, in Sachsen, Baiern, Schwaben, am Rhein, in Lotharingen findet man jetzt solche Pfalzgrafen. Der Grund davon lag in der Politik der sächsischen Kaiser, die mittels dieser Pfalzgrafen die anwachsende Macht der Herzoge zu hemmen, diese zu beaufsichtigen und in den ihnen verfassungsmäßig vorgezeichneten Schranken zu erhalten suchten. — Wichtiger für Deutschlands Verfassung möchte es vielleicht gewesen seyn, daß jetzt der Heerbann beinahe völlig verschwand und dem lehnsherrlichen Dienste Platz machte. Die Kriege wurden nun nach und nach blos mit Lehnleuten und im Solde stehenden Schaaren geführt, welche letztere jedoch am Ende des Krieges wieder entlassen wurden. Schon Carl der Große unterhielt unter dem Namen einer Leibwache ein stehendes, dreißig tausend Mann starkes Armeekorps. Dadurch sicherte er sich den Erfolg aller seiner Feldzüge. Ward er angegriffen, so war seine sogenannte Leibwache stark genug, um sich so lange auf einer erfolgreichen Defensive zu halten, bis der Heerbann herankam. War er aber selbst der angreifende Theil, so konnte er den Feind ganz unvorbereitet überfallen, ihn hindern, seine Streitkräfte zu sammeln und schon so viele Vortheile über ihn gewinnen, daß, wenn endlich der Heerbann herangerückt kam, alles, was noch zu thun übrig war, in ein paar Monaten vollendet werden konnte. Carl begünstigte daher auch das Lehnwesen, beson-

---

daß er überall in dem ganzen Herzogthum beobachtet ward.

ders da schon zu seiner Zeit der Heerbann in Verfall zu gerathen anfing. Die Verbindlichkeiten eines Vasallen gegen den König waren weit strenger als die eines freien Allodialbesitzers. Der königlichen Fahne mußte jener auf den Ruf des Königes sogleich folgen, ohne daß dieser erst nothwendig hatte, durch Zusammenberufung eines Reichstages eine oft lange stets kostbare Zeit zu verlieren. Unter dem sächsischen Hause ward daher das Lehnwesen immer allgemeiner. Auch die Güter, die irgend ein Großer oder hoher Reichsbeamte statt seiner Besoldung besaß, wurden als Lehen betrachtet, so daß jetzt Herzoge, Grafen, Bischöfe, Aebte ꝛc. ꝛc. dem Könige keinen andern als blos den Vasalleneid leisteten. Wer diesen geleistet hatte, war ein Soldat (miles) des Königes geworden*). In einem so großen Reiche, wie Deutschland, dessen weit ausgedehnte Grenzen überall von lauernden Feinden bedrohet wurden, mußte sich Jedem die Idee eines stehenden Heeres von selbst aufdringen; und der völlige Mangel eines solchen ward nun offenbar ungleich besser durch den Lehndienst, als den langweiligen, größtentheils ziemlich schläfrigen Heerbann ersetzt.

*) Alle Geschicht- und Chronikschreiber der damaligen Zeit sagen daher stets von jedem, der dem Könige gehuldiget hatte: Miles regis efficiebatur, oder in militiam Regis suscipiebatur. Die Benennung: miles kam jetzt erst recht auf, indem der Kriegsdienst ausschließlich auf den Lehnleuten beruhete. Es ist auch wirklich noch eine Frage, ob Heinrich II. während seiner ganzen Regierung den Heerbann auch nur ein einzigesmal zusammen berufen habe. Einige Stellen in Ditmar scheinen zwar darauf hinzudeuten, aber diese Stellen sind auch einer andern Deutung fähig und können sehr wohl, wenn man sie mit dem vergleicht, was andere Geschichtschreiber sagen, auch auf den Lehndienst bezogen werden.

Zwar ward dadurch der kriegerische Geist des Volkes etwas gebrochen, aber auch für die Künste und Beschäftigungen des Friedens empfänglicher gemacht, einstweilen dazu schon vorbereitet; und da man in dieser Periode nun auch anfing, im Norden wie im Süden und Innern Deutschlands Städte zu erbauen, so fing auch jetzt schon die Nation an, sich in drei geschiedene Klassen zu zersetzen, nämlich in den Lehrstand (Geistlichen), in den Wehrstand (der Adel) und den Nährstand (Bürger und Landleute)*).

3. Die merkwürdigsten historischen Erscheinungen und Ereignisse unter der Regierung des sächsischen Hauses sind: 1) Die Eroberung Lotharingens, das nun durch staatsrechtliche Verträge für immer dem deutschen Reiche einverleibt ward. 2) Die so bedeutende Erweiterung der deutschen Grenzen gegen Osten und Norden. Polen und Böhmen wurden zinsbar gemacht, die in Deutschland selbst wohnenden Slaven völlig unterjocht, endlich auch die Dänen gedemüthiget und Deutschlands Grenzen gegen Norden, die bisher sich an den Eiderfluß anlehnten, bis an die Slie weiter vorgerückt. — 3) Die völlige Befreiung Deutschlands von den Ungarn, deren Macht bis zu den Zeiten Heinrichs I. die Deutschen so sehr schreckte, und die länger als ein halbes Jahrhundert eine Geisel für ganz Deutschland waren. Unter Otto I. ward ihnen Oestreich wieder abgenommen und sie selbst wurden so sehr gedemüthiget, daß nachher ein Markgraf von Oestreich allein schon hinreichend

*) Der Gemeinfreien gab es zwar jetzt in Deutschland nicht mehr sehr viele. Indessen hatten sie doch noch nicht ganz aufgehört und wir werden sehen, wie in der Folge ihre Anzahl sich zusehends wieder vermehrte.

war, ihrer noch vor ein paar Generationen so sehr gefürchteten Macht mit siegreichem Erfolge zu widerstehen. — 4) Die Entstehung der Städte und des städtischen Lebens, womit offenbar in der Entwickelungsgeschichte deutscher Verfassung und Cultur eine neue Periode beginnt*). — 5) Die Einführung und Anstellung der Markgrafen, eine neue Art hoher Staatsbeamten, die man vor Heinrich I. nicht kannte**). — 6) Die bleibende Vereinigung Italiens

*) Heinrichs I. Beispiel in Ansehung der Erbauung neuer Städte ward bald auch nicht blos von seinen Nachfolgern, sondern auch von andern Großen befolgt. Erbauten jedoch die Letztern auf ihren eigenen Erb- und Familiengütern eine Stadt, so gehörte ihnen auch dieselbe und sie konnten Einrichtungen, welche sie wollten, darin machen. Die Bevölkerung der neu erbauten Städte bestand gewöhnlich theils aus freien Leuten, theils auch aus Unfreien und Hörigen. Vor diesen hatten jene sehr große Vorzüge, und wahrscheinlich leiteten von ihnen alle patricischen Geschlechter in den nachherigen Reichsstädten ihre Abstammung ab. Als die Städte, besonders zu den Zeiten der Kreuzzüge, wohlhabend und reich wurden, erkauften sie sich durch Geld von ihren Herren ihre Freiheit, erhoben sich zu Municipalitäten und richteten ihr städtisches Regiment nach eigenem Gutdünken ein. Als sie mit immer steigendem Wohlstand auch mächtiger wurden, schloßen sie sogar eigene Bündnisse und erhoben sich zu einer selbstständigen sehr bedeutenden Macht. Größtentheils wurden sie darin von den deutschen Kaisern begünstiget, die jedoch aus Mangel eines staatsklügern Benehmens von der wachsenden Macht der Städte bei weitem nicht die Vortheile zogen, die dieselbe ihnen dargeboten haben würde.

**) Die ersten von Heinrich I. aufgestellten Markgrafen waren die von Nordsachsen und Schleswig. Die Erstern wurden nachher Markgrafen von Brandenburg genannt. Unter Otto I. kamen hiezu noch die Markgrafen von Meißen und Oestreich; später noch einige

mit Deutschland, und der römischen Kaiserkrone mit der deutschen Königswürde. Ein Ereigniß, das, wenn die drei ersten deutschen Kaiserhäuser nicht zu bald ausgestorben wären, für ganz Europa und alle abendländischen Völker gar nicht zu berechnende Folgen hätte herbeiführen müßen. — Ankunft und Niederlassung der Normänner in Italien, wovon zu seiner Zeit noch umständlicher wird gesprochen werden. — 7) Die Entdeckung der Harzbergwerke. Unglaublich war der Einfluß dieser Entdeckung auf den Charakter, die Sitten und Lebensweise der Deutschen. Auch deutscher Handel und deutsche Industrie erhielten dadurch einen bis dahin nicht geahnten Aufschwung, und da Otto I. einen Theil der großen, den Handel lähmenden Hinderniße aus dem Wege räumte*), so konnte es geschehen, daß noch vor dem Ende seiner Regierung deutsche Kauffahrteischiffe in der Themse einliefen. Auch auf mehrere andere Zweige deutscher Betriebsamkeit wirkte die Entdeckung äußerst wohlthätig. Bei der großen Vermehrung der Metalle vermehrten sich nun auch die mit deren Bearbeitung sich beschäftigenden Hände, und in der Schmiede- und Goldarbeiterkunst, wie auch in der Gießerei brachten es die Deutschen nun bald zu einer Meisterschaft, in der

andere. Ihre Bestimmung war, die deutschen Grenzen gegen Feinde zu schützen und zu vertheidigen. Um sie aufzumuntern, Deutschlands Grenzen immer noch weiter vorzurücken, wurden alle Eroberungen, die sie in den an ihre Bezirke stoßenden feindlichen Ländern machten, ihnen und ihren Familien gelassen; daher auch eben diese Markgrafen frühzeitig sehr mächtige Herren wurden.

*) So z. B. hatte schon Otto I. die Ausübung des nicht blos unchristlichen, sondern selbst unmenschlichen, sogar auf gebrochene Wagen angewandten Strandrechtes verboten; eben so auch das Einfangen eines Fremden,

ſie alle ihre Nachbarn bei weitem übertrafen*). — 8. Das Wiedererwachen der Künſte und Wiſſenſchaften in Deutſchland: Zuerſt durch die Einfälle der Normänner, und nachher, und zwar noch ungleich mehr durch jene der Ungarn, war beinahe jede Spur von Gelehrſamkeit und wiſſenſchaftlicher Bildung in Deutſchland verſchwunden. Aber unter Otto dem Großen beginnt ein neues wiſſenſchaftliches Leben; und Pfiſter macht die ſehr richtige Bemerkung, daß es ein eigenes Verdienſt des ſächſiſchen Hauſes ſey, hierin über ſein Zeitalter hinausgewirkt zu haben**). Indeſſen hatte man dieſes im Ganzen genommen blos der Kirche zu danken, aus der von jeher ganz allein Alles hervorging, was nur immer der Veredlung der Menſchen, Völker und Staaten förderlich ſeyn konnte. Die Schulen an den Stiftern und Klöſtern wurden wahre Sitze der chriſtlichen Muſe; und die Schulen von Paderborn, Neu-Corvey und St. Gallen wurden nun bald ſo berühmt, daß

---

deſſen Loos alsdann Leibeigenſchaft ward. Dieſe heilſamen Verordnungen geriethen doch nachher eine Zeitlang wieder in Verfall.

*) Weniger günſtig war der durch jene Entdeckung plötzlich ſo ſehr angewachſene Geldreichthum den Sitten der Deutſchen. Ditmar klagt ſehr bitter darüber, daß mit der nun ſo ſehr vermehrten Maſſe des circulirenden Geldes, auch die alte Sitteneinfalt verſchwunden ſey. Beſonders trauert der Biſchof über den nun ebenfalls zur Mode gewordenen, bis zum Unanſtändigen gehenden und alle Scham verläugnenden luxurioſen Anzug des andern Geſchlechtes. Ein Beweis, daß die Menſchen überall und in allen Jahrhunderten die nämlichen ſind, und ſobald dieſelben Umſtände und Veranlaſſungen eintreten, ſie auch in dieſelben Thorheiten oder gar Laſter verfallen.

**) Pfiſters Geſchichte der Deutſchen. Abſchnitt 8. Seite 139.

sie sogar von lernbegierigen Jünglingen und Männern aus fremden Ländern, aus Frankreich und England besucht wurden und eine lange Reihe großer und ausgezeichneter Bischöfe, Aebte und anderer großer Gelehrten aus ihnen hervorging. Um sich eine richtige Vorstellung von dem Zustande der Stifts- und Klosterschulen und der damaligen Gelehrsamkeit zu machen, darf man sich nur jener gelehrten Nonne in Gandersheim, der Horoswitha, erinnern, die die besten Schriftsteller des alten Roms kannte, den Terenz gelesen hatte, ein classisches Latein schrieb und nicht nur blos Verse machte, sondern wirkliche Gedichte verfertigte, die von der dichterischen Gabe dieser eben so frommen als gelehrten Jungfrau ein gewiß nicht zu verwerfendes Zeugniß ablegen. Aber noch höher wird unsere Verwunderung steigen, wenn wir von Horoswitha selbst vernehmen, daß sie nie einen andern Unterricht als nur von Klosterfrauen und einigen Aebtissinnen ihres Klosters genossen hatte. Fanden aber Wissenschaft und Gelehrsamkeit in den Klöstern des zarten Geschlechts schon so freundliche Aufnahme und trugen allda so schöne Blüthen, so läßt sich mit Bestimmtheit daraus schließen, daß sie auch in den Klöstern männlicher Religiosen nicht minder reiche und noch mannigfaltigere Früchte werden getragen haben. Ueberhaupt ist die sächsische Periode nichts weniger als arm an ausgezeichneten Gelehrten. Auch an Mitteln, Gelehrsamkeit und wissenschaftliches Streben zu befördern, fehlte es nicht. In den Stiftskirchen wie in den Klöstern wurden zahlreiche Bibliotheken gesammelt, eine Menge fleißiger Hände mit Abschreiben der Bücher beschäftiget, ausgezeichnete Lehrer, die man Scholastici nannte, ungemein geehrt und zu höhern kirchlichen Würden befördert. In mehreren wissenschaftlichen Zweigen brach schon unter Heinrich

I. und Otto I. eine lichte-Dämmerung hervor, auf die bald unter den folgenden Ottonen und Heinrich II. ein noch schönerer Tag folgte. Besonders war es das Gebiet der Geschichte, wo jetzt in Deutschland eine neue, freundlichere Epoche begann. Das bisherige Chronikschreiben und Annalenwesen machte nun größeren Geschichtswerken Platz, zum Theil und so viel man es von den damaligen Zeiten fordern konnte, selbst in dem Geschmack der Alten geschrieben; und geistvolle Biographen beschrieben das Leben vorzüglich großer und heiliger Männer und verbreiteten dadurch oft auch über manche andere Theile der Geschichte ein nicht wenig belehrendes, höchst erfreuliches Licht*). — Mit der Liebe zu den Wissenschaften

*) Reginо, Wittichind, Ditmar, Adaldag, Gerard, Lebensbeschreiber des h. Udalrichs, Roger, Biograph des h. Erzbischofes Bruno von Köln, Tangmar, der Verfasser der Lebensbeschreibung des h. Bischofes Bernward, Ratbod von Utrecht ꝛc. ꝛc. sind in dem Gebiete der Gelehrsamkeit dem Leser längst schon bekannte Namen. Wie viele andere aus demselben Jahrhundert könnten wir diesen nicht noch beifügen! Zwar schrieben die Gelehrten damals beinahe alle in lateinischer Sprache; aber demungeachtet beweißt doch Notkers, eines Mönchs von St. Gallen, trefflich gelungene Uebersetzung der Psalmen in das Deutsche, daß man auch die vaterländische Sprache nicht vernachläßigte, sie zu schriftlicher Darstellung zu bilden suchte, oder vielmehr schon zu bilden gesucht hatte. Nichts ist daher ungegründeter und ungerechter, als der dem zehnten Jahrhundert allgemein gemachte Vorwurf der Unwissenheit, tiefer Barbarei und finstern Aberglaubens. Schon daß dieß eine allgemeine Meinung ist, beweißt am besten deren Ungereimtheit. Nichts wird leichter und schneller eine allgemeine Meinung, als gerade jeder Irrthum, der eine tiefere Auffassung, scharfsinnigere Prüfung und ein umfassenderes Quellenstudium erfordert. Da sich

erwachte auch jene zu den Künsten. Besonders erhob sich die Baukunst auf eine weit höhere Stufe.

---

alles dieses nur bei wenigen findet, so haben jene, denen es aus Partheiinteresse darum zu thun ist, gewisse Thatsachen so viel wie möglich zu entstellen, falsche Ansichten und irrige Begriffe zu verbreiten, sogleich vollkommen gewonnenes Spiel. Ihr kühn absprechendes Urtheil, so schief und ungegründet es auch seyn mag, erhob sich, wenn es nicht auf der Stelle eine Berichtigung gefunden, welches äußerst selten geschah, in kurzer Zeit zu einer allgemeinen Meinung, die, weil das Geschlecht der eben so seichten und flachen als bösartigen Schwätzer nie ausstirbt, sich auch auf die folgenden Generationen vererbte; so daß der abgeschmackteste Wahn, weil nach und nach gleichsam von der Zeit sanktionirt, endlich mit der schamlosesten Frechheit als eine gar nicht mehr zu bezweifelnde, mithin auch nicht mehr zu prüfende, völlig ausgemachte Wahrheit auftreten konnte. Die dichte Finsterniß, große Barbarei und der finstere Aberglaube nicht nur des zehnten Jahrhundertes, sondern des ganzen Mittelalters, waren von jeher der weite Tummelplatz, auf welchem man sich weidlich herumtrieb und zum Theil noch herumtreibt. Einer der stattlichsten Ritter auf diesem Felde war unstreitig der verstorbene Helmstädtische Professor der Geschichte, Herr Julius August Remer. An Meisterschaft that er es hierin allen andern zuvor; denn in seinem Lehrbuch der allgemeinen Geschichte (für Akademien und Gymnasien) stößt man oft auf ganze Kapitel, ja wohl auf ganze Abschnitte, in denen man nicht auch nur eine einzige, unentstellte Thatsache, ein einziges gesundes Urtheil, eine einzige richtige Ansicht findet: so sehr hatte dem armen Manne dessen leidenschaftlicher Haß gegen unsere Kirche den Blick getrübt, nicht selten völlig verflstert! Uebrigens ist es eine erfreuliche Erscheinung, daß gerade die besten unter den neuesten protestantischen Geschichtschreibern, wie vorzüglich Hurter, dann auch Menzel, Pfister, Luden ꝛc. ꝛc. einen weit

Ueberall wurden die alten hölzernen Kirchen abgebrochen, neue, viel größere und prachtvollere erbauet; und zu einer Zeit, wo man, selbst nach dem Zeugniß der Franzosen, in Frankreich noch keine andere Art von Malerei kannte, als blos die Bemalung der Anfangsbuchstaben in Büchern*), fand sich schon ein deutscher Künstler, der Heinrichs I. Sieg über die Ungarn in einem großen Gemälde darstellte, das lange Zeit in dem einfachen, ehrwürdigen Stammschloß der Ottone eines der königlichen Gemächer zierte. Bischof Meinwerk von Paderborn ließ Mustvarbeiten verfertigen, und überhaupt waren es vorzüglich die deutschen Bischöfe, welche in dieser Periode nicht nur die schönen, sondern auch mechanischen Künste, die Handwerke ungemein begünstigten und zu einer größern Vollkommenheit brachten.

4. Unverkennbar sind die großen und ausgezeichneten Verdienste, die das sächsische Kaiserhaus um Kirche und Staat, und nicht blos um die deutsche, sondern auch um die allgemeine, und daher um die ganze abendländische Christenheit sich erwarb. Alle Prinzen dieses Hauses setzten eine besondere Glorie darin, mächtige und großmüthige Schirmvögte des römischen Stuhles zu seyn, die

---

mildern Ton anzustimmen anfangen, und wenigstens das offenbar Anerkennenswerthe ebenfalls öffentlich anerkennen; obgleich, jedoch mit Ausnahme Hurters, dieser Herren gegen unsere Kirche und manche deren Institutionen vorgefaßte Meinungen sie dennoch bisweilen zu ziemlich harten und ungerechten Urtheilen verführen, was ihnen aber auf dem Standpunkte, auf welchem sie sich behaupten zu müssen glauben, nicht allzu sehr zu verargen ist.

*) Hist. lit. de la France. T. IV.

Päbste gegen deren Feinde zu schützen, und die Rom schon so lange zerreissenden, das päbstliche Ansehen völlig unterdrückenden Faktionen zu bändigen. Nicht minder sorgsam bemühet waren die sächsischen Kaiser, auch das Christenthum unter den benachbarten heidnischen Völkern zu verbreiten. Nicht nur, daß die in Deutschland wohnenden Slaven vollkommen zum Christenthum bekehrt, und um sie darin zu erhalten, eine Menge Bisthümer von Otto I. gegründet wurden, sondern unter dem mächtigen Schutz der sächsischen Kaiser ward auch allen übrigen slavischen Völkern bis an die Ostsee, und selbst in dem heidnischen Dänemark das Evangelium geprediget und Kirchen errichtet. Heilige deutsche Missionaire eilten sogar zu den Sarmaten, heute zu Tage Preußen, anerkannt damals das wildeste aller barbarischen Völker; während andere, nicht minder eifrige Bekenner des Namens Jesu, ganz Ungarn, Polen und selbst Rußlands weite Steppen durchzogen, um überall und allen Völkern die frohe Botschaft des Heils zu verkündigen. Welches glänzende Verdienst die sächsische Dynastie sich um das Wohl und den damals so schön aufblühenden Zustand der deutschen Kirchen sich erwarb, ist dem Leser zur Genüge bekannt. Nur erleuchtete, durch hohe Frömmigkeit ausgezeichnete Männer erhoben die deutschen Kaiser aus diesem Hause auf bischöfliche Stühle. Kein Wolf im Schafpelz ward dem Schafstalle Christi aufgedrungen, und unter Heinrich II. schmückte, und zwar zu gleicher Zeit, eine ganze Schaar heiliger Bischöfe und Aebte die deutsche Kirche: eine Erscheinung, wie solche kein Land und kein Jahrhundert bis auf den heutigen Tag mehr aufzuweisen hat. Man macht gewöhnlich den Ottonen den Vorwurf, daß ihre Freigebigkeit gegen die Kirche alle Grenzen überschritten habe. Es ist wahr, sie schenkten den Kirchen eine außerordentliche

Menge Güter und Ländereien, erzeugten aber gerade eben dadurch ganz Deutschland eine in ihren Folgen nicht zu berechnende Wohlthat. Da nämlich die Kaiser die Güter und Ländereien, die sie den Stiftern schenkten, von der Jurisdiktion der Herzoge gänzlich befreiten, so ward dadurch auch der weltlichen Macht der Bischöfe ein viel weiterer Spielraum eröffnet. Nun eben so sehr für das zeitliche wie ewige Wohl ihrer Heerden besorgt, wurden sie jetzt im wahren Sinne des Worts Väter ihrer Unterthanen. Schnell gewann nun alles in den geistlichen Ländern eine andere Gestalt. Bei der Mangelhaftigkeit der damaligen Gesetzgebung und Gerichtsform erließen sie, wie Burkard von Worms, eine Menge weiser und trefflicher Verordnungen, setzten der Willkühr der Richter und Beamten wohlthätige Schranken, milderten das Loos der Unfreien und Hörigen, sorgten durch Anlegung zweckmäßiger Landschulen auch für die Erziehung der niedern Volksklassen, ermunterten und unterstützten theils aus ihren eigenen, theils aus den Mitteln ihrer Kirchen Arbeitsamkeit und Gewerbfleiß, gründeten gemeinnützige Institute zum Besten der leidenden Menschheit, und das erste Krankenspital und Waisenhaus hatten in Deutschland der Kirche von Magdeburg ihr Daseyn zu danken. Kurz, in allen geistlichen Staaten ward nun bald, mit der zunehmenden Moralität der Einwohner, auch ein immer höher aufblühender Wohlstand des Landes bemerkbar; und schon damals bewährte sich das nachher so sehr gefeierte und allgemein als wahr anerkannte Wort: Unter dem Krumstabe ist gut wohnen*). Gereizt und

*) Man sehe die Lebensbeschreibung des h. Meinwerks und noch einiger anderer deutscher Bischöfe im 20. Band dieser Fortsetzung.

angelockt durch das Beispiel solcher heiligen Kirchenfürsten, zum Theile durch eigenes edles Gefühl dazu gezwungen, errichteten nun auch weltliche Herren in den ihnen anvertrauten Herzogthümern und Grafschaften ähnliche Institute, und so verbreitete ein Theil des Segens, den die Bischöfe in ihren Ländern schufen, sich nach und nach, nur bald mehr bald minder, auch über alle übrigen Gauen Deutschlands.

5. Unter den sächsischen Kaisern war Deutschland schon ein Erbreich geworden, und wäre das an hochherzigen Fürsten so fruchtbare Haus der Ottonen nicht zu frühzeitig ausgestorben, wie auch die beiden folgenden Häuser, nämlich das fränkische und schwäbische, so würde Deutschland unfehlbar, gerade so wie Frankreich, ebenfalls für immer ein förmliches, staatsrechtlich begründetes Erbreich geworden seyn; wovon freilich eine zweite carolingische abendländische Universalmonarchie eine beinahe unvermeidliche Folge gewesen seyn würde*). Aber dieß lag nicht in dem weisen Plane der Vorsehung, und schon der nun bald beginnende und einen großen Theil des Mittelalters hindurch fortdauernde Conflikt der weltlichen Macht mit der geistlichen wird uns überzeugende Beweise liefern, wie gefähr-

*) Die Geschichte aller Völker lehrt, daß Erbkönige stets frühe oder spät auch unumschränkte Könige werden. Aber die gesammten Streitkräfte Deutschlands, besonders bei dessen damaligem ungeheuern Umfang, in der Hand eines Einzigen, hätten diesen nothwendig und zwar schon frühzeitig zum Oberherrn aller übrigen europäischen Länder machen müßen. Diese Nothwendigkeit geht zum Theile schon aus der damaligen geographischen Lage und Gestaltung der Länder hervor, durch die ja offenbar alle Strategie wie der Erfolg jedes Krieges gleichsam bedingt werden.

lich und verderblich für die Kirche wie für die Humanität und Cultur aller europäischen Völker ein solches Universalreich hätte werden müßen. Indessen ward dazu schon unter den sächsischen Kaisern der erste Grund gelegt. Der Sohn folgte stets ohne alle Widerrede dem Vater auf dem Throne. Selbst Heinrich der Zweite, obgleich Sprosse einer Seitenlinie des ottonischen Hauses, bestieg nicht sowohl durch freie Wahl der Fürsten, als hauptsächlich blos durch das Recht seiner Geburt den deutschen Thron, und die in Werla versammelten sächsischen Fürsten riefen einstimmig aus: Heinrich soll mit Hülfe Christi und nach Erbrecht unser König werden. Eigentlich reißte er blos in Deutschland herum, um seine Anerkennung als deutscher König, theils durch Verträge, wie in Sachsen, theils vermöge seines Geburtsrechts, wie in Lotharingen, oder auch durch Waffengewalt, wie in Schwaben, sich zu verschaffen. Eine förmliche Wahl hatte erst bei seinem Nachfolger, dem Kaiser Conrad II. statt*).

IV.

1. Fränkische Dynastie. — Conrad II. der Salier**). — Der Tod des unbeerbten Kaisers

---

*) Nur um dem Gedächtniß unserer Leser in etwas zu Hülfe zu kommen, haben wir obige kurze Einleitung vorangesendet, daher auch die darin berührten Gegenstände um so mehr blos in einigen ihrer äußersten Umrisse bezeichnet, da ja alle darin zusammengestellten Resultate schon in der sehr detaillirten Geschichte des sächsischen Kaiserhauses deutlich und dem nur einigermaßen aufmerksamen Leser selbst vollkommen anschaulich ausgesprochen wurden.

**) Die vorzüglichsten Quellenschriften sind: *Wippo de vita Chunradi Salici Imperat.* (edit. *Pistor.* Script. rer. German. T. III.). Wippo

Heinrich hatte dem Ehrgeize deutscher Fürsten ein unabsehbares Feld eröffnet. Dem Reitz einer Königs-

---

war zwar Conrads Hofkaplan, aber dieß vermindert nicht dessen Zuverlässigkeit als Geschichtsschreiber. Das Große, was dieser Kaiser gethan, so wie dessen treffliche Eigenschaften zeiget er zwar immer in dem hellesten Lichte, vergißt aber auch dessen Schwächen nicht, und mit einer obgleich etwas ängstlichen Bescheidenheit deutet er wenigstens stets darauf hin. *Hermanni Chronicon.* Hermannus mit dem Beinamen Contractus war der Sohn eines schwäbischen Grafen, und einer der größten Gelehrten seiner Zeit. In der Mathematik hatte er ganz vorzügliche Kenntnisse, war der lateinischen, griechischen und arabischen Sprache kundig, dabei auch Dichter und Verfasser mehrerer sehr lieblichen, auch jetzt noch in der Kirche üblichen Hymnen, als: des Salve Regina, des Alma redemptoris mater. Seine Chronik geht von der Geburt Christi bis in das Jahr 1054. (ed. Pistor. Sc. rer. germ. T. I. Francof.) *Lambertus Schafnaburgensis*, Annales. Lambertus, Benediktiner in dem Kloster zu Hirschfeld, gehört zu den vorzüglichern Geschichtschreibern des Mittelalters. Seine Annalen gehen bis zu dem Jahre 1077. *Adami Bremensis* Hist. Ecclesiasticae. Die Geschichte in vier Büchern beginnt mit dem Jahre 788, geht bis zum Jahre 1076, und enthält vorzüglich über Europa's nördliche Länder ungemein interessante Nachrichten. Die übrigen dabei zu Rathe gezogenen Hülfsschriften sind dieselben, die wir schon früher angegeben und zu denen wir jetzt auch noch Adolph Menzels und J. C. Pfisters treffliche Geschichte der Deutschen hinzuzufügen nicht unterlassen durften. Warum man Conrad II. den Salier und dessen Dynastie die Salische nannte, darüber waren früher die Meinungen getheilt und daher auch Grund und Ursache schwer zu errathen. Luden hält diese Benennung geradezu für die Folge eines gelehrten Irrthums späterer Zeit. Aber Ignaz Schmidt äußert in seiner Geschichte der Deutschen die Vermuthung, daß Conrad wegen seiner edeln Abstam-

krone widersteht man selten; und um so weniger, wenn man, um sie zu erlangen, nur mit Zuversicht und Kühnheit die Hand darnach ausstrecken darf. Mit Grund war also zu befürchten, daß einer der mächtigern Herzoge, in der Meinung, daß seine größere Macht ihm auch auf den Thron gerechtere Ansprüche gebe, diese mit den Waffen in der Hand geltend zu machen suchen möchte. Zudem war das unter Heinrich II. so sehr eingerissene, jedoch durch dessen unermüdete, wachsame Thätigkeit so viel wie möglich darnieder gehaltene Fehdewesen jetzt plötzlich wieder erwacht. Da der Thron erlediget war, glaubte man sich herrenlos, und kleine wie größere Herren, diesen Zeitpunkt benützend, griffen zu den Waffen, entweder um vermeintliche alte Unbilden zu rächen, oder, durch Unterdrückung irgend eines Mindermächtigen, die eigene Macht zu vergrößern. Daher jetzt

---

mung von den alten Saliern, dem vornehmsten und angesehensten Theil der fränkischen Nation, zu dem selbst König Chlodowig gehörte, diesen Beinamen erhalten habe. Diese Vermuthung gewinnt auch dadurch an Wahrscheinlichkeit, weil Conrads Voraltern in allen Urkunden als Franken angegeben, alle ihre eigenthümlichen Güter an den Maingegenden, und vorzüglich in dem Wormazfeld hatten, und König Chlodowig nach Bezwingung der Allemannen jenen Theil Allemaniens, der nämlich den Wormser Gau nebst den andern nahe gelegenen Gauen sammt einigen Gegenden am Main begriff, unter seine Franken, und vorzüglich die Salier austheilte. Immerhin mochte also wohl Conrad von einem jener salischen Herren abstammen, obgleich diese Abstammung dadurch noch nichts weniger als vollkommen erwiesen ist. Indessen ist die Sache von nicht sehr großer Wichtigkeit, und so wird Conrad noch immer auch von den neuesten deutschen und französischen Geschichtschreibern, wie z. B. von Sismondi, der Salier genannt.

Waffengeräusch und kriegerische Bewegung in allen Gauen Deutschlands. Seiner Gemahlin, der Kaiserin Kunigunde, hatte der sterbende Heinrich die Reichskleinodien übergeben, sie daher auch einstweilen, obgleich nicht gerade verfassungsmäßig, die Verwaltung des Reiches übernommen. Unterstützt von ihren beiden Brüdern, dem Herzoge Heinrich von Bayern und dem Bischofe Theodorich von Metz, wehrte sie so gut sie konnte, das heißt, nur schwach, dem immer weiter umgreifenden Raub- und Fehdeunfug. Aber gerade desto mehr Eifer und Thätigkeit zeigten die Bischöfe, durch baldige Besetzung des Thrones Ruhe und Sicherheit im Reiche wieder herzustellen. Zum Glücke für Deutschland saßen damals auf den bischöflichen Stühlen lauter wahrhaft große Männer, ausgezeichnet durch Frömmigkeit, Weisheit und ächte Vaterlandsliebe. Diese patriotischen Gesinnungen der Bischöfe schienen auch die mächtigern Fürsten zu theilen. Keiner warf sich eigenmächtig in seinem Gebiete zum Könige auf, und alle vereinigten sich in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer unverzüglich vorzunehmenden Königswahl. Jener majestätische Strom, an dessen Namen sich von Deutschlands urältesten Zeiten her so viele und so große Rückerinnerungen knüpften, nämlich der Rhein ward zwischen Worms und Mainz zum Wahlort, und der vierte September (1024) zum Wahltag bestimmt. Aber in der Zwischenzeit war jetzt Alles in desto größerer Spannung und ununterbrochener Bewegung. In allen Provinzen wurden partielle vorbereitende Versammlungen gehalten. Vieles ward hin- und hergesprochen, aber nirgends kam es zu einem bestimmten Entschluß; denn die allzu große Verschiedenheit von Wünschen, Hoffnungen und Ansichten in Verbindung mit kluger Berücksichtigung eigener Vortheile und eigenen Interesses machte geistliche wie weltliche Fürsten un-

schlüssig. Ueberdieß war auch die alte Eifersucht zwischen Sachsen und Franken wieder erwacht. Schon über hundert Jahre hatten Jene von der an die Nation der Sachsen übertragenen Königswürde bei Vertheilung der Würden und Reichsämter weit größere Vortheile und Vorzüge genossen, aber eben dadurch nicht wenig den Neid der übrigen deutschen Völkerschaften geweckt. Natürlich wünschten diese, daß jetzt auch an sie die Reihe kommen möchte. Zudem war der mächtige Herzog Bernard II. von Sachsen nichts weniger als allgemein beliebt, auch schien derselbe nicht sehr nach der Krone zu verlangen, glaubte vielmehr, durch Eroberungen über die Slaven und Erweiterung seines Gebietes ungleich mehr die Größe seines Hauses zu befördern. Herzog Heinrich von Bayern, Schwager des verstorbenen Kaisers, war schon zu weit in Jahren vorgerückt, und wenn auch seine Wünsche sich bis zu dem Throne erstreckten, so mußte er doch fühlen, daß für einen dem Greisenalter sich nahenden Fürsten die Bürde des Reichsregiments viel zu schwer wäre. Was endlich die beiden Herzoge von Ober- und Niederlotharingen betraf, so war der Lotharinger früheres Hin- und Herschwanken bald auf Seite Frankreichs, bald wieder auf Seite Deutschlands noch in zu frischem Andenken, als daß die Deutschen ihnen jetzt ihr ganzes Zutrauen hätten schenken mögen.

2. Zwei fränkische Herren gleichen Namens und gleicher Abstammung zogen endlich, wahrscheinlich nicht ohne mitwirkenden Einfluß des großen und weisen Erzbischofes Aribo von Mainz, die Aufmerksamkeit der berathenden Fürsten auf sich. Der Eine war Conrad der Aeltere, Herr von Waiblingen in Schwaben; der Andere Conrad der Jüngere, Herzog von Franken. Beide waren

Söhne zweier Brüder, mithin Vettern; aber Conrad der Aeltere durch seine Gemahlin Gisella, Schwester der Mutter Conrads des Jüngern, war auch noch dessen Oheim. Uebrigens hatten Beide einen gemeinschaftlichen Ahnherrn an Conrad dem Weisen, der, vermählt mit Otto des Großen ältesten Tochter Luitgarde, in der heißen Schlacht gegen die Ungarn auf dem Lechfelde für König und Vaterland den Tod des Helden starb. Aber an hohem Geburtsadel überstrahlte Conrad der Aeltere alle deutsche Fürsten und Herren; denn mütterlicher Seites leitete er seine Abstammung bis zum carolingischen Kaiserhause hinauf. Zu hochherzig und zu stolz, um irgend eines Fremden, selbst nicht des Königs, Lehnsmann zu seyn, hatte er nie ein Lehen besessen, sich mit seinen rheinischen und schwäbischen Erbgütern begnügt, war daher auch weder reich noch mächtig, empfahl sich aber vielleicht eben dadurch nur um so mehr den jetzt wegen der Königswahl sich berathenden Fürsten. Zudem stand er in dem Rufe eines Mannes von Geist und Kraft, der mit dem Muthe und der Tapferkeit eines Ritters auch die sanftern Tugenden des geselligen Lebens verbinde. Unstreitig war er an Klugheit, Einsicht und Charakterstärke dem jüngern Conrad überlegen. Aber dieser, dessen Mutter Mathilde in zweiter Ehe mit dem Herzog Friederich von Oberlotharingen vermählt war, ward von den lotharingischen Bischöfen und Herren jetzt um so mehr begünstiget, da bei ihnen Conrad der Aeltere wegen dessen ehemaliger Theilnahme an einer blutigen Fehde seines Oheims gegen Herzog Friedrich von Lotharingen wo nicht verhaßt, doch nichts weniger als sehr beliebt war. Zwischen diesen Beiden theilten sich jetzt die Stimmen der Fürsten. Die Mehrheit schien sich jedoch auf die Seite des ältern Conrads zu neigen; aber aus Furcht vor der größern Macht

des Jüngern zögerte ein großer Theil, sich öffentlich zu erklären. Eine zwiespaltige Wahl drohete also jetzt Deutschland, wovon, weil Stimmenmehrheit damals noch nicht entschied, Bürgerkrieg, blutige Fehden und innere Zerrüttung unvermeidliche Folgen gewesen seyn würden.

3. So standen die Sachen, als endlich am Ende der achten Woche nach Heinrichs des Zweiten Tode sämmtliche Nationen der Deutschen, jede unter ihrem Herzoge, an den heimischen Ufern des Rheins ankamen. Die Sachsen unter ihrem Herzoge Bernard II.; die Böhmen unter Herzog Udalrich; die Bayern unter Heinrich; die Kärnthner unter Adalbero; die Schwaben unter Ernst II.; die Ost- und rheinischen Franken unter Conrad dem Jüngern; die Ober- und Niederlotharinger unter ihren beiden Herzogen Friederich und Gozilo. An den beiden Ufern schlugen die Völker ihr Lager auf. Die Sachsen, Böhmen, Ostfranken, Bayern und Schwaben auf der rechten, die rheinischen Franken und Lotharinger auf der linken Seite des Stroms; und bei Kamba, einem auf einer Insel mitten im Rhein liegenden Ort*) traten die Fürsten mit den Vornehmsten aus ihrem Gefolge zu fernerer Berathung und Entscheidung zusammen. Man konnte jetzt mit Wahrheit sagen, ganz Deutschland sey zwischen Worms und Mainz versammelt, und diese Versammlung ein großartiges Nachbild der einst so berühmten und eben so zahlreichen carolingischen Maifelder. Als noch nichts entschieden war und unschlüßig die Fürsten standen, und in weitem Halb-

*) Schon vor Jahrhunderten ward der Ort sammt der ganzen Insel von den Fluthen des Rheins hinweggeschwemmt.

kreise um sie her ihre zahlreichen Gefolgschaften, begab sich Conrad der Aeltere plötzlich zu seinem Vetter und Neffen, nahm ihn bei Seite und sagte ihm: Jetzt sey der lange ersehnte Augenblick gekommen, wo die Herrschaft wieder zu ihrer Nation, zu der Nation der Franken zurückkehren und ihr eigenes Haus auf die höchste Stufe irdischer Größe erhoben werden könnte. Aber eine ewige Schmach würde es für sie Beide seyn, wenn sie jetzt durch Zwietracht und Feindseligkeit sich selbst entehren, ihr Haus herabwürdigen und Deutschlands Einigkeit stören würden. Lenkt Gott, fuhr Conrad fort, die Herzen der Nation so, daß sie dich zu ihrem Könige wählt, dann werde ich der erste seyn, der mit Herz und Mund dir huldiget. Verspreche mir also dasselbe, wenn vielleicht durch Gottes Fügung auf mich die Wahl fallen sollte. Conrad der Jüngere fühlte die Wahrheit dieser Rede, und gerührt von der Geradheit und Offenheit seines Oheims, gab er ihm das verlangte Versprechen, worauf jener sich zu ihm hinneigte und ihn zärtlich umarmte. Als die Fürsten dieses Zeichen brüderlicher Einigkeit sahen, verschwand bei ihnen alle Besorgniß; und nun setzten sie sich, um ihre Stimmen zu geben. Erzbischof Aribo von Mainz ward zuerst aufgefodert, seine Meinung zu sagen. Sogleich erhob sich derselbe und erklärte mit lauter Stimme Conrad den Aeltern für den würdigsten zum Thron. Ich erwähle ihn, sagte er, zum König und Deutschlands künftigem Beschützer. Alle übrigen Bischöfe und Erzbischöfe vereinten ihre Stimmen mit jener des Erzbischofes von Mainz, und rauschender weit hallender Jubelruf verkündete die Zustimmung und den Beifall des Volkes. Vielleicht überrascht, aber doch ohne zu zögern that nun auch Conrad der Jüngere, was Ehrgefühl und gegebenes Wort ihm zu thun geboten.

Von allen weltlichen Fürsten war er jetzt der erste, der seine Stimme dem ältern Conrad gab, worauf dieser seinen Vetter bei der Hand faßte und ihn neben sich zu setzen hieß. Dem Herzoge von Franken folgten nun auch alle übrigen Herzoge und Fürsten und erklärten den ältern Conrad für ihren König und Herrn; nur nicht die lotharingischen Bischöfe und Herren, die, voll Unmuth über diese ganz unerwartete Wendung des Wahlgeschäfts, die Versammlung verließen. Bald reuete sie jedoch wieder dieser übereilte Schritt, sie kehrten zurück und gaben sämmtlich einer nach dem andern, unter wiederholtem frohen Zuruf des Volkes, dem ältern Conrad ihre Stimmen. Aber nun gab auch das Volk einen Beweis seiner warmen Theilnahme an der Wahl. Plötzlich erscholl nämlich unter demselben ein allgemeines Geschrei: „Conrad soll nicht blos unser König seyn, sondern auch unverzüglich als solcher gekrönt werden.“ Diesem Rufe zu Folge trat jetzt auch voll Freude über das, ganz nach dem Wunsche ihres verstorbenen Gemahls*) vollbrachte

*) Sigebert von Gemblours erzählt: Heinrich der Zweite habe auf seinem Sterbebette dem Erzbischofe Aribo von Mainz schon den ältern Conrad als den würdigsten zu seinem Nachfolger vorgeschlagen: „Henricus Imperator consulentibus sibi Principibus, *designans Conradum*, virum egregii generis et egregiae libertatis, quippe qui nunquam se submiserat alicujus servituti.“ Dieß wird zwar von neuern Geschichtschreibern sehr in Zweifel gezogen. Für uns jedoch, wir müssen es gestehen, hat es große Wahrscheinlichkeit. Erstens wird, wie wir schon einigemal erinnerten, nach allen Regeln historischer Kritik die bestimmte Aussage Eines Geschichtschreibers nicht durch das Stillschweigen aller übrigen entkräftet. Endlich läßt es sich unmöglich annehmen, daß der fromme, thätige, während seines ganzen Lebens sich

Wahlgeschäft, die Kaiserin Kunigunde hinzu, und überreichte dem neu gewählten Könige die Reichsinsignien.

4. Indessen fehlte jetzt wenig, so hätte ein bisher wenig beachteter Umstand die Zufriedenheit der Fürsten, besonders der Bischöfe, und man könnte wohl sagen, sämmtlicher deutschen Völkerschaften mit der geschehenen Wahl auf einmal wieder zerstört, wahrscheinlich selbst für die Ruhe Deutschlands die gefährlichsten Folgen herbeigeführt. Conrad war nämlich mit seiner Gemahlin Gisella im fünften Grade verwandt, und eine solche Ehe verboten die damaligen, diesfalls ungemein strengen Gesetze der Kirche. Von Dispensationen wußte man zu jener Zeit noch nichts; und so mochte nun wohl hie und da ein für Aufrechthaltung kirchlicher Satzungen eifernder Bischof Conrads Ehe für ungültig gehalten haben. Selbst Heinrich II. soll daran Anstoß genommen, auch einigemal, obgleich fruchtlos, Conrad in Geheim haben erinnern lassen, durch Scheidung von seiner Gemahlin den strengen Gesetzen der Kirche Genüge zu leisten. Auf einmal brachten jetzt einige Bischöfe diese Sache wieder in Anregung. Die Gebote der Kirche waren in jenen durchaus christlichen Zeiten nicht blos dem gemeinen Volke, sondern selbst den Fürsten, und zwar vom Mächtigsten bis zum Mindermächtigen, gleich heilig. Für die ganze Versammlung war daher dieser ganz un-

---

für das Beste Deutschlands so sehr abmühende, ächt deutsche Kaiser Heinrich II., in den letzten Tagen und Stunden seines Lebens, auch nicht einem einzigen, auf das künftige Wohl und die Ruhe Deutschlands sich beziehenden Gedanken in seiner Brust mehr Raum gegeben haben sollte. Von einem für Völker- und Menschenglück völlig abgestumpften asiatischen Despoten wäre so Etwas kaum noch gedenkbar.

erwartete Incidentfall wie ein Donnerschlag aus unumwölktem Himmel. Selbst Conrads wärmste Freunde fingen an zu zagen und verstummten; und die Aengstlichkeit vieler geistlichen wie weltlichen Fürsten trieb bald die Sache gar so weit, daß man an Conrad die grausame Foderung stellte, entweder dem Reiche zu entsagen oder von seiner Gemahlin sich scheiden zu lassen. In Conrads Charakter lag es zwar nicht, eine ihm dargebotene Krone zu verschmähen, aber eben so wenig lag es auch in seiner edeln Seele, sie durch eine seiner selbst unwürdige Handlung zu gewinnen. Entschlossen und mit fester Stimme erklärte er also vor der ganzen erlauchten Versammlung, daß er bereit sey, eher auf Deutschlands Thron zu verzichten, als von seiner würdigen, seinem Herzen so theuern Gemahlin sich zu trennen. Dieser Zug einer ächten Heldenseele ergriff alle Gemüther. Aber einen nicht minder tiefen Eindruck machte auch Gisella's Hoheit und seltene Seelenschönheit*).

*) Von dem Geiste und den Tugenden dieser seltenen Fürstin gibt uns Wippo, Conrads Biograph, einen sehr hohen Begriff. „Super hos omnes (nämlich des Königes weiseste Räthe) dilecta Regis conjux Gisella prudentia et consilio viguit. Mater ejus Gerberga Filia Conradi, Regis Burgundiae fuit, cujus parentes de Caroli Magni stirpe processerant. Cum tantae nobilitatis esset et formae decentissimae, minimae extollentiae fuit; in Dei servitio timorata, in orationibus et eleemosinis assidua, et hoc, ut secretius potuit, attendens illud Evangelicum: ne justitiam suam faceret coram hominibus. Erat enim liberalis ingenii, illustris solertiae, avida gloriae non laudis, pudoris amans, foeminei laboris patiens, incassum minime profusa, in rebus honestis et utilibus abunde larga, in praediis dives, *summos honores bene tractare perita*" (*Wip.* de vit. Chunr. p. 467.). Von der Gültigkeit oder Ungültigkeit ihrer

Mit allen sanften Tugenden ihres Geschlechtes verband sie männlichen Verstand, ausdauernden Muth und eine Charakterstärke, die, obgleich, wie wir zu seiner Zeit sehen werden, auf harte Proben gestellt, doch stets unerschütterlich sich gleich blieb. Nach langem und heftigem Wortwechsel siegten endlich Conrads Standhaftigkeit und Gisellas hohe Tugenden. Die bei weitem größere Zahl der Fürsten entschied, daß Conrads Ehe kein Hinderniß seiner Erhebung seyn könne. Um seinen mit den lotharingischen Fürsten bei der Wahl gemachten übereilten Schritt wieder gut zu machen, trat nun der weise, in allen seinen Handlungen so gemäßigte Erzbischof Pilgrim von Köln heran, und nahete sich Conrad mit der Bitte, daß ihm die Ehre vergönnt werden möge, in seiner Cathedrale zu Köln die edele Gisella als Königin zu krönen. Gewiß war für Conrad dieser Vorgang eine harte und schwere Prüfung gewesen. Aber männlich und ehrenvoll, wie es einem deutschen Fürsten geziemt, hatte er sie bestanden und eben dadurch der Krone, die jetzt seiner harrte, nur noch einen größern Glanz ertheilt.

5. Das Wahlgeschäft war nun beendigt, und Deutschlands Wunsche gemäß begab sich ohne fernern Verzug Conrad, begleitet von sämmtlichen geistlichen wie weltlichen Fürsten und andern Großen, unter dem Schall froher Lieder*) und dem ununter-

Ehe mit Conrad sagt Wippo noch ferner, daß dieß eine noch nicht entschiedene Frage gewesen. Selbst das Wohl und das Glück seiner Völker machten es Conrad zum unverbrüchlichen Gesetze, von einer so schönen und herrlichen weiblichen Natur sich nicht zu trennen.

*) Cum claritate maxima omnes properabant. Ibant gaudentes, Clerici *psallebant*, Laici *canebant*, utrique suo modo. (*Wip.*)

brochenen Jubel des Volkes nach Mainz. Am achten September, mithin am Tage des Festes der Geburt der hochgebenedeiten Mutter unsers göttlichen Erlösers, hatte mit ungewöhnlicher Pracht Conrads Salbung und Krönung statt. Erzbischof Aribo von Mainz verrichtete dieselbe. Aber bevor der erleuchtete Oberhirt dem neuen Monarchen die ihn heiligende Salbung ertheilte, hielt er an denselben eine Rede, in welcher aus jedem Wort der Geist hoher Frömmigkeit und ächten Christenthums athmet. Nur einige der merkwürdigsten Stellen wollen wir ausheben und unsern Lesern mittheilen. „Alle Gewalt," sagte der salbungsvolle Redner, „kommt von „Gott, der einzigen, reinsten und heiligsten Quelle „aller Größe, aller Würden und aller Macht. „Aber eben deßwegen ist es eine desto schrecklichere „Sünde für jene, die, anstatt die ihnen übertragene „Gewalt durch gerechten und weisen Gebrauch zu „heiligen, sie schändlich mißbrauchen durch Stolz, „Habsucht, Wollust, Grausamkeit und jede Art „von Ungerechtigkeit sie beflecken. Solche gekrönte „Frevler reichen sich selbst und ihren Völkern den „Kelch des Verderbens*). Gott prüft und züchtiget „jene, die Er erheben will. Daher schickte auch „seine Weisheit Dir, o König! bisher mancherlei „Bedrängnisse. Daher ließ es Gott zu, daß Du „in die Ungnade des Königes, deines Vorgängers, „fielst, bis dessen Angesicht sich wieder gnädig zu „Dir wandte. Nur deßwegen geschah alles dieß, „damit Du lernen möchtest, Mitgefühl zu haben „mit den Trauernden und Leidenden, und sich derer „zu erbarmen, die einst ebenfalls Deine Ungnade sich „zuziehen könnten. Die höchste Stufe irdischer

*) Sibi et omnibus subjectis periculosum potum iniquitatis propinabunt.

„Größe hast Du nun erstiegen; denn Du bist jetzt „ein Statthalter Christi. Aber der ist nur ein „wahrer Herrscher, ein ächter Statthalter Christi, „der auch in allen seinen Handlungen Christi Bei„spiel folgt. Hier auf Erden zu gebieten ist ein „großes Glück, aber ein noch weit größeres ist es, „einst in dem Himmel die Krone der Unsterblichkeit „zu erringen. Vieles und Großes fodert jetzt „Gott von Dir. Aber das Größte und Vorzüg„lichste, was Er von Dir gebieterisch verlangt, ist, „daß Du Gerechtigkeit handhabest, dem Vaterlande „den Frieden erhaltest und dabei stets seyest ein „milder Beschützer der Kirchen, der Geistlichkeit, „der Wittwen und Waisen. Endlich bittet Dich „mit Uns unsere ganze heilige Kirche, daß Du allen, „die Dich je beleidiget, vergeben wollest. Unter „diesen befindet sich ein edler freier Mann, Namens „Otto, der, wie wir wissen, sich in hohem Grade „Deine Ungnade zugezogen hat. Für ihn flehen „wir nun noch insbesondere zu Deiner Barm„herzigkeit, daß Du, nicht mehr eingedenk der Dir „zugefügten Beleidigung, ihm wie allen Uebrigen „vollkommen verzeihen mögest; und zwar aus Liebe „zu Gott, der Dich heute in einen andern Menschen „verwandelt, sogar einen Theil seiner Allmacht in „Deine Hände gelegt hat, und der einst eben so „auch Deine Fehler Dir verzeihen und gleiche „Barmherzigkeit an Dir erweisen wird." Der Erzbischof hatte mit Begeisterung gesprochen, tief ward der König davon ergriffen. Alles, was die Kirche von ihm verlange, versprach Conrad zu erfüllen, und verzieh nun öffentlich und mit lauter Stimme Allen, die ihn je in seinem Privatstande beleidiget hätten. Die Scene war ungemein rührend und jedem der Anwesenden, wie Wippo erzählt, traten Thränen der Freude und des Entzückens in

die Augen*). Unter den vorgeschriebenen Gebeten der Kirche salbte nun der Erzbischof Aribo den König und schmückte dessen Haupt mit der königlichen Krone; worauf nach vollendetem Gottesdienst alle Bischöfe, Herzoge, Fürsten, Lehnsleute, Dienstmannen (milites gregarii), wie auch alle anwesende Freien von einigermaßen bedeutendem Ansehen dem neuen König den gewöhnlichen Huldigungseid leisteten**).

*) Hoc omnis populus gratanter suscipiebat. Omnes manifesta pietate Regis prae gaudio plorabant. Bis zum Dichter begeistert, setzt Wippo noch hinzu:
Ferreus esset homo, qui plangere non potuisset,
Quod tantas culpas ignovit tanta potestas.

**) Es ist sonderbar und höchst auffallend, wenn sogar geistvolle Geschichtschreiber der Meinung sind, Conrad sey nur zum König gesalbt, aber nicht gekrönt worden und zwar aus dem Grunde, weil Wippo blos sagt: „Peractis divinis officiis et *regali consecratione* Rex processit etc. etc. Salbung und Krönung waren zwei gar nicht von einander zu trennende Handlungen. Die Eine bedingte die Andere, und wenn Wippo blos der Erstern erwähnte, so wußte er wohl, daß man sich die Andere hinzu denken würde. Zudem sagt der Chronogr. Saxo ganz deutlich und bestimmt: Conradus ab Aribone *unctus coronatur*. Noch unbegreiflicher ist es, wenn man, sprechend von Gisella's Krönung in Köln, blos sagt, der Erzbischof Pilgrim habe sie eingesegnet, oder auch, habe sie geweihet. Nach unserer kirchlichen Sprache werden Ehen eingesegnet, Wöchnerinnen ausgesegnet, und was das Weihen betrifft, so gibt es höhere und niedere Grade der Weihe, und auch Aebtissinnen werden, gleich den Diaconissinnen der ersten Kirche, geweihet. Aber bekanntlich bedurfte Gisella in Köln weder der Ein- noch Aussegnung; auch dachte sie damals gewiß nicht daran, Aebtissin eines Klosters werden zu wollen. Zudem, warum sollte sie der Erzbischof nicht haben krönen wollen? wurden doch Beide nachher in Rom von dem Pabste Johann XIX., Conrad zum römischen Kaiser und Gisella

zur Kaiserin gekrönt *). Zwar bedient hier Wippo sich abermals des Wortes consecratio. Aber Wippo wußte, daß seine Zeitgenossen ihn verstünden, und konnte freilich nicht ahnen, daß man ungefähr achthundert Jahre nachher ihn mißverstehen würde. Uebrigens bedienen sich Muratori und alle italiänischen, wie auch neuesten deutschen Geschichtschreiber, sowohl bei Conrad als den folgenden deutschen Kaisern der Worte: Salbung und Krönung, die auch noch zu unsern Zeiten bis zur Auflösung des deutschen Reiches in Frankfurt vollzogen ward. Der verstorbene Kaiser Franz II. war der letzte, der, wie viele sich noch erinnern werden, in Frankfurt feierlich gekrönt ward. Offenbar ist die ganze Sache nichts als eine gelehrte Wortdeutelei.

*) Was Glaber von Conrad und Gisella in Bezug auf ihre Ehe bei dieser Gelegenheit sagt, ist so albern, mit so vielen offenbaren historischen Unrichtigkeiten verwebt, liegt auch so sehr mit den Zeugnissen aller übrigen Geschichtschreiber im Widerspruch, daß der Bericht dieses Mönchs gar keiner Widerlegung bedarf.

6. Gleich an seinem Krönungstage zeigte Conrad, was er in Zukunft seinen Völkern seyn werde. Mit seinem zahlreichen und glänzenden Gefolge schon auf dem Wege nach der Kirche zu der Krönungsfeierlichkeit, traten plötzlich drei Hülfsbedürftige vor ihn hin. Wegen erlittener Bedrückungen wollten sie bei dem König klagen. Es war ein Dienstbauer der Kirche von Mainz, von den beiden andern war das Eine eine verlassene Wittwe, das Andere eine hülflose Waise. Sogleich stand Conrad stille. Als aber nun die armen Leute ihm ihre Klagen vorbringen wollten, erinnerte ihn einer der ihm zunächst stehenden Fürsten, daß der Gottesdienst bald beginnen würde und bat ihn, denselben jetzt nicht durch Anhörung dieser Leute zu verzögern. Was ist es, antwortete Conrad, wenn ich auch den Gottes-

dienst verzögere? Diese da, seinen Blick auf die ihn begleitenden Bischöfe richtend, haben mich belehrt, daß es besser sey, seine Pflicht wirklich selbst zu thun, als von andern erst zu hören, daß man dieselbe thun müße. Nicht die Hörer des Worts, sondern die Thäter desselben sind, wie man mir gesagt hat, gerecht. Ruhig hörte nun Conrad die Bittenden an und entließ sie vollkommen beruhiget und getröstet. Kaum war er einige Schritte weiter gegangen, als schon wieder ein anderer sich nahete, und weil unschuldig von seinem Gute vertrieben, um Schutz und Hülfe bei dem König flehen wollte. Diesen faßte Conrad beim Arm, zog ihn zu sich, hörte ihn mit der größten Aufmerksamkeit an, und befahl dann Einem der Großen aus seinem Gefolge, die Klage des Mannes unverzüglich zu untersuchen und dann auf dem kürzesten Wege demselben wieder zu seinem Recht zu verhelfen. Sehr schön bemerkt hier Wippo, daß glücklich ein Volk sich preißen könne, das einen König erhalten hätte, der ungleich mehr zur Erfüllung seiner Pflicht, als zu seiner Krönung und Huldigung eile.

7. Als alle Feierlichkeiten des Krönungsfestes vorüber waren, ordnete Conrad, und zwar nicht ohne Zuziehung seiner Gemahlin, der geistvollen Gisella, seinen Hof und seine künftigen, nächsten Umgebungen. Zu allen höhern wie niedern Hofämtern ernannte er nur ausgezeichnete, seines ganzen Vertrauens würdige Männer; und die Wahl, die er hierin traf, zeugte eben so sehr von seinem wie von seiner Gemahlin klarem, die Menschen und deren Streben durchschauenden Verstand. Auch die beiden Bischöfe Bruno und Werner von Augsburg und Straßburg wurden dabei zu Rathe gezogen. Den Anfang seiner Regierung machte jetzt Conrad damit, daß er

alle Provinzen seines weitschichtigen Reiches durchreißte; theils und zwar vorzüglich, um sich mit eigenen Augen von dem Zustande derselben zu überzeugen, theils auch um Allen, die bei seiner Wahl nicht zugegen waren, wie überhaupt dem ganzen deutschen Volke sich in seiner neuen Würde als Deutschlands König zu zeigen. Aus Liebe zu seiner Gemahlin ging die Reise zuerst an den Rhein nach Köln, denn hier sollte sie oder vielmehr ihre Tugenden gekrönt werden. Wirklich ward auch wenige Tage nach Conrads Ankunft in Köln diese Krönung von dem Erzbischof Pilgrim vollzogen. Dieser feierliche kirchliche Akt, verrichtet von der Hand eines eben so frommen als weisen Erzbischofes, ersetzte nun, und zwar ganz im Sinne der Kirche, die Gisella's Ehe bisher noch mangelnde kirchliche Dispensation, tilgte mithin auch völlig den ihrer Verbindung mit Conrad bisher allenfalls noch anklebenden Mackel. Von Köln eilte der König nach Aachen. Der in Lotharingen noch immer regsam sich zeigende Partheigeist erfoderte dringender als in irgend einem andern Theile Deutschlands Conrads Gegenwart. In Aachen hielt er demnach einen Fürstentag und eine Kirchenversammlung, und um das, was allenfalls den Krönungsfeierlichkeiten noch hätte fehlen können, zu ergänzen, zeigte er sich hier den ungemein zahlreich versammelten Fürsten, Bischöfen und andern Großen auf dem Thron Carls des Großen. Es gelang ihm, die Lotharinger zu beruhigen, jedoch noch nicht die beiden feindseligen Herzoge Gozelo und Friedrich völlig für sich zu gewinnen. Von Aachen ging Conrad nach Sachsen. Das Volk der Sachsen, obgleich das jüngste in dem germanischen Gesammtvolk, jedoch ungleich stärker und mächtiger als jedes andere Volk deutscher Nation, fühlte seine Stärke, und stolz auf den Ruhm und die Glorie, welche das

sächsische Kaiserhaus über es verbreitet hatte, foderte es vorzüglich Schonung und zarte Behandlung. Zudem war Herzog des Landes Bernard der Zweite, ein Fürst, staatsklug und kühn, aber auch eben so hochfahrend, kühn und unternehmend. Aber wie Conrad II. verstand, außer Carl dem Großen, noch kein deutscher König oder Kaiser das Regiment. So wie seine Klugheit und Menschenkenntniß und die Zeitumstände es geboten, wußte er jede Form anzunehmen, jedoch stets, ohne dabei sich und seiner Würde etwas zu vergeben. Durch kluge Mäßigung in seinem Benehmen, durch die Weisheit mehrerer seiner Verordnungen, durch freundliche und zeitgemäße Nachgiebigkeit gewann Conrad die Herzen aller Sachsen. Zur Feier des heiligen Weihnachtsfestes lud er alle Fürsten und Herren des Landes nach Minden. Alle eilten, dem hochverehrten König ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Der Zusammenfluß von Sachsens ganzem hohen und niedern Adel verherrlichte die Feier des Festes, und nun huldigten Conrad auch jene, größtentheils Untervasallen und Freie, welche der Wahl bei Kamba nicht beigewohnt hatten. Beinahe den ganzen Winter über blieb Conrad in Sachsen, empfing hier den Tribut der dem deutschen Scepter unterworfenen slavischen Völker, besuchte hierauf alle Abteien und bischöfliche Sitze und erwieß sich überall, Geistlichen wie Laien, gleich freundlich und gnädig. Zwar bestätigte Conrad den Sachsen die zur Zeit des Aufruhrs der Stellinga unter ihnen eingeführten, leider nur zu sehr in dem Interesse der Fürsten und Herren des Landes liegenden grausamen, wahrhaft unmenschlichen Gesetze. Aber offenbar waren es blos die imperiösen Zeitumstände, welche ihn zwangen, diesfalls mehr den Foderungen der Politik, als dem Zuge seines Herzens zu folgen.

8. Noch vor Ende des Winters verließ Conrad Sachsen, um auch die übrigen Provinzen seines von der Schelde bis zur Oder ausgedehnten Reiches zu besuchen. Zuerst durchreißte er Franken und Schwaben, und ging dann nach Bayern. Aber diese ganze Reise des Königs war in Wahrheit ein ununterbrochener über alle Gauen Deutschlands fortströmender Segen. Wo er hinkam, brachte er den Frieden, stellte überall Ruhe und Ordnung wieder her, saß selbst zu Gericht, entschied oder verglich Streit nnd Zank unter den Großen wie unter dem Volke, kam dem Ausbruch blutiger Fehden zuvor, verband stets Milde mit Ernst und Strenge mit Nachsicht*), und in allen seinen Verordnungen herrschte eine Weisheit, welche die Bewunderung der Geistlichen wie Laien erregte; kurz, Conrad genügte allen göttlichen wie menschlichen Foderungen, und in dem Mittelpunkte des thätigsten Lebens erwieß er sich überall als ein Mann von eben so viel Geist als Kraft, und zugleich von dem besten Willen und den wohlwollendsten Gesinnungen beseelt. Conrad zeigte jetzt der Welt, was ein König vermag, der nach Gerechtigkeit dürstet und dem die Liebe seiner Völker noch lieber ist als die eigene Krone; denn in den wenigen Monaten, seitdem er den Thron be-

*) Damals war freilich das Beherrschen eines großen Reiches ungleich mühsamer, beschwerlicher und ungleich weit größere Anstrengungen erfodernd als jetzt, wo die Regierenden mit ihren vornehmsten Räthen unverrückt und mit aller Bequemlichkeit in ihren Cabinetten bleiben, aber auch weder mit eigenen Augen sehen, noch mit eigenen Ohren hören können, nur dem todten, auf keine fernere Frage Antwort gebenden Buchstaben trauen müssen, der überdieß auch immer nur erst durch jenen gestadelosen, jetzt alle Geschäfte, vom höchsten bis zum niedrigsten, umfluthenden papiernen Ocean zu ihnen gelangen kann.

stiegen, hatte er schon die Herzen aller Deutschen gewonnen. Mit Enthusiasmus nannte man überall seinen Namen, man verglich ihn mit Carl dem Großen, diesem, hieß es, habe von Conrads sämmtlichen Vorfahren sich keiner so sehr genähert, als er sich ihm nähere; und bald ward es zu einem allgemeinen, mit besonderer Vorliebe überall wiederholten Sprüchwort: „Conrads Thron stehe eben so hoch, als einst der Thron Carls des Großen gestanden *)."

9. Schon während dieser seiner ersten Reise durch Deutschland machte Conrad jene merkwürdige, sich auf das Lehnwesen beziehende Verordnung, welche eben so sehr von seiner Gerechtigkeitsliebe als von seiner tiefen Staatsklugheit zeugt. Die Vasallen nämlich theilten sich in drei Klassen. Die Erste bestand aus den Fürsten des Landes, den Herzogen, Grafen, Markgrafen, Bischöfen und Aebten. Diese nannte man bisher Reichsvasallen. Sie hatten keinen andern Herrn als den König. Aber in dem Gebiete derselben, der weltlichen wie geistlichen Fürsten, wohnten noch andere Vasallen, die von ihnen entweder ein Reichslehen oder Privatlehen erhalten hatten. Diese nannte man niedere oder auch mittelbare Vasallen, indessen stand jedoch das Schild derer, welche ein Reichslehen besaßen, höher als jenes der bloßen Besitzer von Privatlehen. In eine dieser beiden letztern Klassen hatte sich nach und nach der größte Theil der freien Allodialbesitzer begeben, denn da sie sich oft nicht selbst zu schützen vermochten, mithin von Andern geschützt werden mußten, suchten sie sich des Schutzes

*) Unde extat proverbium: Sella Conradi habet ascensoria Caroli Magni (*Wippo*, pag. 469).

eines Mächtigern dadurch zu versichern, daß sie von demselben ein Lehen erhielten, oder wenn sie dieses nicht erhalten konnten, ihm ihre Allodialgüter übertrugen und diese dann als Lehen wieder von ihm zurücknahmen. Aber mit immer größer werdenden Uebermuth sahen die Fürsten auf die niedern Vasallen herab; sie betrachteten sie beinahe wie eigene Leute, stellten übertriebene Foderungen bald persönlichen Dienstes, bald wieder zu leistender drückender Lieferungen an sie, und gingen endlich so weit, daß sie oft ganz nach Willkühr, ohne alle Ursache ihnen ihre Lehen nahmen und solche nicht selten an andere verkauften. Das allgemeine, eben so gerechte als sehnliche Verlangen der niedern Vasallen war also Befreiung von Willkühr und dem Druck der großen Vasallen, Sicherheit des Besitzstandes, mithin Erblichkeit ihrer Lehen. Längst schon ging zwar das Streben der großen Reichsvasallen dahin, eben so, wie die Könige ihren Thron auf ihre Söhne vererbten, auch ihre Herzogthümer in ihren Familien erblich zu machen. Aber dadurch würde das königliche Ansehen in eben dem Grade gesunken seyn, in welchem die Macht der Fürsten wäre erhöhet worden. Diesem Streben der Fürsten widersetzten sich demnach die Kaiser aus dem sächsischen Hause, griffen bisweilen ein, handelten dann ganz nach der ihnen zustehenden Machtvollkommenheit, und wenn sie auch noch öfters nach dem Tode eines Herzoges bei Besetzung des erledigten Herzogthums auch die Söhne des Verstorbenen berücksichtigten, so betrachteten sie dieses blos als einen Ausfluß ihrer Gnade und nichts weniger als eine gesetzliche, der königlichen Gewalt verfassungsmäßig vorgeschriebene Norm. Mit den Wünschen der großen Vasallen vereinigten sich nun auch jene der niedern Vasallen. Erblichkeit der Lehen war demnach

das allgemeine Verlangen, und sprach sich so laut und dringend aus, daß Conrad sich entschloß, dasselbe wenigstens zum Theile zu erfüllen, jedoch auf eine Weise, daß sein Thron eher dadurch befestiget als erschüttert werden könnte. Die Erblichkeit der großen Herzogthümer einzuführen, daran dachte Conrad auch nicht von weitem. Im Gegentheil schien er, nach dem Plane Carls des Großen, darauf zu sinnen, die großen Herzogthümer ganz eingehen zu lassen, oder was dasselbe ist, sie nach und nach sämmtlich an sein Haus zu bringen. Aber ganz anders stand das Verhältniß der niedern Vasallen zu dem Thron. Diese nahm daher der König jetzt gegen die großen Vasallen in Schutz, verordnete die Erblichkeit ihrer Lehen und daß diese ihnen nie anders, als blos eines Verbrechens wegen, und zwar erst in Folge eines von ebenbürtigen Männern gefällten richterlichen Spruches könnten entzogen werden. Durch dieses Gesetz gewann Conrad die Herzen der gesammten deutschen Ritterschaft. Das größte Gut der bürgerlichen Gesellschaft, nämlich Sicherheit des Besitzes, hatten sie jetzt dem Könige zu danken, und in Ihm erblickten sie von nun an eine ihnen nie fehlende feste Stütze gegen alle Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten ihrer ehemaligen Dienstherren. Da der Heerbann eingegangen und die Kriege nur mittels des Lehnsdienstes geführt wurden, so lag jetzt, bei der Anhänglichkeit der gesammten Ritterschaft (der niedern Vasallen), auch gleichsam Deutschlands ganze Kriegskraft in der Hand des Königes, und es dauerte nicht lange, wie wir sogleich in dem folgenden Abschnitte sehen werden, so ärntete auch schon Conrad selbst die Früchte dieser eben so gerechten, als staatsklugen Verordnung.

10. In sieben oder acht Monaten hatte also König Conrad erreicht, was Mancher seiner Vorfahren kaum in einer Reihe von Jahren hatte erschwingen können. Deutschland war in seinem Innern beruhiget, Conrad selbst allgemein geehrt und geliebt, zum Theil auch gefürchtet, und sein Thron durch die moralische Macht der öffentlichen allgemeinen Meinung vollkommen befestiget. Mit ruhigem Blicke konnte er nun auch Deutschlands Verhältnisse zu den übrigen, dasselbe umgebenden Ländern überschauen. Vorzüglich zogen seine Aufmerksamkeit auf sich Burgund, Italien und die großen slavischen Reiche jenseits der Elbe. Groß und Vieles, und zwar Schweres umfassend, war die Aufgabe, die Conrad zu lösen hatte. Er sollte ausführen und vollenden, was frühere Könige theils blos entworfen, theils wirklich begonnen, jedoch höchst unvollendet ihm mit dem Reiche überlassen hatten. Zum Glück war Conrad II. schon stark durch das Gefühl eigener Kraft, noch stärker durch die Liebe und das allgemeine Zutrauen der Nation, auch wirklich der Monarch, der allen Anfoderungen Deutschlands, und gewissermaßen selbst des größten Theils des Abendlandes vollkommen zu entsprechen vermochte. Eine weite Bahn des Ruhms war ihm geöffnet, und mit Muth schritt er auf derselben seinem Ziele entgegen. Um dem Leser den Ueberblick zu erleichtern und vor dessen Augen die Begebenheiten in ihrem vollen Zusammenhang, mithin desto anschaulicher vorüberziehen zu lassen, werden wir, wie wir schon in der Geschichte des sächsischen Kaiserhauses gethan, die Ereignisse, obgleich oft innigst unter sich verschmolzen und chronologisch verwebt, dennoch von einander trennen und vereinzelt sie jetzt unsern Lesern vortragen.

V.

Vereinigung Burgunds mit Deutschland unter Conrad II.

1. Händel wegen der burgundischen Erbschaft und Empörung des Herzogs Ernst von Schwaben. — Aus dem, nach vorhergegangenen langen Verhandlungen endlich im Jahre ein tausend und sechzehn, zwischen Kaiser Heinrich II. und dem burgundischen Könige Rudolph III. geschlossenen Successionsvertrag ging nicht deutlich hervor, ob die Anwartschaft auf Burgund dem Erstern blos als Schwestersohne Rudolphs, oder überhaupt als König von Deutschland war zugesichert worden. In dem ersten Falle wäre es nur ein Familien-Erbvertrag, im zweiten aber ein zwischen Deutschland und Burgund mit Beistimmung beiderseitiger Stände geschlossener Ländervertrag gewesen. König Rudolph gab diesem Vertrag nun die erstere Deutung und erklärte, daß dessen Gültigkeit, da Heinrich kinderlos gestorben, auch mit dem Tode desselben erloschen sey. Sämmtliche Stände Burgunds stimmten ihrem Könige bei. Ein Mann, sagten sie, obgleich jetzt auf dem Throne von Deutschland, aber eines ganz fremden Stammes und ihrer Dynastie völlig fremd, könne auf die reiche burgundische Erbschaft keine Ansprüche haben. Wirft man einen Blick auf die viele Jahre hindurch zwischen Heinrich und Rudolph gepflogenen Unterhandlungen, und besonders auf den Gang derselben, so wird man nicht wohl leugnen können, daß das historische Recht jetzt ganz auf Seite Rudolphs und seiner Vasallen stand. Aber gewiß wird man ebenfalls gestehen müssen, daß es völlig ungedenkbar wäre, wie Heinrich sich so lange und so sehr hätte abmühen, ganz ungeheure Geldsummen verwenden, ja selbst zwei Feldzüge unternehmen mögen, blos um

die Anwartschaft auf ein Reich zu erringen, dessen Besitz noch so ungewiß war, und das, wenn auch Rudolph vor ihm stürbe, er dennoch, weil kinderlos und ohne Hoffnung auf einen Erben, nur wenige Jahre hätte besitzen können. Es scheint daher außer allem Zweifel zu seyn, daß Heinrich bei den vielen und großen Opfern, die er wegen Burgund brachte, offenbar keinen andern Zweck als die Vereinigung dieses Reiches mit Deutschland gehabt haben konnte. Aus Mangel an Klarheit des Vertrages blieb jedoch die Frage noch immer unentschieden; indessen stellte sich jetzt doch schon so viel daraus hervor, daß Rudolph und dessen Stände sie einseitig zu entscheiden keinesweges berechtiget waren.

2. Aber nun erschienen neben König Conrad noch zwei andere Bewerber um die Krone von Burgund. Beide waren die nächsten Agnaten des burgundischen Hauses; und wenn jener im Jahr 1016 zu Stande gekommene Vertrag blos ein Familienvertrag war, so hatten diese beiden offenbar ungleich gegründetere Ansprüche als Conrad auf die Thronfolge in Burgund. Der Erste, nämlich Graf Eudes von Champagne, war der Sohn Bertha's, Rudolphs zweiter Schwester. Der Andere war Conrads eigener Stiefsohn, Herzog Ernst von Schwaben. Rudolphs dritte Schwester Gerberga nämlich war mit Herzog Herrmann von Schwaben vermählt worden. Die Frucht dieser Ehe war Gisella, die zwar jetzt Conrads Gemahlin, jedoch in ihrer ersten Ehe mit einem Herzoge von Schwaben demselben den Ernst geboren hatte. Dieser war also Urneffe des Königs Rudolph. Obgleich nun nichts natürlicher war, als daß der Sohn der zweiten Schwester jenem der dritten Schwester vorangehen müße, so glaubte dennoch Herzog Ernst,

besonders bei den damals noch so schwankenden Begriffen von dem Successionsrecht, ebenfalls Ansprüche auf Burgund zu haben, wo nicht auf das ganze Reich, doch wenigstens auf eine Theilung desselben mit seinem Vetter, dem mächtigen Grafen von Champagne.

3. Auf ein Erbrecht konnte demnach König Conrad sich durchaus nicht berufen. Statt dessen stellte er die Behauptung auf: Burgund sey ein ostfränkisches Lehen. Boso, der Gründer desselben, habe es von Kaiser Carl III. (dem Dicken) als Lehen erhalten, und Otto der Große daher auch schon oberlehnsherrliche Rechte darin ausgeübt. Aber als Carl III. dem Boso Burgund als ein Lehen überließ, beherrschte er die ganze fränkische Monarchie, und Burgund war demnach nicht ein ostfränkisches, sondern ein Lehen der fränkischen Gesammtmonarchie. Aber diese existirte nicht mehr, war längst schon zerrissen und in zwei Haupttheile getheilt, nämlich in Ost- und Westfranken (Deutschland und Frankreich), und in Folge der von Conrad aufgestellten Behauptung hätte nun der westfränkische König dieselben Ansprüche, wie der ostfränkische, auf Burgund machen können. Was endlich Otto den Großen betrifft, so mischte er sich zwar einige Zeit in die burgundischen Angelegenheiten, aber nur gleichsam als ein mächtiger Obmann, dessen die Jugend des damaligen Königes und der Uebermuth der Vasallen durchaus bedurften. Conrad mochte wohl selbst die Schwäche der Gründe, auf die er seine Ansprüche stützte, gefühlt haben. Aber theils von der Ansicht ausgehend, daß der verstorbene Kaiser durch den Vertrag von 1016 nichts anders als Burgunds Vereinigung mit Deutschland bezweckt habe, theils auch in der Ueberzeugung, daß das unter Privat-

familien geltende Recht nicht immer auch auf ganze Völker und große Reiche anwendbar wäre*), ent-

*) Eine schwerlich zu bestreitende Wahrheit, jedoch nur dann, wenn das Wohl und die heiligsten Interessen ganzer Reiche und Völker mit den, wenn auch an sich gerechten Foderungen einer oder auch einiger Familien in offenbarem, durch nichts auszugleichendem Widerspruch stehen. Diesem Grundsatze folgte auch Carl der Große in Ansehung der Sachsen und Baiern, und dennoch hat die Kirche ihn den Heiligen beigezählt und bis auf den heutigen Tag wird seinem Andenken von allen civilisirten Völkern selbst eine Art religiöser Ehrerbietung erwiesen. Gleich seinem großen Vorfahrer, brauchte jetzt Conrad nicht zu leeren Vorwänden seine Zuflucht zu nehmen. Offen und frei konnte er als Eroberer auftreten, und zwar nicht als Eroberer aus Herrsch- oder Ruhmsucht, sondern weil das Wohl Deutschlands und seiner Völker es gebieterisch erheischten. Nur die Vereinigung Burgunds mit Deutschland konnte der deutschen Nation den Besitz Italiens und der römischen Kaiserkrone sichern. Das Letztere ward gleichsam durch das Erstere bedingt. Um diese Ansicht zu theilen, dürfte man nur einen Blick auf eine Landcharte des damaligen südlichen und westlichen Europas werfen, und selbst einem des Krieges ganz Unkundigen würde sich die Wahrheit von selbst aufdringen. Wie zu Süddeutschland, ist die Schweiz auch zu Oberitalien ein Hauptschlüssel, und Helvetien wie ganz Savoyen gehörten damals zu dem burgundischen Reiche. Noch eines andern, nicht minder zu beachtenden Umstandes, dessen genaue historische Entwickelung jedoch hier zu viel Raum fodern würde, wollen wir daher nur mit wenigen Worten erwähnen, oder vielmehr nur darauf hindeuten; nämlich auf die in jener Zeit, schon seit mehreren Jahrhunderten fortdauernden immer lebhafter werdenden Berührungen zwischen den Einwohnern Burgunds und Oberitaliens, auf deren häufige Hin- und Herwanderungen, und die nach und nach dadurch entstandene, in manchen charakteristischen Zügen sich manifestirende Assimilation beider Völker. Auch Eroberungskriege gehören bis-

schloß er sich, die Frage auf kürzestem Wege, nämlich mit dem Schwert zu entscheiden, eilte im Sommer des Jahres 1025 nach Schwaben, ließ dort ein Aufgebot ergehen und rückte schnell vor Basel. Die Burgunder, unvorbereitet überfallen, vermochten die Stadt nicht zu entsetzen. Basel mußte sich ergeben, und durch die Eroberung dieser ungemein wichtigen Grenzfestung stand ihm nun der Eingang in das Innere des Reiches zu jeder Zeit offen.

4. Etwas weiteres wollte und konnte jetzt Conrad nicht unternehmen. Erstens fehlte es ihm an Geld, und dann sah er im Osten und Westen Deutschlands Grenzen bedroht. Man fürchtete einen Einfall der Polen in Sachsen, während König Robert von Frankreich, in geheimem Einverständniß mit den beiden gegen Conrad feindselig gesinnten lotharingischen Herzogen Friedrich und Gozelo, im Begriffe stand, einen neuen Versuch zu machen, Lotharingen Deutschland zu entreissen und wieder mit Frankreich zu vereinigen. Seinem drückenden Geldbedürfniß half Conrad dadurch ab, daß er das gerade erledigte Bisthum von Basel an einen gewissen Udalrich um eine schwere Summe Geldes verkaufte. Eine Handlung, wahrhaftig wenig geeignet, auf die christlichen Gemüther in Burgund einen für ihn sehr günstigen Eindruck zu machen, und die selbst der Drang der Umstände, in welchem Conrad

weilen nothwendig zu dem Plane göttlicher Weltanordnung; und in diesem Falle wird dann am Ende für die Erobernden wie für die Eroberten sich stets ein gleicher Gewinn ergeben. Kurz, in seinen Prinzipien kann nicht leicht ein Eroberungskrieg mehr gerechtfertiget seyn, als gerade die von Conrad dem Zweiten, zum Theile mit Hülfe seines Schwertes, gemachte Acquisition von Burgund.

sich befand, weder zu entschuldigen noch zu beschönigen vermag*). Von der Furcht eines polnischen Einfalls ward Deutschland durch den ganz unvermutheten Tod des tapfern und kühnen Herzoges Boleslav befreiet; und was den bevorstehenden französisch-lotharingischen Krieg betraf, so scheiterten abermals Roberts und der beiden Herzoge Plane an des deutschen Königes bekannter rastloser Thätigkeit. Conrad stand mit seinen Schaaren schon mitten im Lande, bevor noch Friedrich und Gozelo von dessen Annäherung einige Kunde erhalten hatten. Conrads Gegenwart an der Spitze eines zahlreichen Heeres in Lotharingen schreckte den französischen König von allen fernern feindlichen Entwürfen zurück. Durch die Vermittelung des im Rufe der Heiligkeit stehenden Bischofes Gerard von Cambrai kam zwischen beiden Monarchen ein nachbarlicher Friedens- und Freundschaftstraktat zu Stande; und die beiden lotharingischen Herzoge, nunmehr auf ihre eigenen Kräfte beschränkt, nahmen jetzt ebenfalls zu der Fürsprache des erwähnten frommen Bischofes ihre Zuflucht, kamen nach Aachen, wo Conrad das Weihnachtsfest feierte, und gelobten demselben auf das neue Gehorsam und unverbrüchliche Treue.

5. Von allen Seiten hätte jetzt Conrad freie Hände, aber demungeachtet mußte er die völlige

*) Wippo sagt, Conrad und Gisella hätten immensam pecuniam von Udalrich empfangen; setzt jedoch gleich wieder hinzu: postea rex in poenitentia motus voto se obligavit, pro aliquo Episcopatu vel Abbatia nullam pecuniam amplius accipere, in quo voto *pene* bene permansit. Also doch nicht ganz. Das erste Beispiel in der deutschen Kirche vom Verkauf eines Bisthums: ein Aergerniß, das jedoch nachher unter dem unglücklichen Heinrich dem Vierten bis auf das unverantwortlichste getrieben ward.

Unterwerfung Burgunds doch noch auf einige Zeit vertagen. Nicht minder nämlich lagen Conrad auch die römische Kaiserkrone und das Königreich Italien am Herzen; und die besonders in Oberitalien sich immer mehr verwickelnden und verwirrenden Verhältnisse riefen ihn nun, und zwar ohne ihm noch längere Zögerung zu gestatten, ungesäumt über die Alpen. Deutschland war zwar im ganzen genommen jetzt beruhiget, aber dennoch glimmten in Schwaben ganz stille unter der Asche nicht wenig gefährliche Funken, die während Conrads Abwesenheit aus dem Reiche einen weit um sich greifenden Brand herbeiführen konnten. Ganz besonders war es Herzog Ernst von Schwaben, der Conraden nicht wenig gegründete Besorgnisse einflößte. Dieser kaum zwanzigjährige Prinz, noch zu jung, um die gebieterischen Foderungen einer tiefen, auch die entferntesten Folgen durchschauenden Staatsklugheit einzusehen, daher auch unfähig, dem Gesammtwohl Deutschlands und dessen wichtigsten Staatsinteressen seine eigenen, dabei gar nicht gegründeten, oder wenigstens noch sehr entfernten Ansprüche zum Opfer zu bringen, fühlte sich seit der Eroberung Basels empfindlich gekränkt, daß der Gemahl seiner eigenen Mutter, von dem er doch eher kräftige Unterstützung hätte erwarten müssen, ihn nun seines vermeintlichen Erbes zu berauben suche. Nicht nur hatte sich sein Herz jetzt von seinem Stiefvater gänzlich entfremdet, sondern in den häufigen Aufwallungen seines Unmuths waren ihm auch besonders in unbewachten Augenblicken Aeusserungen entfahren, die, da sie größtentheils wieder zu Ohren des Königes kamen, nun auch dessen Zutrauen ihm völlig entzogen hatten. Höchst wahrscheinlich würde ein nicht selten ziemlich harter, stets rasch und gewaltig eingreifender Charakter, wie Conrad, schon vor seinem Zuge nach Italien sehr

strenge Maßregeln gegen den jungen Herzog ergriffen haben, wäre nicht die edle, eben so geist- als gemüthvolle Gisella jetzt zwischen ihren Gemahl und ihren Sohn vermittelnd getreten. Es kostete anfänglich der edeln Frau viele Mühe, den harten Sinn ihres Gemahls zu beugen. Aber von den Bitten einer geliebten Gemahlin und seines Söhnchens, des Knaben Heinrichs, bestürmt, gab er endlich nach und zu Augsburg, wo gerade sehr viele Fürsten und Bischöfe zu dem bevorstehenden Zug nach Italien versammelt waren, kam endlich eine wenigstens dem Scheine nach völlige Aussöhnung zwischen Conrad und dem jungen Herzog von Schwaben zu Stande. Dieser erhielt von seinem Stiefvater, und wie Wippo sagt, gegen alles Recht, die Abtei Kempten zu Lehen*), worauf Ernst versprach, sich stets zu dem König gegen alle Feinde desselben zu halten. Auf diesem Tage in Augsburg ernannte auch Conrad sein Söhnchen, den erst acht- oder höchstens neunjährigen Heinrich, und zwar auf Begehren der hier versammelten Reichsstände zu seinem Nachfolger. Sobald diese für die Ruhe Deutschlands so wichtigen Angelegenheiten geordnet waren, brach Conrad am Ende Februars 1026 mit seinem Heere nach Italien auf. Ihn begleitete auch der Herzog Ernst, jedoch nur bis über die Alpen, wo sein Stiefvater ihn sehr ehrenvoll entließ und mit dem Auftrag, über die Erhaltung des Landfriedens in seinem Lande zu wachen, wieder nach Schwaben zurücksandte.

6. Conrad blieb ungefähr anderthalb Jahre in Italien, nämlich bis zu Ende Junius des folgenden

*) Dieß war gegen das canonische Recht, dem zu Folge kein freies Stift einem Weltlichen zu Lehen gegeben werden durfte.

Jahres Ein Tausend und Sieben und zwanzig. Aber während dieser im ganzen genommen nicht sehr langen Abwesenheit ward ein großer Theil Schwabens der Schauplatz blutiger Fehden und Verheerungen. Mehrere mächtige Grafen und Herren, wahrscheinlich voll Unmuths über die in kurzer Zeit so hoch gestiegene königliche Gewalt, dabei aber zu unmächtig, sich zu offenen Gegnern des Königes aufzuwerfen, suchten jetzt Conrads Abwesenheit zu benutzen, um wenigstens an dessen Freunden und wärmsten Anhängern ihren Muth zu kühlen. Graf Welf von Altdorf, der Sprosse eines Geschlechtes, dessen Ursprung sich im grauesten Alterthum verliert *), dabei mächtig und reich, und jenseits wie diesseits der Alpen ungemein begütert, brach zuerst los und überzog den Bischof Bruno von Augsburg mit Krieg. Die Veranlassung, oder richtiger gesagt, der aus der Luft gegriffene Vorwand zu dieser Fehde ist unbekannt. Die Vasallen des Bischofes leisteten tapfern Widerstand. Mit wechselndem Erfolge ward daher anfänglich der Kampf geführt, aber eben deßwegen von beiden Seiten nur desto ärger gemordet, geraubt und gebrannt. Gegen das Ende des Jahres gewann jedoch Graf Welf die Oberhand, zerstörte mehrere bischöfliche Burgen, eroberte endlich Augsburg, zwang den Bischof mit seinem königlichen

*) Auch jetzt noch blühen Zweige des welfischen Hauses, sitzen auf den Thronen von England und Hannover, und geben dem Herzogthum Braunschweig seine Fürsten. Welche Zweifel auch immer gegen die vielleicht zu weit hinauf geführte und in dem Dunkel beinahe zweier Jahrtausende sich verlierende Ableitung dieser erlauchten Familie möchten vorgebracht werden können, so ist es doch allgemein anerkannt, daß unter allen jetzt existirenden königlichen und fürstlichen Häusern das Braunschweigische unstreitig das allerälteste sey.

Zögling über die Alpen in Conrads Lager zu fliehen, ließ die Stadt rein ausplündern und alle Schätze des Bischofes fortführen. An dieser Fehde hatte zwar Herzog Ernst keinen thätigen Antheil genommen, aber auch nicht gethan, was seine Pflicht von ihm foderte, nicht gehindert, was er hätte hindern können, und offenbar in Geheim den Grafen Welf begünstiget, besonders da dessen Verbündeter, der Graf Werner von Kyburg, Ernsts vertrautester Freund und Rathgeber war. Zu einer förmlichen Empörung gegen seinen König und Stiefvater machte er indessen alle nur mögliche Vorbereitungen. Durch Verschenkung der vom König erhaltenen Güter der Abtei Kempten suchte er die Anzahl seiner Vasallen und Anhänger zu vermehren, knüpfte geheime Verbindungen mit Herzog Friedrich von Lotharingen an, und ließ sich in derselben Absicht auch mit Herzog Conrad dem Jüngern von Franken in Unterhandlungen ein. Dieser, an dessen Brust der Neid über seines Vetters Glück und Größe längst schon nagte, und der in dem sonderbaren Wahne, daß er, wenn des ältern Conrads Klugheit ihm nicht an dem Tage von Kamba die Krone entwunden, jetzt auf derselben Stufe von Herrlichkeit sich erblicken würde, daher seit jenem Tage bittern Groll in seinem Herzen nährte: dieser Conrad, dessen Persönlichkeit überdieß noch ganz unbedeutend war, reitzte nun den unbesonnenen Jüngling immer noch mehr gegen seinen Stiefvater, und ermunterte ihn, sein Recht auf Burgund mit den Waffen in der Hand geltend zu machen, und versprach, wie Friedrich von Lotharingen, ihm eben so thätige Theilnahme und nicht minder kräftige Unterstützung. Im vollen Vertrauen auf die ihm zugesicherte Hülfe zweier so mächtigen Herzoge, wie auch auf die Treue und große Anzahl seiner Vasallen, legte nun Herzog

Ernſt die Maske ab und pflanzte förmlich die Fahne der Empörung gegen Conrad auf. Zuerſt unternahm er mit ſeinen beiden Genoſſen, den Grafen Welf und Werner, einen feindlichen Zug nach dem Elſaß. Hier fiel er vorzüglich über den Grafen Hugo, einen Anverwandten Conrads, her. Von dem Biſchof Werinhar von Straßburg begünſtiget und in geheim unterſtützt, eroberte Ernſt mehrere Burgen des Grafen, war aber ſo klug, ſie nicht zu zerſtören, ſondern legte, um ſich den Rücken frei zu halten, Beſatzung in dieſelben. Mit zahlreichen Schaaren zog er hierauf gegen Burgund und fiel feindlich in dieſes Reich ein. Aber nun verſagte ihm das Glück ſeine fernere Gunſt. Statt der von Herzog Friedrich von Oberlotharingen verſprochenen Hülfsvölker, erhielt er Nachricht, der Herzog ſey plötzlich geſtorben, auf Unterſtützung von Seite Lotharingens dürfe er alſo nicht mehr rechnen. Der Tod des Herzogs lähmte nun auch alle Thätigkeit Conrads des Jüngern. Dieſer blieb daher ebenfalls ruhig, und endlich rückte jetzt auch noch ein burgundiſches Heer heran und trieb Ernſt und deſſen Schwaben größtentheils wieder aus dem Lande. Indeſſen gelang es dem Herzog dennoch, ſich in der Schweiz feſtzuſetzen. Er bemächtigte ſich der Stadt Zürich, vermehrte in der Eile ſo gut er vermochte, die Feſtungswerke der Stadt, und unterließ nun nicht, von da aus die ganze Gegend weit und breit umher zu brandſchatzen.

7. In der nicht ganz ungegründeten Hoffnung, daß Conrad zu ſehr in die italiäniſchen Angelegenheit verwickelt, noch ſo bald nicht in das Vaterland würde zurückkommen können, hatten Ernſt und ſeine Gefährten ihr gewagtes Spiel begonnen. Aber gegen alles Erwarten erſchien jetzt Conrad auf ein-

mal wieder in Deutschland. Als König war er über die Alpen gezogen, als Kaiser jetzt wieder aus Italien zurückgekehrt, und bald gab nun auch seine Gegenwart den Angelegenheiten Burgunds und des südlichen Deutschlands eine ganz andere Gestalt. Während Conrads Abwesenheit war der schon sehr betagte Herzog Heinrich von Bayern, Bruder der Gemahlin des Kaisers Heinrich II., endlich gestorben. Mit Zustimmung der Fürsten — denn wer hätte dem schon so mächtig gewordenen Herrn widersprechen mögen, gab der Kaiser das erledigte Herzogthum seinem zehn- oder eilfjährigen Sohne Heinrich, und übernahm bis zu dessen Volljährigkeit die Verwaltung des Landes*). Von Regensburg begab er sich nach Augsburg. Um über Herzog Ernst

*) Woran es Conrad, besonders in den ersten Jahren seiner Regierung ganz vorzüglich fehlte, war Geld. Er selbst, wie wir wissen, war von Haus aus arm, und durch die oft an Verschwendung grenzende Freigebigkeit der sächsischen Kaiser war die Anzahl der königlichen Krongüter, mithin auch deren Ertrag ungemein geschmälert worden. Diesem Mangel ward nun durch das große Herzogthum Bayern, das er jetzt an sein Haus brachte und unter seine unmittelbare Verwaltung nahm, ziemlich abgeholfen. Conrad zeigte auch sogleich, um was es ihm zu thun war, und was seine Vorgänger zu thun nur allzusehr versäumt hatten. Er ordnete nämlich eine genaue Untersuchung der Rechtstitel aller Besitzungen in Bayern an, um auf diese Weise auszumitteln, welche von den königlichen Gütern und Ländereien die Grafen, Markgrafen und andere Großen nach und nach unrechtmäßig an sich gebracht, und aus unmittelbaren Reichsgütern zu mittelbaren gemacht hätten. Die Ausscheidung überließ er der gerichtlichen Entscheidung nach dem baierischen Gesetz, und sehr bedeutend war nun der Gewinn, den der königliche Fiscus dabei hatte.

von Schwaben und die Grafen Welf und Werner und deren Anhänger, welche während seiner Abwesenheit den Landfrieden gebrochen und so großen Frevel begangen hatten, Gericht zu halten, ließ der Kaiser alle schwäbische Herren zu einem öffentlichen Tage nach Ulm einladen. Herzog Ernst trug kein Bedenken, dieser Einladung zu folgen. Aber er kam gleichsam mit den Waffen in der Hand, denn das ihn dahin begleitende zahlreiche Gefolge war einem kleinen Heere nicht unähnlich. Seine Absicht war nicht, bei dem Kaiser um Gnade zu flehen. Er wollte, wie Macht gegen Macht, mit Conrad unterhandeln und wenn seine, wie er wähnte, gerechten Foderungen ihm nicht bewilliget würden, seine Sache der Entscheidung der Waffen überlassen. In diesen Gesinnungen kam er nach Augsburg. Obgleich seiner Meinung nach von der Ergebenheit aller seiner Vasallen vollkommen überzeugt, wollte er doch, bevor er sich vor seinen Stiefvater stellte, die Treue derselben noch einmal prüfen. Die Bedeutendsten seiner Vasallen versammelte er demnach um sich her, erinnerte sie an die Tapferkeit ihrer Vorfahren und an die ihren Herzogen stets erwiesene treue Anhänglichkeit. Er ermahnte sie, als würdige Söhne solcher Väter sich zu erweisen, ihres ihm geleisteten Eides eingedenk zu seyn, und daher mit unerschütterlicher Standhaftigkeit sich jetzt zu ihm zu halten. Er verhieß ihnen glänzende Belohnungen, Ländereien, Güter, Würden und Ehren. Aber wie furchtbar ward der junge, unerfahrne Prinz aus den süßen Träumen aufgeschreckt, in denen er sich bisher so sorgenlos gewieget hatte. Zwei Grafen, Friedrich und Anselm, traten nämlich hervor, um im Namen aller Uebrigen ihrem Herzog zu antworten. „Wir wollen", sagten sie, nicht leugnen, „daß wir Euch Treue gelobet gegen Jedermann, nur

„nicht gegen den, der uns Euch gegeben hat. „Wären wir unsers Königes und Kaisers leibeigene „Leute gewesen, und er hätte uns in dieser Eigen„schaft an Euch überlassen, so müßten wir jetzt „freilich gegen Jedermann, und wohin Ihr nur „immer wollet, Euch folgen. Nun aber, da wir „Freie sind, und in unserm König und Kaiser „den mächtigen Beschützer unserer Rechte erblicken, so „würden wir, wenn wir diesen verließen, uns selbst „unserer Freiheit verlustig erklären, die doch jedem „rechtlichen Mann theurer als sein Leben seyn muß. „Da dieß unser wahres Verhältniß ist, so versprechen „wir in Allem, was gerecht und billig ist, Euch „zu gehorchen. Verlanget Ihr aber etwas von uns, „das unsere Pflicht uns zu thun nicht gestattet, so „werden wir frei zu dem zurückkehren, der uns „nur bedingungsweise an Euch angewiesen hat.“ Mit Ausnahme einiger wenigen stimmten alle Uebrigen der Rede Anselms und Friedrichs bei *).

*) Conrad, wie man sieht, erndtete jetzt schon die Früchte seiner im ersten Jahre seiner Regierung zum Besten der niedern Vasallen erlassenen Verordnung. Aber ein sehr willkommenes Licht verbreitet auch die Rede der beiden schwäbischen Grafen über das damalige Verhältniß der Untervasallen, sowohl zu ihrem Dienstherren, wie auch zum Reiche und dessen Oberhaupte, dem Könige. Aus diesem Grunde wollen wir diese höchst merkwürdige Stelle aus Wippo wörtlich hier unsern Lesern mittheilen. Talia dicenti (nämlich dem Herzog Ernst) duo comites, Fridericus et Anselmus pro caeteris respondebant hoc modo: „Nolumus inficiari, quin vobis fidem fiirmiter promitteremus contra omnes, praeter *eum* qui nos vobis dedit; si servi essemus Regis et Imperatoris nostri, et ab eo juri vestro mancipati, non nobis liceret a vobis separari. Nunc vero cum liberi simus, et libertatis nostrae summum defensorem interea Regem et Imperatorem no-

8. Jetzt fiel Conrads Stiefsohne die Binde von den Augen. Er sah den Abgrund, den er selbst gegraben und an dessen Rand er bisher getaumelt. Von den Seinigen verlassen, blieb ihm nun nichts übrig als unbedingte Unterwerfung. Ernst ging also zu dem Kaiser, flehete um Verzeihung und ergab sich demselben auf Gnade oder Ungnade. Dieser Schritt versöhnte schon einigermaßen wieder den Kaiser. Den Sohn seiner geliebten Gemahlin völlig zu verderben, davon war Conrad weit entfernt, nur auf einige Zeit demüthigen wollte er den bis jetzt so widerspenstigen Prinzen, ließ ihn daher einstweilen gefangen nach dem Bergschloß Gibichenstein in Thüringen abführen. Ernsts Beispiele folgten nun auch alle übrigen Ruhestörer, unterwarfen sich unbedingt dem Kaiser und erwarteten von der Gnade desselben ihr ferneres Schicksal. Welf ward verurtheilt, dem Bischofe von Augsburg allen ihm zugefügten Schaden zu ersetzen und dann auf unbestimmte, von der Willkühr des Kaisers abhängende Zeit in die Verbannung zu gehen. Aehnliche Strafen, als: Schadenersatz, Gefängniß, zeitweilige Verbannung wurden auch über Welfs Verbündete und Helfershelfer verhängt. Der tapfere und unbändige Graf Werner von Kyburg war jetzt der einzige, der sich durchaus nicht hatte unterwerfen wollen und auf seinem festen Schloß Kyburg, wohin er, als Herzog Ernst das Spiel verloren gegeben, sogleich

---

strum habeamus, ubi illum deserimus, libertatem amittimus, quam nemo bonus, ut ait quidam, nisi cum vita simul amittit. Quod cum ita sit, quicquid justi ac honesti a nobis exquiritis, in hoc parere volumus vobis; si autem contra hoc vultis, illuc revertemus liberaliter, unde ad vos venimus *conditionaliter*" (*Wip.* p. 474.).

geeilt war, noch immer fortfuhr, dem Zorn des Kaisers zu trotzen. Aber Conrad folgte ihm beinahe auf dem Fuß, Kyburg ward belagert. Werner leistete verzweifelten Widerstand. Die Belagerung dauerte drei Monate, und erst nachdem Werner, als er aus Mangel an Lebensmitteln sich nicht mehr länger halten konnte, verkleidet bei nächtlicher Weile aus der Burg entwichen war, ergab sich diese an den Kaiser. Kyburgs Festungswerke wurden auf Conrads Befehl geschleift, auch alle übrigen Ländereien und Güter des entflohenen Grafen zum Vortheile des königlichen Fiscus eingezogen. Nach Verbannung der aufrührischen Grafen, und der endlichen Eroberung der festen Kyburg war Schwaben völlig beruhiget, und Conrads erster Gedanke war nun wieder Burgund. Mit einem Theile seines Heeres zog er demnach jetzt zum zweitenmale nach Basel. Der Kaiserin Gisella Klugheit hatte schon, bevor Conrad über die Alpen zog, einen Vergleich zwischen ihrem Gemahl und ihrem Oheim, dem König Rudolph III. eingeleitet. Das Friedenswerk ging raschen Schrittes. Conrad war kaum in Italien, als schon burgundische Gesandten zu ihm nach Ivrea kamen. Bald darauf kam Rudolph selbst zu Conrad nach Italien, blieb einige Wochen bei ihm, und begleitete ihn dann sogar nach Rom, wo er und König Cnut, dessen Haupt eine dreifache Krone schmückte, durch ihre Gegenwart die Feierlichkeit der Kaiserkrönung nicht wenig verherrlichten. Wahrscheinlich war demnach alles, was jetzt geschehen sollte, damals schon mündlich verabredet worden. Auf Burgunds deutscher Grenze kam also König Rudolph dem Kaiser entgegen. In einem Dorfe bei Basel trafen Conrad, Gisella und Rudolph zusammen; und nachdem sie hier ihre beiderseitigen Angelegenheiten noch einmal besprochen hatten, führte Conrad

Rudolphen nach Basel, wo nun gleich in den ersten Tagen ein Vertrag abgeschlossen und die Anwartschaft auf Burgund dem Kaiser Conrad auf die nämliche Weise, wie seinem Vorfahrer Heinrich dem Zweiten, zugesichert ward. Auch blieb Conrad, gleichsam zum Unterpfand der getroffenen Uebereinkunft, im Besitze von Basel und eines Striches der östlichen Grenze.

9. Nachdem diese für den Kaiser wie für ganz Deutschland und selbst für Burgund so wichtige Angelegenheit auf eine Conrads Wünschen vollkommen entsprechende Weise geordnet war, ging er mit zahlreichem Gefolge den Rhein hinunter. Aber nun kam auch die Reihe an Jene, welche an Herzog Ernsts Empörung zwar keinen thätigen Antheil genommen, jedoch dieselbe in Geheim begünstiget und auf alle Weise zu fördern gesucht hatten; auch diesen sollte jetzt Züchtigung werden. Der erste und mächtigste davon war des Kaisers Vetter, der Herzog Conrad der Jüngere von Franken. Dieser, der jetzt nach dem Tode seines Schwiegervaters, des Herzogs Friederich von Oberlotharingen, keinen Anhaltspunkt mehr hatte, blos auf seine eigenen Kräfte beschränkt war, glaubte dem Ausbruch des ihm drohenden Ungewitters dadurch zuvorzukommen, daß er dem Kaiser entgegen ging und durch die größten Beweise von Ehrfurcht ihm seine Unterwürfigkeit bezeugte. Conrad nahm ihn wohlwollend auf, verwieß ihm aber in strengen Ausdrücken seine bisherigen tückischen geheimen Umtriebe, ließ ihn auch nicht wieder in sein Herzogthum zurückkehren, sondern hielt ihn in einer Art freier und ehrenvoller Haft. Bald darauf setzte er ihn wieder in alle seine Würden und Ehren ein, gab ihm jedoch sein Herzothum nicht wieder zurück. Dieses nahm

er unter eigene Verwaltung, ertheilte aber dafür einige Zeit nachher seinem Vetter das Herzogthum Kärnthen. Die beiden andern, die noch dem Kaiser Rede stehen mußten, waren der Bischof Werinhar von Straßburg und der junge Gebhard, Conrads eigener Bruder. Den Letztern konnte seine Jugend entschuldigen. Aber gerade die allzu große Reizbarkeit des feurigen Jünglings hätten Unzufriedene in der Folge noch zu andern gefährlichen Zwecken mißbrauchen können. Um dem zuvorzukommen, zwang ihn Conrad, auf einem in diesem Jahre noch zu Frankfurt gehaltenen Concilium, den Waffen zu entsagen und in den geistlichen Stand zu treten. Was den Werinhar von Straßburg betrifft, so wollte in ihm zwar Conrad die bischöfliche Würde ehren, jedoch auch den unruhigen stolzen Mann aus seinem Reiche entfernen. Unter dem Vorwande einer Gesandtschaft ward er nach Constantinopel geschickt, wo er bis zu seinem Tode blieb. Es ward gesagt, der griechische Kaiser habe, auf Conrads Begehren, den Bischof festgehalten und ihn nie mehr abreisen zu lassen im Sinne gehabt.

10. Beinahe drei Jahre blieb Herzog Ernst in der Gefangenschaft auf Gibichenstein. Während dieser Zeit ward zwar ein Vertrag entworfen, dem zu Folge der Herzog das babenbergische Erbgut Weissenburg mit allen Dienstleuten an den Kaiser abtreten und dafür die Anwartschaft auf das Herzogthum Bayern erhalten sollte. Dieß war jedoch ein bloßer Entwurf und der Vertrag kam nie zur Ausführung. Wie hätte auch der so kluge Kaiser einem Prinzen, der von seiner Treue und Anhänglichkeit an ihn bisher noch keine Proben gegeben, den selbst seine Gefangenschaft nur noch mehr erbittert haben konnte, ein seiner innern Kräfte

wie ſeiner geographiſchen Lage wegen in Beziehung auf Italien und das ganze ſüdliche Deutſchland ſo ungemein wichtiges Herzogthum anvertrauen mögen! Aber eben ſo wenig wollte auch Conrad ſeinen Stiefſohn zum Nachbar des burgundiſchen Reiches haben. Ernſt blieb alſo noch Gefangener bis in das Jahr ein tauſend und dreiſig. Auf Bitten ſeiner Gemahlin entſchloß ſich jetzt Conrad, ſeinen Stiefſohn in Freiheit zu ſetzen. Er berief ihn nach Ingelheim, wo er in dieſem Jahre das Oſterfeſt feierte. Auf einem öffentlichen Tage wollte hier der Kaiſer den jungen Herzog nicht nur in alle ſeine Würden und Ehren wieder einſetzen, ſondern auch das Herzogthum Schwaben ihm wieder zurückgeben. Aber in den Augen Conrads war Graf Werner von Kyburg ein Mann, der, ſo lange er in Freiheit wäre, jede Gelegenheit ergreifen würde, den jungen Herzog wieder irre zu führen und die Ruhe Deutſchlands auf das neue zu ſtören. Zur unerläßlichen Bedingung ſeiner Wiedereinſetzung machte es alſo Conrad dem Herzog, daß er durch einen feierlichen Eid ſich verbindlich machen müße, den Grafen von Kyburg als einen Reichsfeind überall zu verfolgen, und wenn er deſſelben mächtig geworden wäre, ihn dem Kaiſer auszuliefern. Leider kannte Conrad nicht das im Grunde ſo edle, für ächte Freundſchaft ſympathetiſch ſchlagende Herz ſeines Stiefſohns. Den Freund, der bisher in jeder Noth und Gefahr ſo treu zu ihm gehalten, ihn nie verlaſſen, jedes, ſelbſt das ſchwerſte Opfer ihm gebracht, jetzt von ſich zu ſtoßen, ja ſogar deſſen unverſöhnlichſtem Feinde zu überliefern, mithin offenbar zum Verräther an ihm zu werden, dieß ſchien dem jungen hochherzigen Fürſten eine, ihn in den Augen der Nachwelt ewig brandmarkende Schändlichkeit. Lieber wollte er auf alles, auf ſein Herzogthum, ſeine

Familiengüter, auf die Gnade des Kaisers, ja selbst auf die Liebe seiner Mutter verzichten, als an seinem durch Feuerprobe bewährten Jugendfreund einen solchen Treubruch begehen; und da Conrad von seiner harten Foderung durchaus nicht abstehen wollte, so machte Ernst allen fernern Unterhandlungen dadurch ein Ende, daß er plözlich aus Ingelheim entfloh. Aber nun entflammte auch der Kaiser in heftigem Zorn. Durch die in Ingelheim versammelten Fürsten ließ er den flüchtigen Prinzen in die Reichsacht erklären, entsetzte ihn für immer seines Herzogthums, zog dessen sämmtliche Erbgüter ein und foderte noch überdieß von den Bischöfen, daß sie den Unglücklichen mit dem Banne der Kirche belegen sollten. Anfänglich weigerten sich die Bischöfe, sich dem Verlangen des Kaisers zu fügen, aber blos weil sie befürchteten, das mütterliche Herz der Kaiserin zu schmerzhaft zu verwunden und dadurch sich in der Zukunft die Ahndungen dieser bekanntlich auf ihren Gemahl mächtig einwirkenden Fürstin zuzuziehen. Wirklich hatte jetzt Gisella eine harte und schwere Prüfung zu bestehen. Zwischen ihren Gemahl und ihren Sohn gestellt, und nirgends einen Ausweg oder ein Rettungsmittel findend, folgte sie mit einer über alle weibliche Schwäche erhabenen Festigkeit dem Rufe höherer Pflicht, hielt sich zu ihrem Gemahl und wandte sich von dem unglücklichen, verirrten Sohne hinweg. In einer Versammlung der Fürsten und Bischöfe erklärte Gisella öffentlich, daß sie ihrem ungerathenen Sohne von nun an entsage, daher auch nie ahnden werde, was jetzt nur immer über denselben beschlossen werden möchte. Durch diese Erklärung verschwanden alle Bedenklichkeiten der Bischöfe, und nun sprachen sie — obgleich nicht sehr ehrenvoll für sie selbst — über den bedauernswerthen königlichen Jüngling den Fluch der Kirche

aus. Das Herzogthum Schwaben gab der Kaiser dem Hermann, ebenfalls Gisella's Sohne aus deren erster Ehe, und ernannte bis zu dessen Volljährigkeit den Bischof Warman von Constanz zum Verweser des Herzogthums*).

*) Zum Segnen und nicht zum Fluchen sind Bischöfe berufen. Herzog Ernst hatte kein canonisches, den Fluch der Kirche nach sich ziehendes Verbrechen begangen. Zu Folge seiner Geburt hatte Ernst unstreitig auf Burgund gegründetere Ansprüche als Conrad, und wenn er diese auch jetzt noch nicht gleich geltend machen konnte, so blieben sie doch ihm oder seinen Nachkommen, nach Erlöschung der männlichen Linie des Hauses Blois, immer noch vorbehalten; da sie im Gegentheil, wenn jetzt Conrad sich des Königreiches bemächtigte, für immer und auf ewige Zeiten wären erloschen gewesen. Um seine auf Burgund unbestreitbare Rechte sich und seiner Nachkommenschaft zu wahren, griff also Ernst zu den Waffen, und der darüber entstandene Streit zwischen dem Sohne und seinem Stiefvater berührte auch nicht von weitem die Kirche. Weder Ludwigs des Frommen Söhne, die, als der Vater die schon feierlichst zugetheilten Länder ihnen wieder entreissen wollte, zu den Waffen griffen, noch auch Luitpold, Otto's des Großen ältester Sohn, wurden aus der Kirche ausgestoßen und mit deren Fluch belegt; und doch waren ihre Beschwerden ungleich weniger gerecht als jene des Herzogs Ernst. Andere ähnliche Beispiele hat die Geschichte in Menge nachzuweisen. Unmöglich konnte es den Bischöfen entgehen, daß Conrad, als er die schreckliche, unchristliche Foderung an sie stellte, blos von leidenschaftlichem Zorne sich hinreissen ließ, daher weder der Stimme der Vernunft und Gerechtigkeit, und noch viel weniger jener der Religion und seines Gewissens folgte. Ihnen hätte es also geziemt, mit der ihrem hohen apostolischen Amte eigenen Würde dem zürnenden und in seinem Zorne frevelnden Monarchen entgegen zu treten, ihn eines Bessern zu belehren, väterlich zu ermahnen, ja selbst ihn zu bitten, aber

nie zu knechtischen Werkzeugen seiner Leidenschaftlichkeit sich herabzuwürdigen. Furcht, Ansehen der Person, kleinliche politische Rücksichten können und dürfen bei Bischöfen nie in Anschlag gebracht werden, sobald sie in Geschäften ihres heiligen Amtes zu sprechen sich berufen fühlen. „Suchte ich den Menschen zu gefallen," sagt der heilige Paulus, „so wäre ich ja nicht Christi Knecht." Sagt nun dieses der große Heidenapostel selbst, so müssen auch alle Nachfolger desselben im heiligen Apostolat nicht nur dasselbe sagen, sondern, wenn Gelegenheit sich darbietet, es auch in Kraft und That bewähren.

11. Herzog Ernst hatte indessen seinen Freund Werner aufgesucht, ihn auch bald gefunden. Mit diesem und einer kleinen Schaar ihm treu gebliebener Leute ging er zu seinem Vetter, dem Grafen Eudes von Champagne. Er hoffte von demselben, weil ebenfalls von dem Kaiser seines Rechts auf die burgundische Erbschaft beraubt, Hülfe und kräftigen Beistand. Aber Eudes war weit entfernt, Ernsts Erbrecht auf Burgund anzuerkennen, im Gegentheil bereitete er sich vor, seine eigenen Ansprüche auf das ganze burgundische Reich, sobald Rudolph III. todt seyn würde, mit den Waffen in der Hand geltend zu machen. Bei dem Grafen Eudes fand also Ernst nichts weniger als eine willkommene Aufnahme, und abermals in seiner Hoffnung getäuscht, zog er, nach kurzem Aufenthalt bei seinem Vetter, wieder von dannen. Aber von den Reichsfürsten geächtet, von einem mächtigen Kaiser verfolgt, von seiner eigenen Mutter verlassen, und endlich auch gar noch von der Kirche ausgestoßen, wohin sollte der unglückliche, von dem Schicksal so tief gebeugte junge Fürst sich wenden. Aber selbst in dieser völligen Verlassenheit brach ihm noch nicht der Muth. Da er jetzt vernahm, Conrad sey mit

einem Heere nach Ungarn gezogen, kehrte er wieder nach Deutschland zurück. In den unzugänglichen Wildnissen und Schluchten des Schwarzwalds schlug er mit der kleinen ihn umgebenden treuen Schaar sein Lager auf. Vielleicht, hoffte er, würde es ihm gelingen, während Conrads Abwesenheit Schwabens Bewohner, die ihn schon in der Wiege als ihren Herzog begrüßt hatten, zu seinem Vortheil zu erregen, und getragen von der Liebe des Volkes, sich seines Herzogthums wieder zu bemächtigen. Indessen war er jedoch einstweilen für die Fristung seines Lebens blos auf sein Schwert angewiesen, und so waren nun Raub und Jagd die einzigen Quellen seiner Existenz. Zu seiner und der Seinigen größern Sicherheit bemächtigte er sich endlich der auf einem steilen Felsen gelegenen, und daher jedem feindlichen Angriff trotzenden Burg Falkenstein. Um für sich und die Seinigen Nahrung und für seine Pferde Futter herbeizuschaffen, mußte Ernst nach und nach seine Streifzüge immer weiter und weiter ausdehnen. Nun ließ der Bischof von Constanz, als Verweser des Herzogthums, gegen Ernst und Werner ein allgemeines Aufgebot im Lande ergehen. Dem Grafen Mangold, welcher ein bedeutendes Lehen von der Abtei Reichenau hatte, gab der Bischof den Auftrag, den Streifzügen der Falkensteiner Einhalt zu thun, daher die Burg immer enger und enger einzuschließen. Bald stellte sich nun auf derselben Mangel an Lebensmitteln ein. Dieser ward mit jedem Tage drückender, und endlich stand blos zwischen Hungertod oder Tod durch das feindliche Schwert dem Ernst und seinen Getreuen die Wahl noch offen. Einstimmig wählten sie alle das Letztere. Gleich frühe am Morgen des andern Tages ließ demnach Ernst alle seine Leute aufsitzen, fest entschlossen, entweder die feindlichen

Reihen zu durchbrechen oder fechtend zu sterben. Sobald Ernst mit seinen Reisigen aus dem Wald hervorbrach, erblickte er auch schon Mangold und dessen zahlreiche Schaaren. Ohne sich lange zu bedenken, stürzten sich sogleich Ernst und Werner mit ihren Getreuen auf den ihnen an Zahl weit überlegenen Feind. Gräßlich und blutig war der Kampf. Furchtbar wüthete das Schwert der beiden Freunde unter Mangolds feindlichen Haufen. Weder Ernst noch Werner begehrten Schonung, schonten aber auch keines Andern. Beide betrachteten sich als Eingeweihte des Todes, fochten daher mit dem Muthe der Verzweifelung, eben so auch die ganze Schaar ihrer Getreuen. Lange dauerte demnach der hartnäckige, mörderische Kampf, bis endlich Ernst, mit Wunden bedeckt, todt von seinem Pferde stürzte. Neben ihm auf der Erde lag schon entseelt sein Freund Werner, also jetzt auch im Tode wie im Leben mit ihm vereint. Die wenigen noch übrigen folgten dem Beispiel ihrer Anführer, und das Gefecht endigte erst, als der letzte Mann todt auf der Erde hingestreckt lag. Theuer, sehr theuer hatte der Bischof von Constanz diesen Sieg erkauft, denn auch sein Graf Mangold nebst dem bei weitem größten Theile seiner Leute waren in dem Treffen geblieben *). Dieß war das traurige Ende Herzogs Ernst II. von Schwaben, aus dem babenbergisch-östreichischen Geschlecht. Es war eine schöne, edle, für alle sanften Empfindungen ungemein empfängliche Seele. Sein Unglück war blos, daß er zu einer Zeit, wo sein Geist seinem Herzen wie seinen Leidenschaften noch nicht zu gebieten im Stande war, von dem Strom der Zeitereignisse mächtig ergriffen und bald

*) Die Schlacht ward geliefert an einem der letzten Tage des Augusts im Jahre 1030.

so gewaltsam fortgerissen ward, daß er keines der beiderseitigen Ufer mehr zu erreichen vermochte, besonders da weder Conrad eine väterliche, noch Gisella eine mütterliche Hand zu seiner Rettung ihm entgegen strecken wollten. Aber aus welchem Gesichtspunkte man auch dieses traurige Ereigniß betrachten mag, so bleibt es doch ewig wahr, daß Conrads allzu hartes Betragen gegen seinen Stiefsohn wo nicht ein Flecken, doch gewiß auch kein Lichtpunkt in der Lebensgeschichte dieses Kaisers ist*). Der Bann der Kirche, den die Bischöfe über Herzog Ernst ausgesprochen, ward nach dem Tode desselben wieder aufgehoben, und seine Leiche in der Kirche zu der allerheiligsten Jungfrau in Constanz beigesetzt. Das traurige Ende des unglücklichen jungen Fürsten, so wie dessen Heldenmuth und edler, treuer Sinn erregten die allgemeine Theilnahme von ganz Deutschland. Lange Zeit feierten die Deutschen in rührenden Volksgesängen den schönen Bund der Freundschaft zwischen Ernst, Werner und deren Genossen, und die elegischen Töne verschiedener dieser Volkslieder klangen durch volle acht Jahrhunderte hindurch selbst noch auf unsere Zeiten herab.

---

*) Conrad soll, als man ihm die Nachricht von Ernsts Tode brachte, ganz kalt, und ohne daß man das mindeste Zeichen von Rührung an ihm bemerkt hätte, gesagt haben: „Wüthende Hunde werden selten ihr Geschlecht fortpflanzen.“ Wie arm, ja wie blutarm ist der Mensch, er sey König oder Kaiser, der, als Gott seinen Menschen die herrliche, süße Gabe der Thränen schenkte, bei der Austheilung derselben so ganz leer ausging, daß er dem Andenken eines, obgleich verirrten, doch wahrhaft edeln, höchst unglücklichen Jünglings, der noch dazu der Sohn seiner Gemahlin war, auch nicht einmal eine einzige Thräne zu schenken vermochte.

12. Durch den Tod des Herzoges Ernst war jedoch der Kampf um Burgund noch lange nicht geendiget. Indessen ruhete er doch einige Zeit. Als aber zwei Jahre nachher der hochbetagte König Rudolph gegen das Ende des Jahres 1032 starb, trat der mächtige Graf Eudes sogleich als Competent der Krone von Burgund auf. Zwar hatte der sterbende Rudolph sämmtliche Reichsinsignien nach Sachsen dem Kaiser geschickt, aber dieser war gerade in einen Krieg gegen die liutipischen Slaven verflochten, konnte also nicht so schnell als er wünschte, sich den Burgundern zeigen. Graf Eudes, schon zum Kriege vorbereitet, wußte diese Zeit zu seinem Vortheile zu benutzen. Mit großer Heeresmacht drang er in Burgund ein, bemächtigte sich der beiden sehr festen Städte Murten und Neuenburg, in die er, um sich die Communication mit Frankreich und seinen Erbländern offen zu halten, sehr starke Besatzungen legte, und besetzte überdieß noch eine Menge anderer Städte und Burgen, theils durch deren freiwillige Unterwerfung, theils auch durch die Gewalt seiner Waffen. Aber nun ordnete auch, so gut er konnte, Conrad die slavischen Angelegenheiten, eilte aus Sachsen und befand sich schon im Monate Dezember in Straßburg. Mitten im Winter zog er hier mit gewohnter rastloser Thätigkeit ein Heer zusammen, brach mit demselben sogleich auf und drang über Basel und Solothurn in Burgund ein. Nach Peterlingen, einer südlich von Solothurn gelegenen, nicht sehr weit davon entfernten Stadt wurden sämmtliche burgundische Stände zur Huldigung vorberufen. Unverzüglich eilten aus den von Eudes noch nicht besetzten Gegenden alle burgundischen Großen herbei. Um ihre sogenannten Rechte zu wahren, traten sie zu einer Königswahl zusammen. Natürlicher Weise ward Conrad

einstimmig gewählt, ihm von Allen gehuldiget und er hierauf sogleich gekrönt. Aber nur zu schnell wollte Conrad jetzt den Krieg wegen Burgund, gleichsam mit einem Schlage endigen. Bisher in allen seinen Unternehmungen stets von dem glücklichsten Erfolge gekrönt, glaubte er, daß ihm auch das Unmögliche gelingen müsse, und so fiel er nun auf den unbegreiflich tollen Gedanken, zwei ungemein stark befestigte, von zahlreichen Besatzungen vertheidigte Städte mitten im Winter und bei einer in diesem Jahre ganz ungewöhnlich strengen Kälte zu belagern. Wer Thorheit aussäet, wird stets Schaden einerndten. Dieß war auch hier der Fall. Vor Kälte erstarrt fielen Menschen und Pferde haufenweise nieder. Ein großer Theil des Heeres ging zu Grunde, und der Kaiser sah sich gezwungen, wollte er sein ganzes Heer nicht verderben, mit den Trümmern desselben nach Zürich zurückzugehen. Hier fand sich jetzt auch des verstorbenen Rudolphs königliche Wittwe ein. Noch mehrere andere Großen, die bisher Eudes zurückgehalten hatte, kamen, und zwar nicht ohne Gefahr für ihre Person, ebenfalls nach Zürich, erkannten Conrad für ihren König und leisteten ihm den gewöhnlichen Huldigungseid. Der Kaiser kehrte hierauf nach Straßburg zurück, wo er die zum Kriegführen günstige Jahrszeit abwartete, und indessen sein nicht wenig geschwächtes Heer durch ein neues Aufgebot wieder verstärkte.

13. Aber die in dem letzten Feldzuge von Conrad begangenen Fehler hatten ihm zur Lehre und Warnung gedient. Die Natur des so beschwerlichen, stets viel Zeit und Menschen kostenden, und doch dabei so manchem Wechsel unterworfenen Gebirgskrieges hatte jetzt der Kaiser kennen gelernt.

Weit entfernt also, auch in diesem wie in dem vorigen Jahre den Feldzug in Hochburgund zu eröffnen, beschloß Conrad auf eine weit weniger beschwerliche Weise, nämlich durch eine ganz unerwartete, dabei beinahe ganz gefahrlose Diversion im Rücken des Eudes, denselben zur schleunigen Räumung Burgunds zu zwingen. Gleich in den ersten Tagen des Frühjahres brach demnach der Kaiser mit dem Heere von Straßburg auf, zog in angestrengten Märschen durch Lotharingen und fiel in Champagne ein. Nirgends fand das deutsche Heer bedeutenden Widerstand. Aber wohin es kam, loderten Städte, Burgen und Dörfer in Flammen auf. Ueberall ward alles mit Feuer und Schwert verheert. Sobald Eudes die ganz unerwartete Kunde von einem feindlichen Einfall wie von den Greueln erhielt, die die Deutschen überall ausübten, eilte er so schnell er konnte, in seine Erblande zurück, begab sich zu dem Kaiser in dessen Lager, erschien vor demselben in der Gestalt eines überwundenen, um Frieden bittenden Fürsten, versprach Burgund unverzüglich zu räumen und allen Ansprüchen auf dasselbe zu entsagen. Dieses Versprechen bekräftigte Eudes mit einem Eide, worauf Conrad, nachdem er sich Geißeln von dem Grafen hatte stellen lassen, mit seinem Heere wieder über den Rhein zurückging. Aber Eudes hielt nicht sein Versprechen, war wahrscheinlich schon, als er es machte, nicht gesonnen es zu halten, und das Jahr Ein tausend und drei und dreißig ging vorüber, ohne daß auch nur eine einzige, von Eudes besetzte Stadt wäre geräumt worden. Man kann sich vorstellen, in welchen wüthenden Zorn der ohnehin so heftige Kaiser über die Untreue des Grafen gerieth. Nicht nur in Deutschland, auch in Italien ließ er ein allgemeines Aufgebot ergehen. Dem Befehl des mächtigen und

gefürchteten Kaisers ward überall gehorcht, und im Frühjahre Ein Tausend und vier und dreißig standen zwei Heere zum Einfall in Burgund bereit, das Eine am Rhein, das Andere jenseits der Alpen am Fuße des Gebirges. Das Erstere führte Conrad selbst und brach damit von der deutschen Seite in Burgund ein. Das Andere, unter der Anführung des Erzbischofes Heribert von Mailand und des tapfern Grafen Bonifacius, zog das Thal von Aosta herauf und überstieg glücklich den mit ewigem Eis und Schnee bedeckten St. Bernard. An der Rhone stießen beide Heere zusammen. Einer so furchtbaren Macht wagte niemand zu widerstehen. Städte, Burgen und Schlösser wetteiferten mit einander in der Bereitwilligkeit, ihre Thore dem Herrn der Welt zu öffnen. Eudes und seine Anhänger, wie seine Besatzungen entflohen, und alle großen und kleinen Vasallen Burgunds eilten herbei, um sich dem mächtigen Sieger zu unterwerfen. Jetzt ließ sich Conrad noch einmal zum König wählen, und empfing auf dem Throne und mit allen königlichen Insignien geschmückt, zum zweitenmale die Huldigung Burgunds.

14. Das im Jahre 879 von Herzog Boso jenseits des Jura gegründete burgundische Königreich gehörte nun unwiderruflich zu dem deutschen Reiche, dessen Grenze sich jetzt von der Mündung der Rhone bis zum Ausfluß der Oder, und von der Ostsee bis an das mittelländische Meer erstreckte, und so Marseille zu einer deutschen Reichsstadt machte. Fürwahr ein ungeheurer, beim ersten Blick Furcht und Schrecken einflößender Riesenkörper, der jedoch leider nichts weniger als auf festen oder gar eisernen Füßen stand. Indessen hatte doch Burgunds Vereinigung eine Dauer von mehr als drei hundert Jahren. Wenn jedoch die

Erwerbung Burgunds, wie früher Italiens, ungleich mehr Ruhm und Glanz als ächten Gewinn für Deutschland brachte, so liegt der Grund offenbar in Deutschlands eigener Verfassung, und noch mehr in dem durchaus fehlerhaften System, das man rücksichtlich der beiden Reiche, die man immer fortfuhr als Nebenländer zu betrachten, ununterbrochen befolgte. Von einem, wenn auch nur schwachen Einigungsbande, welches alle drei Völker zu einem, in der begeisternden Idee Carls des Großen liegenden, allgemeinen christlich-römischen Kaiserreich hätte vereinigen können, hatte man auch nicht von weitem mehr einen Begriff. Die großen Reichstage, auf welchen nicht nur die Fürsten Deutschlands, sondern auch Italiens und Burgunds die höhern und allgemeinen Interessen des Gesammtreichs hätten besprechen und daher immer mehr sich einander nähern können, waren leider eingegangen und die an ihre Stelle getretenen, gewöhnlich blos mit den Localangelegenheiten einer Provinz sich beschäftigenden Hof- oder Fürstentage waren vielleicht eher geeignet, selbst die Völker deutscher Zunge immer noch mehr auseinander zu halten. Die Deutschen erblickten in Burgund und Italien nur bloße, durch ihr Schwert eroberte Nebenländer. Sie zeigten sich ihnen nie anders als in der Gestalt übermüthiger Ueberwinder. Natürlicher Weise mußte dieß das Nationalgefühl dieser Völker tief verletzen. Ihr Verhältniß zu Deutschland betrachteten sie daher stets als eine bloße, auf List und roher Waffengewalt beruhende Zwangsanstalt, wovon aber auch nur leidenschaftlicher Haß und immer tiefer wurzelnder National-Antagonismus die traurigen Folgen seyn konnten. Daß Burgund gegen vier hundert Jahre, obgleich in immer lockerer werdendem Verband bei Deutschland blieb, darüber muß man sich mehr

wundern, als wenn dieser Verband sich weit früher schon aufgelößt hätte. Welche unbegreifliche Mißgriffe, und zwar zu ihrem eigenen Verderben, sich die deutschen Kaiser, besonders aus dem folgenden schwäbischen Hause, in Italien zu Schulden kommen ließen, und wovon der, durch unverantwortliche Uebergriffe der weltlichen Macht in das kirchliche Gebiet, entstandene Conflikt mit dem römischen Stuhle gewiß nicht der unbedeutendste und gefahrloseste war, dieß wird uns in der Folge immer anschaulicher werden. Selbst in Conrads des Zweiten kräftiger Natur lag es bloß, alles Widerstrebende zu zerstören, niederzureißen und mit Gewalt unter den Füßen zu halten, aber nicht durch Mäßigung und Friedensliebe das Getrennte zu einigen, in heiliger Liebe das Gute und Bessere aufzubauen. Diesen nur zum Verderben führenden Pfad schlugen auch seine Nachfolger ein, und der Hohenstaufe, Friedrich I., vergeudete sogar fruchtlos alle seine Kräfte und den größten Theil seines Lebens, um das zu zerstören, was er gerade, und zwar zur Befestigung seines eigenen italiänischen Thrones, hätte pflegen, befördern und zu seinem Vortheil lenken sollen*). So mußte ganz begreiflicher Weise nachher, und besonders in unsern Zeiten, die ganz sonderbare Frage entstehen: Ob die Verbindung Italiens mit Deutschland dem letztern Reiche ersprieslich oder schädlich gewesen, ob sie ihm Gewinn oder Verderben gebracht habe? An und für sich betrachtet, und in ihren möglichen Folgen

*) Nämlich den, in jener Zeit in allen Städten Italiens erwachten Geist der Freiheit von dem drückenden Vasallenthum, und das allgemeine Verlangen und Streben nach einer selbstständigen, den Gebrauch ihrer industriellen Kräfte von allen Fesseln befreienden eigenen städtischen Verfassung.

tiefer aufgefaßt, war unstreitig die Vereinigung Italiens und des burgundischen Reiches mit Deutschland nicht nur für alle drei Reiche gleich wohlthätig und ersprieslich, sondern trug auch in sich den Keim einer noch ungleich größern, wohlthätigern, die ganze abendländische Christenheit umfassenden Entwickelung. Die schöne, erhabene, nur in dem weit über sein wie über alle folgende Jahrhunderte hervorragenden Geiste eines Carls des Großen zur völligen Reife gelangte Idee eines, alle abendländischen Völker in sich vereinigenden, ächt christlich-römischen Kaiserreichs, in welchem jedoch jedem Volke seine Autonomie geblieben wäre; diese schöne, unmittelbar aus dem Christenthum entsprossene Idee konnte durch die Verbindung jener Reiche, wo nicht ganz vollkommen, doch so weit als möglich ihrer Realisirung nahe gebracht, und bei dem jetzt so leicht immer mehr zu belebenden Verkehr der Völker, auch die Entwickelung aller Nationalanlagen und geistigen Kräfte derselben ungemein gefördert werden. Aber bei dem rohen Unverstand, mit dem die aus dem Erwerb Italiens entstandenen neuen Verhältnisse aufgefaßt, oder vielmehr gar nicht begriffen wurden, und dem daher rührenden durchaus falschen System, das man in Behandlung dieser leider sogenannten Nebenländer, was sie jedoch nie hätten seyn müßen, starrsinnig befolgte, mußte nothwendiger Weise das, was Segen bringen sollte, sich immer mehr in Fluch verwandeln, und Deutschland so lange Verderben bringen, bis endlich die deutschen Kaiser in Italien nichts mehr zu suchen und zu finden hatten, als eine längst verblichene glanzlose Krone und einen eben so leeren, völlig bedeutungslosen Titel. Kurz, wir wiederholen es abermal: Wo nichts als Thorheit gesäet worden, konnte auch nichts als Verderben geerndtet werden. Dieß als Antwort auf die obige Frage.

VI.

Kriege mit den Polen, Böhmen, den Liutizer Slaven und Ungarn.

1. Polen. Wir haben schon bemerkt, Conrads II. Aufgabe sey es gewesen, das zu vollenden, was seine Vorfahren begonnen, aber unvollendet ihm hinterlassen hatten. Dazu gehörte nun vorzüglich die völlige Unterwerfung Polens, Böhmens und noch einiger andern, gegen die Ostsee hin wohnenden slavischen Volksstämme. Als Conrad die Regierung antrat, herrschte noch in Polen der unternehmende, sein ganzes Leben hindurch stets vom Glücke begünstigte Herzog Boleslav. Mit Kaiser Heinrich II., wie man sich erinnern wird, hatte er viele Jahre Krieg geführt, anfänglich mit wechselndem, aber nachher mit so ununterbrochen glücklichem Erfolge, daß, als endlich im Jahre 1018 zu Budissin (Banzen) zwischen ihm und Heinrich der Friede zu Stande kam, er die Bedingnisse desselben vorschreiben konnte. Durch diesen Friedensschluß erhielt Boleslav, jedoch unter deutscher Oberhoheit, ganz Schlesien diesseits und jenseits der Oder, den größten Theil der Lausitz und nördlich derselben einen nicht minder bedeutenden Theil der heutigen Mark Brandenburg*). Sobald Boleslav von den Deutschen nichts mehr zu besorgen hatte, bezwang er alle östlich der Oder wohnenden slavischen Völker, trug endlich seine siegreichen Waffen nach Rußland, focht hier mit gleichem Erfolge gegen den russischen Großfürsten Jaroslav, und unterwarf sich endlich auch noch mehrere Länderstriche des heidnischen Preußens. So lange Kaiser Heinrich lebte, ward das gute Vernehmen zwischen den Deutschen und Polen nicht ge-

*) Man sehe Band 19. Abschn. 13. §. 17.

stört. Aber kaum war dieser Kaiser im Jahre 1024 gestorben, als auch Boleslav sich an den vor sechs Jahren zu Bauzen geschlossenen Friedensvertrag nicht mehr gebunden glaubte. Eigenmächtig legte er sich den königlichen Titel bei, setzte eine Königskrone sich auf das Haupt und entsagte schon eben dadurch Deutschland und dessen Oberhoheit über Polen. Zudem traf er nun Vorkehrungen, die offenbar einen neuen feindlichen Einfall in Deutschland bezweckten. Aber der Tod machte jetzt auf einmal allen seinen ehrgeizigen Entwürfen ein Ende. Boleslav starb im Anfange der zweiten Hälfte des Jahres 1025, und Conrad, von der Sorge eines polnischen Kriegs befreit, konnte nun ungetheilt seine ganze Aufmerksamkeit Burgund und Italien schenken*).

---

*) Boleslav war unstreitig ein sehr kühner und unternehmender, aber dabei auch nicht minder schlauer und listiger Herr. Seine Erfolge in dem Kriege gegen Kaiser Heinrich den Heiligen hatte er nicht sowohl seiner Tapferkeit oder einer höhern Kriegskunde, sondern vorzüglich seinen schlau angebrachten Bestechungen, mithin der Schlechtigkeit einiger sächsischer Fürsten und anderer Großen zu danken. Die Leser werden sich Dessen sehr wohl noch aus der Regierungsgeschichte Heinrichs des Zweiten im 19. Bande erinnern. Mit Recht rühmt man jedoch von Boleslav dessen warme Anhänglichkeit an das Christenthum. Auf allen seinen Feldzügen gegen die Deutschen, Russen, Wenden ꝛc. ließ er überall, wohin er kam und das Kreuz, das Zeichen der Erlösung, nicht aufgerichtet fand, dasselbe sogleich errichten. Auch seine Gerechtigkeitsliebe und ganz vorzügliche Sorgsamkeit für das Wohl seiner Unterthanen werden in den polnischen Jahrbüchern gerühmt. Gnesen war bisher der Sitz der polnischen Herzoge gewesen. Boleslav verlegte ihn nach Posen und bald darauf nach Krakau. Mit vieler Klug-

heit und noch größerm Glücke hatte er drei und dreißig Jahre über Polen geherrscht, nämlich von dem Jahre 992. bis zum Jahre 1025.

2. Boleslav hatte seine Länder unter seine zwei Söhne Miezislav*) und Otto getheilt. Aber der Erstere nahm das ganze Reich in Anspruch, und die Folge davon war ein blutiger, Polen ein paar Jahre lang zerrüttender Bürgerkrieg. Jetzt wäre der Zeitpunkt da gewesen, den Trotz der Polen zu brechen und sie wieder dem deutschen Reiche zu unterwerfen. Aber die Thronfolge in Burgund war damals dem König Conrad noch nicht gesichert und die Angelegenheiten Italiens riefen ihn schleunigst über die Alpen. Erst im Jahre Ein tausend und neun und zwanzig, als Conrad in Lotharingen, Schwaben, Burgund und Italien Alles unter seine Füße gebracht hatte, beschloß er auch die von dem verstorbenen Boleslav über Deutschland gebrachte Schmach an den Polen zu rächen. Was ihn noch mehr zu einem Zug nach Polen reizte, war, daß auch Miezislav, nachdem er seinen Bruder Otto aus Polen vertrieben hatte, eben so eigenmächtig wie sein Vater sich die königliche Würde beilegte, und Deutschlands Kaiser trotzend, dessen Oberhoheit über Polen nicht mehr anerkennen zu wollen schien. Zu Merseburg, wo Conrad in diesem Jahre das Pfingstfest gefeiert hatte, ward also der Krieg gegen die Polen beschlossen. Ein größtentheils aus Sachsen und Thüringern bestehendes Heer zog sich in der Gegend von Magdeburg zusammen, und mit diesem

*) Wippo und mit ihm mehrere neuere Geschichtschreiber nennen diesen Fürsten Miseco; Andere geben ihm den Namen Miesco, und wieder Andere heißen ihn Miezislav.

rückte Conrad gegen die Oder vor. Aber der Kaiser, was einem Feldherrn unverzeihlich ist, hatte nicht die mindeste Kenntniß von den Localitäten des Landes, in welchem er doch Krieg führen wollte. Eben so unkundige oder verrätherische Wegweiser führten ihn in unwegsame, größtentheils gar nicht angebaute Gegenden, in Wüsten, Wälder und Moräste. Ohne Terrain zu gewinnen, verloren die Deutschen beim Angriff sehr fester und gut vertheidigter Posten schon viele ihrer Leute. Oefters eintretender Mangel an Lebensmitteln, in Verbindung mit den vielen Mühseligkeiten, welche das Heer zu ertragen hatte, erzeugte Krankheiten, die ebenfalls manchen braven Krieger hinwegrafften. Mit seinem abgematteten und nicht wenig entmuthigten Heere ward endlich Conrad gezwungen, eine rückgängige Bewegung zu machen. Er zog gegen Bauzen, in der Hoffnung, durch Eroberung dieser Stadt den Feldzug nicht ganz ruhmlos schließen zu können. Aber Bauzen war wohl befestiget, und die durch ihre viele Jahre hindurch mit Deutschen, Russen und Wenden geführten Kriege wohl eingeübten Polen leisteten einen so tapfern Widerstand, daß Conrad, und zwar nicht ohne bedeutenden Verlust, auch vor Bauzen unverrichteter Dinge abziehen mußte und hierauf nach Sachsen zurückkehrte.

3. Man hätte erwarten müssen, daß Conrad die über ihn und sein Heer gekommene Schmach durch einen zweiten besser angelegten Feldzug zu tilgen suchen würde. Aber nun verwickelte er sich in einen eben so ungerechten als zwecklosen Krieg mit dem ungarischen König Stephan. Er überließ demnach Sachsens östliche Grenzen ihrem leicht vorauszusehenden Schicksale und unternahm einen abentheuerlichen Zug nach Ungarn. Die Veran-

lassung zu diesem Krieg wie dessen Gang und Ende haben wir unsern Lesern schon in der Lebensgeschichte Königs Stephan des Heiligen berichtet*). Aber während der Kaiser nun einige ungarische Grenzdistrikte mit Feuer und Schwert verheerte und dann, ohne in das Innere des Reiches eindringen zu können, eben so ruhmlos wie im vorigen Jahre, jetzt nach Bayern zurückkehren mußte, geschah an Sachsens Grenze, was selbst das blödeste Auge hätte voraussehen können. Miezislav nämlich, der indessen seinen Bruder aus dem Reiche vertrieben, und jetzt noch mehr ermuthiget durch der Deutschen im vorigen Jahre völlig mißlungenen Feldzug, brach schon im ersten Monate des Jahres 1030 mit seiner ganzen Macht in Sachsen ein. Zum Unglück für die Deutschen war der tapfere und kriegskundige Markgraf Thietmar einige Monate vorher gestorben, und durch diesen Tod waren wahrscheinlich auch alle vom Kaiser angeordnete Vertheidigungsanstalten gelähmt oder gänzlich vernachlässiget worden. Der Feind fand also wenig oder gar keinen Widerstand. Aber desto wilder und unmenschlicher wütheten nun die Polen mit Feuer und Schwert. Das Land zwischen der Elbe und der Saale ward in eine Einöde verwandelt. Alle Dörfer, weit über hundert an der Zahl, gingen in Flammen auf. Alle Einwohner, die die Barbaren nicht als Sklaven fortführten, wurden erbarmungslos ermordet, schwangere Frauen mit Lanzen durchstochen, Säuglinge und Greise unmenschlich mit dem Schwert hingewürgt. Es geht über alle Vorstellung, zu welchen Freveln und unerhörten Greuelthaten sich die durch ihre vielen Kriege verwilderten, eher

*) Man sehe im 20. B. dieser Fortsetzung den Abschn. 12. §. 16.

Bestien als Menschen ähnliche Polen sich auf ihrem Raubzug hinreissen ließen. Um den Wüthenden Einhalt zu thun, rückte endlich Graf Theodorich mit wohl geordneten Schaaren heran. Aber nun war es zu spät. Das Einzige, was der tapfere Graf bewirken konnte, war, daß die Feinde es nicht wagten, auch über die Saale zu gehen, sondern ihre ungeheure Beute zusammenpackten und mit dieser und mehr als zehn tausend Gefangenen, worunter sich auch der Bischof von Brandenburg befand, den diese Wilden gleich einem gemeinen Knechte mißhandelten, sich wieder über die Elbe zurückzogen.

4. Dieses mit so vieler Schmach verbundene und den Deutschen seit vielen Jahren nicht mehr widerfahrne Unglück rief nun den Kaiser wieder nach Sachsen zurück. Sobald er also von seinem Zuge nach Ungarn in Bayern angekommen war, überließ er die Leitung der mit dem Könige Stephan anzuknüpfenden Friedensunterhandlungen seinem Sohne Heinrich; er selbst aber, und zwar bevor noch der Friede mit den Ungarn abgeschlossen war, dessen Abschließung jedoch, wie jeder wohl einsah, nicht das mindeste Hinderniß entgegen stand, eilte sogleich nach Sachsen, um dort die nöthigen Vorkehrungen zu einem zweiten Feldzuge zu treffen. Nach dem fehlerhaften Plan zu urtheilen, der dem ersten in dem Jahre Neun und zwanzig zum Grunde lag, war keine sehr große Hoffnung da, daß der zweite sehr glorreich seyn würde. Wie es scheint, hatten die Klügern in Sachsen wirklich eben diese Ansicht, denn der Bischof Hildeward verlegte größerer Sicherheit wegen seinen bischöflichen Sitz von Zeiz nach Naumburg. Aber wo bei Conrad dessen Feldherrntalent nicht ausreichen wollte, da kamen ihm gewöhnlich Glück und günstige Incidentfälle zu Hülfe.

Als Miezislav seinen Bruder Otto, wie wir schon berichtet, aus Polen vertrieben hatte, war derselbe zu Polens Erbfeinden, nämlich den Russen, geflohen. Dahin waren ihm auch viele seiner Anhänger gefolgt. Die Russen, wie wenig cultivirt sie auch damals noch waren, sahen doch sehr wohl ein, wie sehr es in ihrem Interesse liege, wenn ihre Banalfeinde, die Polen, noch länger fortführen, durch innere Kriege sich selbst zu zerfleischen, zu schwächen und aufzureiben. Otto fand also nicht nur bei den Russen eine sehr willkommene Aufnahme, sondern ward auch von ihnen so thätig und kräftig unterstützt, daß er sich in kurzer Zeit im Stande sah, an der Spitze eines Heeres in sein Vaterland zurückzukehren. Um sich jedoch eines glücklichen Erfolges vollkommen zu versichern, suchte Otto jetzt auch den mächtigen deutschen Kaiser für seine Sache zu gewinnen. Er versprach also Conrad, daß, wenn er sein Unternehmen durch einen gleichzeitigen Einfall in Polen unterstützen, und ihm dadurch zur Wiedererlangung der Herrschaft behülflich seyn würde, er sich und sein Reich der deutschen Oberhoheit wieder unterwerfen wolle. Conrad ging darauf ein, begab sich nach Sachsen und rückte im Herbst des Jahres 1031 mit einem, jedoch nichts weniger als bedeutenden, blos aus Sachsen bestehenden Heere in das von den Polen besetzte Land zwischen der Elbe und Oder ein. Wie es scheint, war dem Kaiser sein erster Feldzug in Polen noch in sehr lebendigem Andenken. Offenbar wollte er, wie dieß auch schon die Schwäche seines Heeres beweißt, keinen unmittelbaren thätigen Antheil an dem Krieg nehmen. Sein Plan war blos, den Bürgerkrieg in Polen immer noch mehr zu entflammen, und dann ruhig einen günstigen Augenblick zu erlauern, um von der innern Zerrüttung Polens den möglichst größten Vortheil zu ziehen.

Seine Hoffnungen beruheten hauptsächlich auf der Wirkung, die Otto's Erscheinung an der Spitze eines Heeres auf die Polen machen würde. Conrad ward in seinen Erwartungen nicht getäuscht. Miezislav war bei seiner Nation nicht sehr beliebt. Ein großer Theil derselben verließ ihn demnach jetzt und wandte sich seinem Bruder zu. Durch diesen Abfall geschreckt und von zwei Heeren bedroht, entschloß sich Miezislav, wenigstens den furchtbarsten seiner beiden Feinde, nämlich den mächtigen deutschen Kaiser, unschädlich zu machen. Eiligst schloß er also mit demselben Friede, trat die Lausitz und mehrere früher schon zum Reiche gehörige Städte ab, stellte auch die ganze im vorigen Jahre gemachte Beute zurück und setzte alle Gefangene, die er in dem letzten Feldzuge aus Deutschland fortgeschleppt hatte, ohne Lösegeld in Freiheit. Ohne sich um seinen Verbündeten, den Otto, zu bekümmern, kehrte nun Conrad mit seinem Heere nach Sachsen zurück.

5. Obgleich von seinem Bundesgenossen verlassen und auf seine eigenen Kräfte beschränkt, behielt dennoch Otto die Oberhand, vertrieb seinen Bruder aus dem Reiche und ward von der ganzen Nation als deren König anerkannt. Miezislav entfloh nach Böhmen zu dem dortigen Herzog Oethelrick oder Udalrich. Aber der böhmische Herzog hatte bisher dem Kaiser mehrere Beweise sehr zweideutiger Gesinnungen, und im vorigen Jahre sogar von offenbarer Feindseligkeit gegeben. Auf dem Zug nach Ungarn war nämlich Oethelricks Sohn Brecislav, dem der Vater Mähren überlassen hatte, dem Kaiser als dessen treuer Lehnsmann mit einem Heere zu Hülfe geeilt und auf einer andern Seite in Ungarn eingefallen. Diese Hülfsleistung ward jedoch von dem Vater auf das höchste mißbilliget, und Oethel-

rick schickte durch Eilboten seinem Sohne den Befehl, sich augenblicklich wieder aus Ungarn zurückzuziehen, und bei dem Kriege des Kaisers gegen den ungarischen König blos ein müßiger Zuschauer zu bleiben. Die Verlegenheit, in die der Rückzug der Mährer den Kaiser setzte, war nicht klein. Nun konnte das ganze ungarische Heer, das vorher sich theilen mußte, mit vereinter Kraft auf die Deutschen herfallen; zudem war dadurch auch die linke Flanke des deutschen Heeres entblößt, daher Conrad zu einer rückgängigen Bewegung gezwungen. Nicht ohne Grund fürchtete also jetzt Oethelrick, daß der Kaiser, der durch den mit Polen geschlossenen Frieden nun freie Hände hatte, ihn seines bisherigen nicht blos zweideutigen, sondern zum Theile selbst wahrhaft feindseligen Benehmens wegen, zur Verantwortung ziehen würde. Um also, wo möglich, die Folgen der kaiserlichen Ungnade von sich abzuleiten, erbot er sich, dem Kaiser den zu ihm geflohenen und gastfreundlich von ihm aufgenommenen Miezislav auszuliefern. Aber in dem Gefühle seiner Würde antwortete Conrad dem böhmischen Abgeordneten: „Den Feind will ich nicht vom Feinde erkaufen.“ Diese Antwort ward bisher von allen Geschichtschreibern gefeiert und bewundert, als ein sprechender Beweis von Conrads edler, hochherziger Gesinnung hervorgehoben. Indessen müssen wir gestehen, daß es nach unserer Ansicht wahrhaftig keiner besondern Großmuth oder Hochherzigkeit, sondern nur einer ganz gewöhnlichen gemeinen Ehrlichkeit bedurfte, um einen so überaus schand- und schmachvollen Antrag mit Unwillen zurückzuweisen. Unstreitig konnte die Auslieferung des Miezislav dem Kaiser bedeutende Vortheile bringen, denn hatte er diesen Fürsten in seiner Gewalt, so konnte er auch zu jeder Zeit sich desselben als eines Werkzeuges bedienen, neue Unruhen in

Polen zu erregen, den Bürgerkrieg wieder darin zu entzünden, und eben daher nun auch den jetzigen Beherrscher Polens in steter Besorgniß und völliger Abhängigkeit von sich erhalten. Immerhin bleibt es also lobenswerth, daß Conrad diese bedeutenden Vortheile nicht der Niederträchtigkeit des böhmischen Herzoges zu danken haben wollte. Wahrscheinlich war auch für Otto die Furcht, sein Bruder Miezislav möchte früh oder spät doch noch bei dem Kaiser Schutz und Unterstützung finden, der Hauptbeweggrund, daß er dem vor seinem Einfall in Polen mit Conrad geschlossenen Vertrag, obgleich dieser ihn schon zuerst gebrochen hatte, dennoch treu blieb, die Krone nebst den übrigen Insignien königlicher Würde dem Kaiser schickte und sich und sein Reich der deutschen Oberhoheit unterwarf.

6. Es dauerte nicht lange, so nahmen die polnischen Angelegenheiten auf einmal wieder eine neue, ganz unerwartete Wendung. Otto nämlich hatte kaum ein paar Monate oder noch kürzere Zeit in Polen geherrscht, als er unter dem Dolch eines Meuchelmörders fiel, worauf Miezislav sogleich nach Polen zurückkehrte und von der Nation wieder als deren König begrüßt ward. Conrad befand sich noch in Sachsen, und einen neuen Krieg voraussehend, rüstete er sich auch sogleich zu demselben. Aber eben diese gewaltigen Rüstungen erschreckten den durch eine Reihe von Unfällen gedemüthigten Miezislav; er sehnte sich nach Ruhe, und vor allem nach einem dauerhaften Frieden mit dem Kaiser. Zwischen dem polnischen Herzog und ihrem Gemahl ward jetzt wieder Gisella die Mittlerin. Miezislav erschien an dem Hoflager des Kaisers zu Merseburg, ward wohlwollend aufgenommen und schnell kam nun ein von beiden Seiten erwünsch-

ter Friedensschluß zu Stande. (1032.) Der Inhalt desselben ist jedoch unbekannt. Was man mit Gewißheit davon weiß, ist blos, daß Miezislav den königlichen Titel wie die Insignien königlicher Würde ablegte und sich dem Kaiser unterwarf. Was aber die Folgen dieser Unterwerfung betrifft, so sind die Berichte der Chroniker so dunkel und so höchst unwahrscheinlich, daß man mit Grund deren Angaben bezweifeln muß. Wippo erzählt zwar, Conrad habe ganz Polen in drei Theile getheilt und nur einen dieser drei Theile dem Miezislav mit der Würde eines Tetrarchen ertheilt. Die Unwahrscheinlichkeit, ja wir möchten wohl sagen, die Unmöglichkeit einer solchen Theilung fällt von selbst in die Augen. Hätte Conrad sich nicht an seinem Hoflager in Merseburg befunden, sondern wäre an der Spitze eines zahlreichen Heeres in dem Herzen von Polen gestanden, so würde er kaum eine die Nation so sehr demüthigende Zerstückelung ihres Reiches sich haben erlauben dürfen. Etwas wahrscheinlicher, weil dem natürlichen Gange der Dinge mehr angemessen, ist es, daß die Länder zwischen der Elbe und Oder, die, bevor Boleslav, Miezislavs Vater, sie mit Polen vereinte, zu dem deutschen Reiche gehörten, wieder unter deutsche Oberhoheit gestellt wurden. Sollte vielleicht Conrad diese Länder in drei Theile getheilt und nur einen davon dem Miezislav als Lehen gegeben haben? Wir müssen gestehen, auch dieses scheint uns unglaublich, besonders da wir bald darauf den Miezislav schon wieder als alleinigen Herrn aller dieser Länder finden *).

*) Ueber das zwischen Conrad und Miezislav zu Merseburg getroffene Abkommen läßt sich mit völliger historischer Gewißheit und Bestimmtheit durchaus nichts angeben, daher auch schon Ignaz Schmidt in seiner Geschichte der Deutschen alles hierher ge-

7. Böhmische Angelegenheiten. — Nach geschlossenem Frieden mit Polen erinnerte sich nun auch Conrad des Herzogs Oethelricks und dessen seit einiger Zeit gegen Kaiser und Reich angenommener feindlichen Stellung. Statt irgend etwas zu thun, wodurch er Conrads Wohlwollen wieder gewinnen oder wenigstens Verzeihung von ihm hätte erhalten können, hatte er ihn erst unlängst durch Trotz und Ungehorsam auf das neue wieder erzürnt. Conrad nämlich hatte ihn an sein Hoflager nach Merseburg berufen, aber Oethelrick war nicht erschienen, worauf der Kaiser, mit Zustimmung der anwesenden Fürsten, ihn des Herzogthums entsetzte. Diesem Spruch den gehörigen Nachdruck zu geben, dazu hatte jedoch der Kaiser jetzt keine Zeit. Weit dringender war es für ihn, den seit einiger Zeit immer häufiger und verheerender werdenden Einfällen der Liutizer Slaven endlich einmal Einhalt zu thun. Doch auch diese Unternehmung, und um so mehr die Züchtigung des Herzogs von Böhmen mußte noch auf unbestimmte Zeit vertagt werden, denn während der Kaiser sich zu einem Zug gegen die Slaven rüstete, erhielt er die Nachricht von dem Tode des burgundischen Königs Rudolphs. Nirgends war jetzt Conrads Gegenwart dringender nothwendig als in Burgund, und alle seine Entwürfe gegen die Slaven und Böhmen auf einen

---

hörige Detail umgehend, blos sagt: Miseco (Miezislav) sey zu dem Kaiser zutrauensvoll nach Merseburg gekommen und habe mit demselben Friede gemacht. Endlich sehe man auch die sehr gegründeten, gar nicht zu beseitigenden Zweifel, die Herr Professor Luden, dieser gelehrte und scharfsinnige Geschichtforscher, im achten Bande seiner deutschen Geschichte, gegen die gewöhnlichen, diesen Gegenstand betreffenden historischen Berichte und Angaben erhebt.

günſtigern Augenblick verſchiebend, eilte er nach dem ſüdlichen Deutſchland. Wahrſcheinlich vermutheten Conrads geheime Feinde, und beſonders der Herzog von Böhmen nicht, daß die burgundiſchen Angelegenheiten ſo ſchnell und für den Kaiſer eine ſo ungemein günſtige Wendung nehmen würden. Als daher Conrad nach ſeinem erſten ſiegreichen Zug gegen den Grafen Eudes von Champagne in dem Jahre Ein Tauſend und drei und dreißig wieder nach Deutſchland zurückgekehrt und ſogleich nach Sachſen geeilt war, verließ den Oethelrick ſein bisheriger Trotz. Er kam nach Sachſen und erſchien zu Werben vor dem Kaiſer, in der Hoffnung, durch dieſen ſcheinbaren Beweis von Unterwerfung den erzürnten Monarchen zu beſänftigen. Aber Oethelrick ſah ſich ſogleich in ſeinen Erwartungen getäuſcht, denn ſobald er in Werben angekommen war, ließ der Kaiſer ihn verhaften und ſtellte ihn vor ein Fürſtengericht, das ihn, weil des Hochverraths überführt, ſeines Herzogthums entſetzte. Des Kaiſers Ungnade war diesmal von kurzer Dauer. Schon im folgenden Jahre Ein Tauſend und vier und dreißig entließ Conrad, bevor er noch ſeinen zweiten Zug gegen den Grafen Eudes von Champagne antrat, auf einem öffentlichen Tage in Regensburg, wo der Kaiſer in dieſem Jahre das Oſterfeſt feierte, den Oethelrick nicht nur ſeiner Haft, ſondern ſtellte ihn auch vollkommen in ſeiner herzoglichen Würde wieder her. Um jedoch die Macht eines Fürſten von ſo ſchwankender Treue zu brechen, theilte Conrad das Herzogthum Böhmen in zwei gleiche Theile, gab den einen Theil dem Oethelrick, und deſſen Bruder Jaromir die andere Hälfte. Oethelrick huldigte auf das neue dem Kaiſer, verſprach ihm Treue und Gehorſam und kehrte nach Böhmen zurück. Aber Conrad war kaum in Burgund, als Oethelrick, uneingedenk ſeines eidlichen Verſprechens,

über seinen Bruder herfiel, ihn bezwang, mit der größten Grausamkeit gegen ihn verfuhr und ganz Böhmens sich wieder bemächtigte. Dieser doppelte Frevel unmenschlicher Grausamkeit gegen einen Bruder und höhnender Verachtung des kaiserlichen Ansehens blieb jedoch nicht lange unbestraft. Conrads Sohn, der junge König Heinrich, zog in Baiern ein Heer zusammen und rückte in Böhmen ein. Oethelricks Heer ward geschlagen, er selbst völlig bezwungen und das Herzogthum seinem Sohne Brecislav gegeben. Ueber Oethelricks Schicksal, ob er nämlich in einem Treffen erschlagen oder gefangen und dann in lebenslänglicher Haft gehalten ward: darüber haben Wippo und die deutschen Chroniker uns Etwas zu berichten nicht für gut befunden *).

*) Aber eben dieß macht auch ihre Erzählung nicht wenig verdächtig, von der ohnehin die Berichte der böhmischen Geschichtschreiber himmelweit abweichen. Den Letztern zu Folge war Herzog Oethelrick schon auf des Kaisers ersten Ruf im Jahre 1032 zu demselben nach Merseburg gekommen, und bei seiner Ankunft sogleich verhaftet worden. Zwei Jahre blieb der Herzog ein Gefangener des Kaisers. Im Jahre 34 setzte ihn Conrad erst wieder in Freiheit, sandte ihn auch nach Böhmen zurück, jedoch unter der Bedingung, daß er die Regierung mit seinem Bruder theilen und diesem die Hälfte von Böhmen abtreten sollte. Oethelrick versprach es, glaubte aber, sobald er in Prag angekommen war, an ein ihm mit Gewalt abgedrungenes Versprechen sich nicht gebunden, und ließ seinem Bruder, um ihn zum Regieren unfähig und demnach die Befolgung der vom Kaiser getroffenen Verfügung unmöglich zu machen, die Augen ausstechen. Auch seinem Sohne Brecislav, dessen voreiligen Einmarsch in Ungarn Oethelrick als die Ursache der seit dieser Zeit zwischen ihm und dem Kaiser herrschenden Mishelligkeiten betrachtete, zürnte er jetzt auf das neue und nahm ihm die Regierung über Mähren. Oethelrick lebte

8. Krieg mit den liutizischen Slaven und deren Unterwerfung. — Aus der Regierungsgeschichte Kaiser Heinrichs II. werden sich die Leser noch des großen slavischen Völkerbundes und

---

hierauf noch zwei bis drei Jahre. Als er starb, hatte er fünf und zwanzig Jahre regiert, und sein einziger Sohn Brecislav folgte ihm in der Herrschaft über Böhmen und Mähren. Unter diesen zwei von einander so sehr verschiedenen Erzählungen eine Ausgleichung zu treffen, möchte wohl schwer, jedoch nicht völlig unmöglich seyn. Bis zur Rückkehr Oethelricks nach Prag und der Verstümmelung Jaromirs stimmen die deutschen und böhmischen Berichte obgleich nicht in den Nebenumständen, doch in der Hauptsache so ziemlich mit einander überein, aber um so mehr weichen sie nun darin wieder von einander ab, daß in den böhmischen Geschichtsbüchern von einem Einfalle des jungen Königs Heinrich und einer Züchtigung und abermaligen Entsetzung des Oethelricks auch nicht die mindeste Spur zu finden ist. Dieß möchte jedoch vielleicht blos einer Lücke in der böhmischen Geschichte zuzuschreiben seyn; denn es ist durchaus unglaublich, daß der gewaltige Kaiser, vor dessen starrem Sinne sich bisher Alles hatte beugen müssen, eine solche Geringschätzung seines kaiserlichen Ansehens ganz ungeahndet sollte haben hingehen lassen. Mehr als wahrscheinlich ist es demnach, daß des jungen Heinrichs Heerfahrt nach Böhmen wirklich statt hatte, daß er, um den Herzog zu züchtigen, einen Theil Böhmens schrecklich verwüstete und endlich Oethelrick, um fernern Verwüstungen Einhalt zu thun, zu des jungen Königs Gnade seine Zuflucht nehmend, um Frieden bat, und diesen, nachdem er irgend eine Art von Genugthuung geleistet, auch um so leichter erhielt, als man sich jetzt gleichsam am Vorabend eines Krieges gegen die Liutizer Slaven befand: eines Krieges, dessen Ausgang, indem er sich leicht noch weiter verbreiten konnte, nicht vorauszusehen war, und demnach den Frieden mit Böhmen auch für die Deutschen höchst erwünscht machen mußte.

des blutigen und schrecklichen Aufstandes dieser Völker gegen die Herrschaft der Deutschen erinnern. Bei dieser allgemeinen Schilderhebung gegen die Deutschen, gegen deren Institutionen und alles, was nur Deutsch hieß, hatten sich vorzüglich die in dem südlichen Pommern wohnenden Liutizen ausgezeichnet. Welche gräßliche Scenen von Grausamkeit und welche furchtbare Verwüstung in allen sächsischen Marken die Folgen davon waren, dieß wird ebenfalls dem Gedächtniß unserer Leser noch nicht entschwunden seyn. Dieser schreckliche Aufstand ward zwar, wie wir wissen, wieder gedämpft. Die Obotriten, die Wagrier und noch einige andere slavischen Stämme wurden bezwungen und die Deutschen waren schon wieder jenseits der Elbe ziemlich tief in die slavischen Länder vorgerückt. Aber bei allem dem war doch jener allgemeine Aufstand beinahe aller slavischen Volksstämme noch nicht überall völlig unterdrückt, der slavische Völkerbund nicht gänzlich aufgelößt und noch immer glimmte unter der Asche ein Feuer, das jeden Augenblick in neue, eben so verheerende Flammen wieder aufzulodern drohete. Wirklich hatten zu Conrads Zeiten die Liutizen, ein Name, der aller Wahrscheinlichkeit nach jetzt die gemeinschaftliche Benennung aller von der deutschen Herrschaft frei gebliebenen slavischen Völker ward, schon wieder das rechte Ufer der Elbe gewonnen; waren aber eben sobald auch mit den Sachsen wieder in feindliche Berührung gerathen, gingen daher öfters bald oberhalb, bald unterhalb des Ausflusses der Havel über die Elbe und verbreiteten wie ehemals Schrecken und Verwüstung in den sächsischen Marken. Jetzt, da Conrad, geschmückt mit einer vierten Krone, aus Burgund zurückgekommen, auch der ungehorsame böhmische Herzog Oethelrick gezüchtiget und gedemüthiget war,

dachte der Kaiser mit Ernst darauf, auch die sächsischen Grenzmarken gegen die Einfälle der Slaven zu schützen. Ueber das damalige Verhältniß zwischen den Sachsen und Slaven und die wahre Lage der Dinge sind die Nachrichten zu abgerissen und zu unvollständig, auch die Geschichtschreiber zu wenig partheilos, als daß man etwas mit Bestimmtheit darüber sagen könnte. Aber, wie es scheint, vermuthete Conrad, und nicht ohne Grund, daß die Schuld alles bisherigen Jammers größtentheils auf Seite der Deutschen sey. Friedlich wünschte er also alles auszugleichen, schritt daher auch nicht sogleich zu roher Waffengewalt, sondern begann mit einer ruhigen gerichtlichen Untersuchung der beiderseitigen Beschwerden. Die Liutizen warfen alle Schuld auf die Sachsen, die sich gegen sie die unerhörtesten Mißhandlungen erlaubt und dadurch sie endlich zur Ergreifung der Waffen gezwungen hätten. Natürlicher Weise fehlte es den Sachsen nicht an Gegenbeschuldigungen; aber diesen, sollte man glauben, hätte es in Conrads Augen an nöthiger Beweiskraft gefehlt; denn als die Slaven verlangten, daß ihre Sache durch ein Gottesurtheil in einem Zweikampfe sollte entschieden werden, gab Conrad ohne Bedenken seine Einwilligung dazu. Der Zweikampf hatte demnach sogleich statt. Zwei Kämpfer wurden gewählt, der Eine für die Sachsen, die Christen waren, der Andere für die heidnischen Liutizer. Aber schwer verwundet sank der christliche Kämpfer zu Boden, mußte sich für überwunden und des fernern Kampfes unfähig erklären. Betroffen standen Conrad und die ihn umgebenden Fürsten. Desto lauter und froher jubelten die Slaven. In nicht geringer Verlegenheit befand sich der Kaiser. Der Himmel hatte gesprochen, und von diesem Spruche konnte und durfte er an kein höheres Gericht sich berufen. Conrad that

demnach jetzt das Einzige, was die Klugheit ihm zu thun gebot. Er ermahnte beide Theile zur Ruhe und friedlichem Verkehr, empfahl den sächsischen Fürsten und Grafen, sich gegen die Slaven innerhalb der Schranken der Mäßigung und Billigkeit zu halten, gebot ihnen aber auch jeden Augenblick bereit zu seyn, im Falle die Slaven einen Versuch machen sollten, über die Elbe zu gehen, sich diesem Uebergange mit vereinten Streitkräften zu widersetzen. Auch in die Burg Werben, deren Befestigungswerke, an denen man schon seit länger als einem Jahre gearbeitet, nun vollendet waren, legte Conrad unter dem Befehl des Grafen Dedi eine sehr starke Besatzung, verließ hierauf Sachsen und ging (wahrscheinlich) nach Bayern, wo er den größten Theil des Winters in Regensburg zubrachte.

9. Aber gleich in den ersten Monaten des folgenden Jahres mußte Conrad schon wieder nach Sachsen eilen. Das den Slaven so günstige Gottesurtheil hatte den Muth derselben bis zur Vermessenheit gesteigert; da, wie sie sagten, Gott selbst ihnen Zeugniß gegeben, glaubten sie sich jetzt zu allem berechtiget. Noch im Laufe des Winters griffen alle unter dem Namen Liutizen bezeichnete slavischen Stämme wieder zu den Waffen. In allen ihren Kriegen hatte dieses kräftige Volk stets ausgezeichnete, heldenmäßige Krieger zu Anführern gehabt. Aber jetzt stand an der Spitze eines zahlreichen slavischen Haufens ein Mann, der, allen frühern an Tapferkeit gleich, an Klugheit und Kriegskunde sie alle übertraf. Er hieß Godeschalk, war der Sohn eines wendischen Fürsten und hatte, weil seine Mutter eine Christin war, in dem Michaelskloster zu Lüneburg wissenschaftliche Bildung und Erziehung genossen. Aber nun ward sein Vater von einem

Ueberläufer, einem sächsischen Christen, ermordet. Als Godeschalk dieß hörte, entfloh er aus dem Kloster. Unauslöschlicher Haß gegen das Volk, dem der Mörder seines Vaters angehörte, bemächtigte sich seiner Seele. Blos aus Abscheu gegen die christlichen Sachsen entsagte also Godeschalk nun dem Christenthum, ward wieder ein Heide und suchte fortan an allen Christen den an seinem Vater begangenen Mord blutig zu rächen*). Mit Hülfe Godeschalks und seiner Schaar erzwangen die Liutizen den Uebergang über die Elbe, erstürmten sogar die stark befestigte Burg Werben, hieben einen Theil der Besatzung zusammen, führten die Andern in die Gefangenschaft fort und plünderten und verheerten nun weit und breit die ganze umliegende Gegend. Aber auch Conrad, als er jetzt nach Sachsen kam, fand beinahe schon das ganze Land unter den Waffen. Eiligst zog er also ein der drohenden Gefahr angemessenes, sehr zahlreiches Heer zusammen. Er selbst führte es gegen den Feind. Schnell wurden nun alle feindlichen Haufen über die Elbe wieder zurückgeworfen. Aber jenseits des Stroms stellten sich die Slaven sogleich wieder auf,

*) Von diesem Godeschalk werden wir zu seiner Zeit noch mehres hören. Er gerieth jetzt in die Gefangenschaft des Herzogs Bernhard von Sachsen, ward von demselben sehr gut behandelt, kehrte auch, als der über den Mord seines Vaters in seiner Brust tobende Schmerz sich gelegt hatte, wieder zu dem Christenthum zurück und ward nun ein weit besserer Christ, als viele tausend andere, die nie Heiden gewesen waren. Nachdem er von dem Herzog wieder seine Freiheit erhalten, ging er in die Dienste des Königs Cnut des Großen und dessen Söhne, wo er sich zu jener Rolle vorbereitete, die wir ihn in der Folge werden spielen sehen und die ihm die Vorsehung selbst übertragen zu haben scheint.

hielten das rechte Elbeufer wohl besetzt und suchten durch aufgeworfene Verschanzungen dem deutschen Heere den Uebergang nicht blos zu erschweren, sondern ganz unmöglich zu machen. Wirklich waren auch schon den Deutschen mehrere Versuche, im Angesicht des Feindes über den Fluß zu setzen, völlig mißlungen. Aber glücklicher Weise ward jetzt weit oberhalb des Stroms eine Furth entdeckt. Während nun Conrad mit einem Theile seines Heeres den Feind vor seiner Fronte bedrohete und beschäftigte, ging der andere Theil, unter der Anführung des Herzogs Bernhard von Sachsen, mittels der entdeckten Furth über die Elbe. Diese Bewegung zwang zwar die Slaven, das Elbeufer zu verlassen, aber, einem entscheidenden Treffen nicht ausweichend, nahmen sie in nicht sehr großer Entfernung davon, um nicht in ihrer linken Flanke umgangen zu werden, etwas weiter rückwärts eine nicht minder haltbare Stellung. Mit dem übrigen Theile des Heeres setzte jetzt Conrad ebenfalls über den Fluß, und sogleich begann nun eine der mörderischsten und hartnäckigsten Schlachten, die je noch die Deutschen gegen Slaven gefochten hatten. Auf beiden Seiten war die Erbitterung gleich groß, und Sieg oder Tod das Losungswort der Christen wie der Heiden. An Tapferkeit und Kühnheit übertraf an diesem Tage Conrad sich selbst. Wo die Gefahr am größten war, befand sich der Kaiser. Sogar der Natur schien Conrad zu trotzen, denn selbst gewöhnlich für unüberwindlich gehaltene Terrainhinderniße, große Sümpfe, Moräste, Seen ꝛc., vermochten nicht den Andrang des alles vor sich niederschmetternden Krieges zu hemmen. Oft bis an den Unterleib in dem Waßer, focht Conrad noch immer mit gleicher Unerschrockenheit, stets die Seinigen zu noch heftigerm Kampf ermunternd. Einen solchen Monarchen an

seiner Spitze muß jedes Heer unüberwindlich seyn. Die Deutschen erfochten demnach einen vollständigen Sieg. Das slavische Heer ward gänzlich geschlagen, auseinander gesprengt und eine furchtbare Niederlage ihm beigebracht. Unaufhaltsam verfolgte jetzt Conrad seinen Sieg. Gleich einem reißenden Strom drangen die Deutschen immer tiefer in das Innere der feindlichen Länder. Zwar war, trotz der verlornen mörderischen Schlacht, der Muth der Slaven noch nicht gänzlich gesunken. Sie sammelten sich wieder, und ziemlich zahlreiche Haufen warfen sich öfters auf das neue den Deutschen entgegen, aber stets mit demselben unglücklichen Erfolge. Zu noch größerm Unglücke der Besiegten ward jetzt ein hölzernes, schändlich verstümmeltes Crucifix mit ausgestochenen Augen und entzweigeschlagenen Armen und Beinen in einem Walde gefunden. Man hinterbrachte dem Kaiser: von dem Christenthum abgefallene und zu dem Heidenthum wieder zurückgekehrte Slaven hätten diesen gräßlichen Frevel verübt. Conrad entbrannte in furchtbarem und, wie er wähnte, heiligem Zorn. Um die dem Kreuzbilde, jedem Christen so höchst ehrwürdig, zugefügte Schmach — unstreitig ein schreckliches, jedoch höchst wahrscheinlich nur von einigen Wenigen begangenes Verbrechen — zu rächen, ließ der Kaiser einen großen Theil von den beinahe zahllosen Gefangenen auf dieselbe Weise verstümmeln. Den Einen wurden die Augen ausgestochen, den Andern Arme und Beine gebrochen, und hierauf jene wie diese ohne Ausnahme erwürgt. Conrad hatte nun die liutizischen Slaven wieder völlig unter seine Füße gebracht. Die Ueberwundenen, völlig zu Boden Geschlagenen mußten sich jeder Foderung ihres gewaltigen Ueberwinders unterwerfen, und ein noch härterer Druck unter dem deutschen Joch nebst einem um das

Doppelte erhöhten jährlichen Tribut waren die bittern Früchte dieses abermaligen Versuches der Nation, ihre bedrohete oder schon verlorne Freiheit mit den Waffen wieder zu erringen. Dieser Feldzug, in welchem Conrad so große persönliche Tapferkeit und selbst so viele militairische Kunstfertigkeit erwiesen, erhöhete nun noch um vieles seinen kriegerischen Ruhm, jedoch zugleich auch die Furcht, die der Gewaltige jetzt überall seinen Gegnern einflößte. Aber mit wie vielem Blute und durch welche Grausamkeiten war nicht dieser sogenannte Heldenruhm befleckt! Ob bei dem Kaiser, nach dessen blutigen Siegen, nun auch Gerechtigkeit seiner Macht die Wagschale hielt, ob er mit der bewiesenen, wir wollen annehmen, heilsamen Strenge endlich auch milde Nachsicht verband, ob er durch weise Verordnungen die überwundenen Völker für die Zukunft gegen die Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten der sächsischen Herren schützte, jenen mithin wenigstens einige Segnungen einer gerechtern Verwaltung verschaffte, dadurch nach und nach das Zutrauen derselben zu gewinnen und sie für die christliche Religion wie für alle deutschen Institutionen empfänglicher zu machen suchte: von allem diesem macht die Geschichte keine Erwähnung. Höchst wahrscheinlich blieb demnach Alles beim Alten, das heißt, auf der einen Seite Trotz, Uebermuth und freche Willkühr, und auf der andern Seite verbissener Ingrimm, nagender Groll und Verzweifelung in den Gemüthern, im Gefolge der gehässigsten Leidenschaften, die, obgleich jetzt gewaltsam unterdrückt und zurückgehalten, nur einen günstigern Augenblick erwarteten, um gleich einem neuen vulkanischen Erguß sich eben so verderbend wieder über Länder und Menschen zu verbreiten*).

*) Wenn Wippo es an dem Kaiser rühmt, daß er wegen eines, von unsinnigen, in der Finsterniß

groben Götzendienstes versunkenen Heiden an einem Crucifix verübten Frevels viele tausend Gefangene grausam verstümmeln und ermorden ließ, und dann ihn lobpreisend einen ultor fidei (Rächer des Glaubens) nennt, so kann man dieß dem Biographen, der der Diener desjenigen ist, dessen Leben er beschreibt, kaum noch verzeihen, aber gewiß nicht einem, was doch der Kaplan Wippo ebenfalls seyn mußte, von dem Geiste der Religion Jesu durchdrungenen Diener des Evangeliums, dieser beseligenden Botschaft unendlicher göttlicher Liebe und Erbarmung. Als die zwölf Apostel ausgesandt wurden, den in Unzucht und Laster jeder Art versunkenen, mit Götzentempeln und Götzenaltären bedeckten Erdkreis zu erleuchten, hatten sie weder Gold noch Eisen; nur lebendiger Glaube und glühende Liebe zu Gott und den Menschen waren ihre Waffen, und mit diesen unterwarfen diese friedfertigen Eroberer in kurzer Zeit sich und ihrer Lehre alle drei damals bekannten Welttheile. Mit dem Schwert in der Hand hatten die Deutschen den Slaven schon seit länger als einem Jahrhundert das Evangelium geprediget, und der Erfolg dieser langen und blutigen Predigt war, daß die Slaven selbst zu Conrads II. Zeiten, ja wohl noch weit später, nur noch grimmigere und erbittertere Feinde des Christenthums als vorher waren. Das Bekehren der Ungläubigen wie der Irrgläubigen und auch der Sünder überhaupt ist das Werk Gottes; aber dieses darf nicht nach menschlicher Weise, und am allerwenigsten mit roher Waffengewalt getrieben werden. Welche starke und schlagende Beweise liefert darüber nicht die Geschichte aller Zeiten, und besonders der drei letzten Jahrhunderte. Weder Kaiser Carls des fünften zahlreiche Heere, noch das siegreiche Schwert des großen, frommen und tapfern Maximilians von Bayern vermochten die in dem sechszehnten Jahrhundert von einem in Stolz und Sinnlichkeit übersprudelnden Zeitgeiste ausgebornen neuen Ideen zu unterdrücken. Gleich einem geistigen Hauche, der keiner physischen Gewalt achtet, fuhren sie verderbend über Länder und Völker hin. Eben so war es auch

mit dem Kampfe Königs Sigismund in Polen gegen die Schismatiker, obgleich im Anfange erfolgreich, war er am Ende dennoch für die gute Sache ungleich mehr verderblich als förderlich. Als aber zu einer andern Zeit, da schon ganz Oestreich von den Neurern und deren subversiven Lehren überschwemmt, ja gleichsam verschlungen war, einige Jesuiten, nämlich Canisius und dessen Gefährten dahin kamen, bescheiden und demüthig, ohne alles Geräusch und Zungengefecht, den Rosenkranz an ihrem Gürtel und das Brevier in ihrer Hand: siehe da das Wunder! so drängten sie in kurzer Zeit den wilden Strom in seine entlegenen Ufer zurück, reinigten das Land und erhielten das Volk bei dem Glauben seiner Väter. Wie viel Anderes, diesem Aehnliches, könnten wir hier noch anführen, würde der Raum es gestatten. Wenn also irgend ein Volk zu irgend einer Zeit sich in der traurigen Lage fände, befürchten zu müssen, daß sein höchstes und heiligstes Nationalgut, nämlich seine Religion, ihm gewaltsam entrissen oder doch nach und nach völlig könnte untergraben werden, so bleibe doch ja jeder Gedanke an Aufstand und Empörung ihm ewig ferne. Seine sicherste, stets siegende, jede Tyrannei dieser Art stürzende Waffe sey dann blos Geduld, stark in der Hoffnung auf den Herrn, und feste Zuversicht, daß seine Hülfe gewiß zu rechter Zeit eintreffen werde. Ehe man es sich versieht, wird dann der Ewige einen großen Gerichtstag halten, und, wie der gekrönte Psalmist sagt: Judicabit in nationibus, implebit ruinas, conquassabit capita multorum. Eben so lasse man auch in Zeiten der Verfolgung, bittern Hohnes und giftigen Spottes, ganz unbekümmert, die zahllosen Gegner unserer heiligen Kirche diese lästern, schmähen, gegen sie lügen und toben. Was schadet es? sie vermögen ja nichts ohne Ihn, und noch weit weniger Etwas gegen Ihn. — Wir kehren jetzt wieder noch auf einen Augenblick zu der Nation der Slaven zurück. Seit dem siebenten Jahrhundert kamen die Deutschen und Slaven nach und nach immer in nähere Berührung mit einander. Hätte man in Beziehung auf die Letztern die Bahn verfolgt, welche der baierische Herzog Tassilo, der

Bischof Vigilius, Carl der Große ꝛc. ꝛc. betreten und geebnet hatten, wie viel segenvoller für die beiden Völker und wie weit ruhmvoller für die Deutschen würde das Werk geworden seyn. Aber schon in dem neunten Jahrhundert ward das Verfahren der Deutschen gegen die Slaven eine ununterbrochene furchtbare Kette von Gewaltthat, Grausamkeit und dem schreiendsten Unrecht. Die häufigen und lauten Klagen der Bischöfe darüber sind bekannt; und die Theilnahme der Kirche an dem Schicksal der slavischen Nation mußte um so mehr steigen, je mehr jene mit derselben bekannt ward. Bevor noch die Germanen in das von ihnen nachher benannte Land eingewandert waren, wohnten die Slaven, wahre Aborigenes, ein ächtes Urvolk, schon in dem östlichen Europa, und hatten sich von der Ostsee bis nach Bayern und von da über die Tauren und Alpen bis an das adriatische Meer verbreitet. Lange Zeit standen sie auf einer weit höhern Stufe von Cultur als die Deutschen. Während diese noch blos von der Jagd und Fischerei lebten und nur wenig Ackerbau trieben, waren die Slaven schon sehr geschickte und fleißige Ackerleute, verfertigten mancherlei den Deutschen noch unbekannte Ackergeräthe, hatten auch schon Wollen- und Linnenwebereien, und trieben dabei noch verschiedene andere Gewerbe. Für mehrere, schon einen höhern Culturzustand voraussetzende Lebensbedürfnisse findet man in der Sprache der Slaven eigene genau bezeichnende, ächt slavische Worte; da im Gegentheil eben diese Gegenstände in dem Deutschen durch offenbar der Römer Sprache entnommene Worte bezeichnet sind: ein klarer Beweis, daß die Deutschen sie weit später von den Römern kennen gelernt haben. Erst als die Deutschen christianisirt wurden und christliche Institutionen erhielten, welche den Slaven fehlten, und die bei den Erstern wie bei allen Völkern auch eine Quelle bessern zeitlichen Wohlstandes, höherer Humanität, Civilisirung und einer mehr veredelten Lebensweise wurden, erhoben sie sich nach und nach über die Slaven, blickten dann mit immer steigendem Uebermuth auf sie als Barbaren herab, und zwar als heidnische Bar-

baren, gegen die sie sich alles erlauben zu dürfen glaubten. Es ist eine in dem Gebiete der Geschichte nicht sehr erfreuliche Erscheinung, daß selbst die in eben diesem Gebiete ausgezeichnetsten Gelehrten dieses so ungemein zahlreiche, und gewiß nicht wenig interessante Urvolk so wenig beachteten, und wie es scheint, keiner tiefern Forschung werth hielten. Eine und zwar überraschende Ausnahme macht jedoch von Koch-Sternfeld, den längst schon selbst das Ausland den ersten und größten Statistiker Deutschlands nennt*). Groß und gewiß mit eben so großem Dank anzuerkennen sind die Verdienste, die dieser Edle sich um die slavische Nation und deren frühere und früheste Geschichte erworben hat. Seine zahlreichen Schriften, selbst die kleinern nicht ausgenommen, die durchaus das unverkennbare Gepräg eines höhern Genius tragen, enthalten einen Schatz der reichhaltigsten, sich darauf beziehenden Notionen. Aber unstreitig hat Er durch seine zwei Bände der Beiträge zur Deutschen Länder- und Völkerkunde, in denen er sich abermals als einen eben so tiefen als originellen Geschichtsforscher beurkundet, und durch die scharfsinnigsten historischen Combinationen oft das dichteste Dunkel erhellt, sich in seinen so wohlverdienten literarischen Lorbeerkranz einen der schönsten, gewiß nicht sobald wieder verwelkenden Zweig geflochten.

*) Es versteht sich, Statistik hier im tiefsten und umfassendsten Sinne des Wortes genommen, wo freilich Tabellenmacherei, Nomenclaturen und Zahlenregister das allerletzte, unbedeutendste, tief untergeordnete Verdienst sind.

VII.

1. Geschichte Italiens und Conrads II. erste Heerfahrt über die Alpen*). Mit

*) Quellen- und Hülfsschriften: *Wippo* Vita Conradi (blos in Beziehung auf Conrads Verrichtungen in Italien, und dabei im höchsten Grade dürftig und

welcher Ungeduld die Italiener die Herrschaft der Deutschen ertrugen, und welche immer höher steigende Erbitterung sich daher der Gemüther der Erstern bemächtigt hatte, davon hat uns die Geschichte Italiens bisher schon eine Menge schlagender Beweise geliefert. Der Grund davon lag offenbar in der Italiener tief verletztem Nationalgefühl, das man nicht nur auf keine Art zu schonen, sondern im Gegentheil, und wie es scheint, oft recht vorsätzlich nur noch schmerzhafter zu verwunden suchte*). Nie anders als an der Spitze deutscher Heere erschienen die deutschen Kaiser in Italien und bewiesen schon dadurch, daß ihre Herrschaft über Italien keine andere Basis habe, als nur rohe Waffengewalt und die unverhältnißmäßige Mehrzahl deutscher Streitkräfte. In ihnen konnten also die Italiener nie italienische Könige, sondern blos von ferne hergekommene Eroberer und sich selbst als eine überwundene, unter ein fremdes Joch gewaltsam gebeugte Nation betrachten. Ihr Verhältniß war und blieb daher stets jenes der Besiegten zu ihren Siegern, mithin ein nur bald mehr, bald weniger knechtisches Verhältniß. Aber dadurch konnten natürlicher Weise die Gemüther der Italiener nicht gewonnen werden, besonders da diese an wissenschaftlicher Cultur und Civilisation, wie an Reichthum und bereicherndem Kunstfleiß die Deutschen weit übertreffend, und an Tapferkeit und kriegerischer Gewandtheit ihnen nicht

---

oberflächlich), *Arnulphi* Gesta Mediolanensium (*Murat.* script. rer. Ital. T. IV.), *Landulphi* senioris de rebus Mediolan. (Ibid.), *Andreae Dandoli* Chron. Venetum (*Murat.* script. rer. Ital. T. XII.). Ferner auch noch Muratori, Le-Bret und Leo Geschichte von Italien.

*) Hiezu wird, wie wir bald sehen werden, auch Conrads Betragen in Italien uns neue, nicht wenig interessante Belege liefern.

nachstehend, schon seit zwölf Jahrhunderten auf die Deutschen als Barbaren und Halbbarbaren herabzuschauen gewohnt waren. Noch mehr verstimmt und mehr, als man glauben sollte, erhöhet ward dieses Mißverhältniß durch den gar zu auffallenden Contrast zwischen deutscher Rohheit und deutschem Waffenstolz, und der geschmeidigen, feinen und abgeschliffenen italienischen Sitte; und da überdieß auch alle Anstrengungen der Italiener, sich der deutschen Herrschaft zu entziehen, bisher stets an der Tapferkeit deutscher Heere gescheitert waren, so ward durch dergleichen, sie immer noch mehr demüthigende Ereignisse, ihrem verbissenen Ingrimme immer wieder neue Nahrung und zwar in solchem Uebermaaß geboten, daß endlich eine der italienischen Natur gleichsam inhärirende, mit dem ganzen Wesen eines Italieners innigst verzweigte und verwurzelte Feindseligkeit gegen die Deutschen die nothwendige Folge davon seyn mußte.

2. Seiner geographischen Lage nach, und besonders durch seine auf drei Seiten von dem Meere umgebenen und gegen Norden durch hohe Gebirge streng abgeschlossenen Grenzen schien zwar Italien von der Natur zu einem eigenen, selbstständigen und mächtigen Staate bestimmt. Aber dieß sollte und durfte es nicht werden; denn lagen Italiens ungeheure, weil immer einer noch größern Entwickelung fähige Kräfte in der Hand eines Einzigen, dann waren auch Rom und das Oberhaupt der Kirche nicht mehr frei, sondern gefesselt an den Thron desjenigen, der über die ganze große italienische Halbinsel unumschränkt gebot. Daß dieses nicht geschehen könne, dafür hatte die Vorsehung gesorgt, wie sie auch noch bis auf den heutigen Tag dafür sorgt. Seit dem Sturz des ostgothischen Reiches sehen wir daher

Italien stets getheilt, finden stets darin eine sich unter einander eine Art von Gleichgewicht haltende Vielherrschaft. Zudem hatte die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der physischen Gestaltung Italiens auch von jeher eine eben so große Verschiedenheit unter den mancherlei dasselbe bewohnenden Völkerschaften und deren Charakter, Lebensweise, Bedürfnissen ꝛc. erzeugt. Aber am schroffsten entgegen stand einer italienischen Gesammtmonarchie die im Laufe von ungefähr zweihundert Jahren in das Leben getretene, und sich immer weiter fort entwickelnde innere Staatsverfassung Italiens selbst. Schon unter ihren eigenen, wie auch den burgundischen Königen waren die Großen des Landes zu immer größerm Reichthum und Ansehen gelangt. Noch um Vieles vermehrt wurden diese durch der sächsischen Kaiser wahrhaft an Verschwendung grenzende Freigebigkeit in Verschenkung königlicher Rechte, Gefälle, Güter und Lehen. Auch das Interesse der Bischöfe hatte man dabei nicht übersehen, und auch diese waren durch die von dem Kaiser ihnen ertheilten Exemtionen von dem Grafenrechte und die ihren Kirchen geschenkten Grafschaften weltliche Herren geworden, deren Ansehen um so mehr gestiegen war, da sie mit ihrer zeitlichen Macht nun auch die bischöfliche Gewalt, deren Grenzen nicht immer sehr genau gekannt waren, in Verbindung zu setzen wußten.

3. In den Territorien aller dieser geistlichen wie weltlichen Herren hatte demnach schon in der Periode des sächsischen Kaiserhauses sich eine ziemlich unabhängige und immer selbstständiger werdende Herrschaft auszubilden angefangen. Während der Abwesenheit der Kaiser übten Grafen, Markgrafen und andere Herren alle königlichen Rechte aus; und ward auch dieses Regiment, so oft die Kaiser in

Italien waren, obgleich nicht immer sehr merkbar, unterbrochen, so war diese Unterbrechung doch nur von kurzer Dauer, während es, was bei der nicht selten viele Jahre langen Abwesenheit der Kaiser das Gewöhnliche war, durch Zeit und Herkommen nach und nach eine immer höhere Sanktion erhielt, so daß schon zu Conrads Zeiten die Selbstständigkeit der Fürsten in Italien ohne allen Vergleich weiter als selbst in Deutschland gediehen war. Aber bei der Vielheit dieser Herren, bei der großen Verschiedenheit ihrer Interessen wie ihrer Territorialmacht, bei der noch größern Ungleichheit ihrer Herrscherweisheit, ihrer persönlichen Zwecke und Plane, und endlich bei dem ihnen gerade offenbar widerstrebenden, längst in allen großen Städten erwachten Geist der Freiheit, und dem immer kühner werdenden Verlangen auch der reichen und großen Städte nach eigener städtischer Verfassung und städtischem Wesen*), — wie wäre es da noch möglich gewesen, ein

*) Alle bedeutende Städte Italiens, wovon damals Pisa, Genua, Mailand, Pavia, Como ꝛc. ꝛc. die mächtigsten waren, hatten, obgleich sie noch unter Markgrafen standen, es dennoch längst schon zu einem hohen Grade von Unabhängigkeit gebracht. Ohne ihre Markgrafen zu fragen, schloßen sie Bündnisse, rüsteten Flotten aus, führten Kriege, machten wieder Friede, und fochten ihre gegenseitigen Fehden ohne Dazwischenkunft der Markgrafen unter einander selbst aus. Man wird sich erinnern, daß im Jahre 1017 der Pabst Benedikt VIII., obgleich Pisa unter dem Markgrafen von Toscana stand, dennoch nicht zu diesem, sondern zu den Pisanern und nachher auch zu den Genuesern Gesandte abordnete, um mit ihnen wegen eines gemeinschaftlichen Angriffes auf Sicilien zu unterhandeln; und daß diese beiden Städte, nachdem sie die Sarazenen aus der Insel vertrieben hätten, ganz nach eigenem Gutdünken sich in die gemachte Eroberung theilten.

gemeinsames Band aufzufinden, das alle italienischen Völkerschaften zu einem Gesammtstaat sichernd zu umschließen vermocht hätte? Offenbar näherte sich damals Italien ungleich mehr einem Föderativstaat als einer Gesammtmonarchie. Aber jeder Föderativstaat bedarf, wenn er nicht gleich bei seiner Entstehung auch schon den Keim seiner Zerstörung in sich aufnehmen will, eines alle Glieder desselben schirmenden, jeden Einzelen gegen die Anmaßungen des Mächtigern schützenden, und in dem ganzen Staatskörper Ordnung, Harmonie und Ruhe erhaltenden Oberherrn. Auch die Italiener, wenigstens alle denkende Patrioten, fühlten dieß Bedürfniß. Aber eben darum verlangten sie nicht einen stets von hundert tausend Geharnischten umgebenen Gewalthaber, dessen Willen sich Alles fügen müsse, und der Alles, was sich diesem nicht fügen wolle, unter seinen Füßen zu zertreten die Macht habe. Sie wollten einen König, der ihre angebornen wie erworbenen Rechte, ihre Institutionen und ihre Nationalfreiheit schirme und bewahre, nicht aber durch deren völlige Unterdrückung nur stets für sich neue Rechte aufzufinden und geltend zu machen suchte; kurz, sie wollten einen nicht mit dem Schwert des Eroberers, sondern mit dem Schwert der ewigen Gerechtigkeit

---

Die Markgrafen waren daher offenbar eigentlich blos Schutz- und nicht Oberherren dieser Städte, und das Erstere auch blos im Namen der Kaiser. Je weniger nun, wie dieses größtentheils der Fall war, die Städte eines solchen Schutzes bedurften, desto mehr befestigten sich ihre eigene Selbstständigkeit und Unabhängigkeit. Daß aber auch der Reichthum und die Macht der Städte die Eifersucht der weltlichen Fürsten und zum Theil selbst der Bischöfe im höchsten Grade erregte, dieß bedarf keiner besondern Bemerkung.

umgürteten Oberherrn, der mächtig genug sey, um auch gerecht seyn zu können, der in allen Theilen Italiens Sicherheit, Ruhe und Ordnung erhalte, und dann die Nation, jedoch stets innerhalb der Schranken des Rechts, ihrer fernern Entwickelung frei und ungehemmt überlasse. Aber woher sollten sie diesen Oberherrn nehmen? Ihn in ihrer eigenen Mitte zu suchen, wäre offenbar nicht nur ein eitler, sondern selbst ganz maßlos thörichter Versuch gewesen. Finden konnten sie ihn nur in dem Beherrscher der Deutschen, der damals unstreitig vorherrschenden und mächtigsten Nation des Abendlandes. Von diesem allein konnten sie hoffen, daß er, weil schon in seinem eigenen Reiche an mancherlei heilsame Institutionen gebunden, auch jene eines andern nicht minder großen und berühmten Volkes ehren, mithin seinen Ruhm und seine Glorie nicht in grenzenloser Erweiterung seiner Herrschermacht, nicht in blutig erfochtenen Siegen, niedergebrannten Städten und unterdrückten Völkerschaften, sondern in einer Alles überwaltenden, Alles nach göttlichen Gesetzen schlichtenden, conservativen Herrscherweisheit suchen und finden werde*).

*) Dieß ist das einzige wahre Verhältniß der römischen Kaiser deutscher Nation zu Italien. Da aber dieß weder Otto des Großen unmittelbare Nachfolger, und noch viel weniger die Herren aus dem fränkischen und schwäbischen Hause verstanden und einsahen, oder vielmehr verstehen und einsehen wollten, so ward dieß nun nicht mehr auszugleichende Mißverständniß die Quelle grenzenloser Uebel und die einzige wahre Ursache, warum die Verbindung Italiens mit Deutschland, weil die Kaiser sie durchaus von einem groben Subjectionsverhältniß abhängig machen wollten, statt für beide Völker segensvoll, nur höchst verderblich für dieselben werden

4. Wirft man einen Rückblick auf das bisher beſtandene Verhältniß Italiens zu Deutſchland, ſo wird man es ſich leicht erklären können, warum die Kunde von Kaiſer Heinrichs des Zweiten Tod, als ſie auch jenſeits der Alpen erſcholl, ganz Italien in Bewegung ſetzte. Allgemein war die Aufregung der Gemüther, und wahrſcheinlich war es blos der Gedanke an die nun, wie man wähnte, wiederkehrende Freiheit der Nation, der jetzt plötzlich jedes andere Intereſſe verſchlang und ſelbſt die fremdartigſten Elemente zu einem und demſelben Zweck zu vereinigen ſchien. Schon nach Otto des Dritten Tod hatte Italien bekanntlich einen Verſuch gemacht, ſich wieder von dem deutſchen Reiche zu trennen, und eine Wiederholung dieſes Verſuches war jetzt der gemeinſame Wünſch der Nation, und zwar um ſo mehr, als die Italiener ſich blos an das Ottoniſche Haus gebunden, mithin nach Erlöſchung deſſelben auch das Band völlig gelöst glaubten, das ſie bisher an Deutſchland geknüpft hatte. In dem großen und volkreichen Pavia gab ſich zuerſt, und vor allen übrigen großen Städten Italiens der Haß gegen die Deutſchen auf das unzweideutigſte kund. Kaum hatten nämlich die Einwohner vernommen, Kaiſer Heinrich ſey nicht mehr unter den Lebenden, als ſie ſogleich in dem erſten Freudentaumel über ihre vermeintlich wieder errungene Freiheit mit allen nur gedenkbaren Werk-

---

mußte. Worauf denn nun auch eben dieſe Quelle endloſen, blutigen Haders und Kampfes erſt dann wieder verſiegte, als Italien ſich ganz von dem deutſchen Reiche losgeriſſen, und der Name eines deutſchen römiſchen Kaiſers, wie in Rom, ſo in ganz Italien alle frühere Bedeutung verloren hatte, ein bloßer leerer Wortſchall geworden war, der auch nicht eine einzige große Rückerinnerung hervorzurufen mehr vermochte.

zeugen der Zerstörung bewaffnet nach dem kaiserlichen Palast eilten, Alles darin zerschlugen und zertrümmerten, das herrliche Gebäude selbst dem Erdboden gleich zu machen anfingen, und als wenn mit dem Sturz des Palastes in Pavia auch die Herrschaft über Italien auf immer gestürzt wäre, so emsig an dem Zerstörungswerke arbeiteten, daß schon nach wenigen Tagen, in dem strengsten Wortsinne, kein Stein mehr auf oder neben dem andern lag*). Auch der größte Theil der italienischen weltlichen Fürsten und selbst einige Bischöfe, wie z. B. Ulrich von Asti und Leo von Vercelli, waren gleich den Einwohnern von Pavia gesinnt. Sehr täuschen würde man sich jedoch, wenn man glauben wollte, daß nur einem dieser Herren irgend eine

*) Dieß war doch nicht, wie von Einigen irrig behauptet ward, der von Theodorich erbaute Palast. Dieser war schon in dem Jahre 1004, bei einem während Heinrichs des Zweiten Aufenthalt in Pavia entstandenen furchtbaren nächtlichen Volksauflauf, sammt einem großen Theil der Stadt in Asche gelegt worden. Zur Strafe hatten die Paveser, wie wir schon in Heinrichs Regierungsgeschichte berichtet, einen neuen Palast auf ihre Kosten aufbauen müssen; und dieser war es, den sie jetzt zerstört hatten; jedoch nicht sowohl aus einem noch von jener Zeit herrührenden Groll, sondern vielmehr, weil Pavia und alle übrigen bedeutenden Städte sich stets aus allen Kräften dagegen sträubten, innerhalb ihrer Mauern einen königlichen oder kaiserlichen Palast zu haben. Sie fürchteten nämlich, und nicht ohne Grund, daß wenn, nicht sowohl die deutschen Kaiser, welche sich nie sehr lange in Italien aufhalten konnten, als vielmehr deren Pfalzgrafen in einem solchen, innerhalb der Stadt liegenden Palaste ihre gewöhnliche Residenz nehmen sollten, alsdann auch ihre städtische Verfassung und Freiheiten keiner kleinen Gefahr ausgesetzt seyn würden. Die Sache ist sehr begreiflich.

große Idee entweder der Freiheit, oder der Religion, der Größe und Unabhängigkeit Italiens vorgeschwebt hätte. Nur Leidenschaften, persönliche Interessen, selbstsüchtige, kleinliche Zwecke waren die einzigen Triebfedern ihrer Bestrebungen; das Wohl Italiens lag völlig außerhalb ihrer Berechnungen. Nicht einen deutschen, sondern fremden Fürsten zu ihrem König zu wählen, darin waren sie alle einverstanden, aber auf welchen die Wahl fallen sollte, darüber herrschte große Verschiedenheit der Meinungen. Endlich kam man überein, die Krone Italiens dem Könige Robert von Frankreich, und als dieser sie ausschlug, dessen Sohne, dem Prinzen Hugo, den Robert schon zum Mitregenten ernannt hatte, anzubieten. Aber der unvermuthete Tod des jungen trefflichen Prinzen machte den diesfalls angeknüpften Unterhandlungen gleich in ihrem Beginnen schon wieder ein Ende. Unter dem leitenden Einfluß des mächtigen Markgrafen Meginhard von Suſſa*) machten nun die italienischen Fürsten dasselbe Anerbieten dem Sohne Wilhelms, Herzoges von Aquitanien und Grafen von Poitiers, unstreitig des mächtigsten unter allen Kronvasallen Frankreichs. Wilhelm, obgleich friedeliebend und schon in Jahren ziemlich vorgerückt, ließ sich doch auf einige Augenblicke von dem Glanze einer seinem Hause angebotenen Krone blenden, nahm demnach das Anerbieten für seinen Sohn an, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß alle Markgrafen, Bischöfe und übrigen Herrn einstimmig seinen Sohn zu ihrem Könige zu haben wünschten, und als die italienischen Abgeordneten ihn versicherten, daß dieses wirklich der Fall sey, machte er sogleich mit der größten Thätigkeit alle

*) Derselbe besaß beinahe das ganze heutige große Herzogthum Piemont.

Vorbereitungen, die ihn in seinem Unternehmen eines glücklichen Erfolges versichern konnten. Vor Allem war er darauf bedacht, den deutschen König so sehr in seinem eigenen Reiche zu beschäftigen, daß er gar nicht mehr an Italien würde denken können. Zu diesem Ende sandte er der bei ihrem Gemahl so einflußreichen französischen Königin Constanzia kostbare Geschenke, schickte auch Robert selbst große Geldsummen, und suchte ihn zu bereden, den gegenwärtigen günstigen Augenblick zu benutzen, in Lotharingen einzufallen und dieses schöne Herzogthum wieder an Frankreich zu bringen. Robert war gar nicht abgeneigt, den Wünschen Wilhelms zu entsprechen. Auf den kräftigen Beistand der beiden gegen Conrad feindlich gesinnten Herzoge Friederich und Gozilo konnte er mit Zuversicht zählen, mit eben so viel Wahrscheinlichkeit auch hoffen, daß die beiden Herzoge von Franken und Schwaben, nämlich Conrad der Jüngere und Ernst, Conrads Stiefsohn, dem Bunde beitreten und endlich, daß ebenfalls der stets kriegslustige Graf Eudes von Champagne, Schwager des Herzogs von Aquitanien, um dessen Sache zu befördern, mit allen seinen Vasallen ihn bei seinem Einfalle in Lotharingen unterstützen würde. Der Plan war unstreitig gut angelegt, scheiterte aber dennoch, wie wir schon weiter oben erzählt, an der Thätigkeit des deutschen Königes. Ehe man es sich versah, stand Conrad an der Spitze eines Heeres in Lotharingen, zwang die beiden Herzoge, sich ihm auf das Neue zu unterwerfen, und schreckte den König Robert so sehr, daß dieser, statt mit Conrad einen Krieg anzufangen, jetzt im Gegentheil mit demselben einen Friedens- und Freundschaftsvertrag schloß.

5. An der Spitze des italienischen hohen Clerus stand Heribert, Erzbischof von Mailand. Er war

ein Mann von seltener Charaktergröße, auch geschmückt mit allen fürstlichen und priesterlichen Tugenden, die er jedoch durch Härte und hochfahrende Willkühr bisweilen nicht wenig befleckte. An Territorialmacht stand er den mächtigsten italienischen Großen gleich, ragte aber durch seinen Geist und als erster Kirchenfürst Italiens weit über dieselben an Ansehen bei der Nation hervor. Schweigend, aber Alles scharf beobachtend, sah Heribert einige Zeit dem Treiben der italienischen Großen zu. Als er aber deren schwankendes, unentschlossenes Benehmen und die wenige unter ihnen herrschende Einigkeit bemerkte, auch sich überzeugt hatte, daß blos Leidenschaften und selbstsüchtige Entwürfe die Motive ihrer Staatsklugheit wie ihres geheuchelten Patriotismus wären, stellte er sich plötzlich an die Spitze der den Deutschen günstigen Parthei, erklärte öffentlich, daß nur der deutsche König gegründete Ansprüche habe, und eilte auch sogleich über die Alpen, um persönlich demselben zu huldigen. Des großen, einflußreichen Erzbischofes Beispiel riß nun auch noch Andere mit sich fort. Einige der Großen begleiteten sogar ihn schon über die Alpen, während daß Andere ihm gleichsam auf dem Fuße folgten. Die deutsche Parthei, weil schwach und wenig zahlreich, war bisher völlig unthätig geblieben. Aber Heriberts plötzlicher Uebertritt erhöhete nun ihren Muth in eben dem Verhältniß, in welchem er bei der französischen Parthei sank. Am muthlosesten wurden die Einwohner von Pavia, als sie auf einmal diese unerwartete Wendung der Dinge sahen. Ihnen bangte jetzt wegen ihres durch Zerstörung des königlichen Palastes an Heinrichs des Zweiten Nachfolger begangenen Frevels. In ihrer Angst sahen sie die deutschen Heere schon in den Ebenen der Lombardei, und sandten nun eiligst ebenfalls Abgeordnete nach Deutschland,

um das, was geschehen, wo nicht zu rechtfertigen, doch zu entschuldigen, und den erzürnten deutschen König, so viel möglich, wieder zu besänftigen. Zu Constanz am Pfingstfeste des Jahres 1025 kamen Heribert und dessen Begleiter zu Conrad, erkannten ihn für ihren König und leisteten als dessen Lehnträger ihm den Huldigungseid. Sie baten den König, unverzüglich mit einem Heere über die Alpen zu gehen und das jetzt noch so sehr bewegte Italien wieder zu beruhigen. Heribert fügte noch das Versprechen hinzu, daß er, sobald Conrad in der Lombardei erscheinen würde, ihm entgegen eilen und unverzüglich ihn zum König von Italien krönen wolle. Zur Sicherheit dieses Versprechens stellte er sogar Geißeln. Conrad versicherte ihn seiner baldigen Ankunft in Italien, worauf Heribert und dessen Begleiter reichlich beschenkt, und unter Verheißung noch größerer künftiger Belohnungen wieder über die Alpen zurückkehrte. So huldvoll Conrad den Erzbischof von Mailand und die ihn begleitenden Großen empfangen und auch wieder entlassen hatte, eben so hart und ungnädig zeigte er sich den Abgeordneten von Pavia. Gleich bei ihrem Eintritt zur Audienz fuhr er sie sehr barsch an, und als sie zu ihrer Rechtfertigung ihm vorstellten: sie seyen ihrem vorigen Könige Heinrich bis zu dessen Tode treu geblieben und hätten den Palast erst dann niedergerissen, als sie keinen König mehr gehabt, mithin auch der Palast kein königlicher mehr gewesen wäre, fiel ihnen Conrad schnell in das Wort: „Wohl will ich zugeben," sagte er, „daß Ihr das „Haus des Königs nicht zerstört habt, weil Ihr „keinen König mehr hattet. Aber der Palast blieb „auch nach dem Tode des Königes immer ein königlicher Palast, so wie ein Schiff bleibt, wenn es auch „seinen Steuermann verloren hat. Das Gebäude, „das Ihr niedergerissen, war nicht Euer Eigenthum,

„sondern ein öffentliches Gebäude, das dem Staate „gehörte. Wer aber an fremdes Gut die Hand legt, „der ist dem König verfallen. Ihr habt dieß gethan, „Ihr seyd also dem König verfallen.“ Mit diesen Worten entließ sie Conrad, und alle ihre Bemühungen, eine mildere Antwort zu erhalten, blieben fruchtlos.

6. Sein dem Erzbischofe von Mailand gemachtes Versprechen, ihm nämlich mit einem Heere nach Italien zu folgen, konnte jedoch Conrad jetzt unmöglich erfüllen. Die deutschen und burgundischen Angelegenheiten hielten ihn noch das ganze Jahr über zurück. Diese Zögerung weckte nun wieder den Muth der französischen Parthei. Die Unterhandlungen mit dem Herzog von Aquitanien wurden wieder angeknüpft, und Wilhelm und dessen Sohn durch die glatten Worte der Longobardischen Abgeordneten auf das Neue bethört. Wilhelm entschloß sich daher, sogleich mit einem Heere nach Italien aufzubrechen, und schickte auch schon seinen Sohn mit einem Armeecorps von zwölf bis fünfzehn tausend Mann nach den italienischen Grenzen. Aber, wie es scheint, war indessen dem edeln und gut gesinnten Herzog durch Briefe entweder von seinem Freunde, dem Markgrafen Meginhard von Susa, oder auch dem Bischofe Leo von Vercelli manches zu Ohren gekommen, was ihm nicht anders als sehr gegründetes Mißtrauen gegen die wahren Gesinnungen der italienischen Fürsten, die sich zu der französischen Parthei bekannten, einflößen mußte. Wilhelm fand daher für rathsam, bevor er sich weiter einließe, erst Alles an Ort und Stelle genau zu erkunden. Durch einen Eilboten ließ er demnach seinem Sohne sagen, an dem Fuße der Alpen Halt zu machen und bis auf weitern Befehl die Grenzen nicht zu überschreiten. Ohne alles Gefolge,

nur von wenigen Getreuen begleitet, eilte nun Wilhelm selbst nach Italien. Hier war jedoch sein Aufenthalt nur von kurzer Dauer; denn sehr bald gewann er jetzt die volle Ueberzeugung, daß bei den Fürsten, die ihm die Krone Italiens angetragen, weder Treue noch Redlichkeit und auch nicht einmal vollkommene Einigkeit zu finden sey, daß sie sich seiner nur als eines Werkzeuges zu Erreichung ihrer egoistischen, zum Theil schändlicher Absichten bedienen wollten, und dann, wenn sie Alles, was sie begehrten, von ihm erhalten hätten, dennoch bei dem ersten Erscheinen eines deutschen Heeres in Italien sich Conrad, unter der Bedingung der Erhaltung des bestehenden Status quo, unverzüglich unterwerfen, und ihn, den sie selbst nach Italien so dringend gerufen und der schon so viele Opfer für sie gebracht, treulos verlassen würden. Voll Unmuth über solche bodenlose Schlechtigkeit und voll Verachtung gegen Fürsten, die doch die Vorsehung auf so hohe Stufen zeitlicher Größe erhoben, daß deren Erhabenheit auch ihren Geist und ihre Gesinnungen zu gleicher Höhe hätte erheben sollen, verließ Wilhelm Italien, brach alle fernern Unterhandlungen ab, und rief auch unverzüglich das unter seinem Sohne schon an der Schwelle Italiens stehende Heer wieder zurück. Es geht auch wirklich über allen Begriff, welche unerhörten, im höchsten Grade ungerechten Foderungen an den Herzog von den Großen der sogenannten französischen Parthei waren gemacht worden. Die meisten begehrten, daß er bald diese bald jene Bischöfe von ihren Stühlen vertreiben, einen Theil der Güter deren Kirchen ihnen zusprechen, und auf die durch Vertreibung der rechtmäßigen Bischöfe erledigten Stühle nur Bischöfe nach ihrer Wahl erheben sollte. In mehrern Briefen, theils an den Markgrafen Meginhard, theils auch an Leo von

Vercelli ergießt sich Wilhelms gerechter Unwille oft in sehr derben Ausdrücken. An den Erstern schrieb er, daß er sich von aller Theilnahme an einer Unternehmung lossage, deren Zweck wie deren Folgen weder für die Kirche noch für den Staat, oder für irgend Jemand heilsam und ersprießlich wären, und jeden, der daran Theil nehmen wollte, nur mit Schande und Schmach bedecken würde. In dem bittern Gefühle, daß man seine Redlichkeit so schändlich habe mißbrauchen wollen, bricht der Herzog endlich über alle Italiener den Stab und nennt sie eine perfide Nation*). Von dem mächtigen Herzoge von Aquitanien verlassen, hatte die, den Deutschen entgegengesetzte Parthei keinen Ausweg, als sich ebenfalls für den ihr von Heribert gegebenen König zu erklären, besonders da auch der Erzbischof es weder an Geschenken noch Versprechungen fehlen ließ, um seinem Conrad Anhänger zu gewinnen, so daß endlich, nur mit Ausnahme der Stadt Pavia, des Markgrafen Rainer von Toscana

*) Perfid ist ausdrucksamer, und sagt noch mehr als treulos. Wenn aber Wilhelm, in einer Aufwallung seines gerechten Unwillens über die Ehrlosigkeit italienischer Fürsten, auch die ganze Nation mit demselben Maße messen, und auch ihr denselben Stempel der Verwerfung aufdrücken will, so ist dieß blos Folge eines allzu sehr aufgeregten Gemüthes. Zu allen Zeiten muß man den Charakter einer Nation von jenem seiner Regierung unterscheiden. Ein vollkommener Einklang zwischen Beiden ist eben so selten, als im ganzen genommen wünschenswerth. Sehr oft ist und bleibt eine Nation, trotz ihrer bodenlos schlechten, unmoralischen, bisweilen sogar fluchwürdigen Regierung, dennoch ein sehr ernstes, biederes und achtungswerthes Volk. Liefert die Zeitgeschichte uns nicht schlagende und sprechende Beweise darüber?

und noch einiger andern minder mächtigen Herren, alle Fürsten und Städte Italiens den deutschen König nun auch König von Italien nannten*).

7. Im Jahre Ein Tausend und sechs und zwanzig gegen Ende Februars, trat endlich Conrad seinen Zug nach Italien an. Kaum in den Ebenen der Lombardei angekommen, und so zu sagen schon am Fuße der Alpen, fing Conrad es sogleich da an, wo die sächsischen Kaiser mit ihrer verschwenderischen Freigebigkeit in Wegschenkung königlicher Rechte, Exemtionen und ganzer Grafschaften es gelassen hatten. Dem Erzbischof von Mailand gab er, was bisher noch nie geschehen war, die Oberlehnsherrlichkeit über Lodi. Zu Folge dieser Schenkung glaubte nun der Erzbischof von Mailand, bei Erledigung des bischöflichen Stuhles von Lodi, auch das Recht zu haben, den neuen Bischof zu ernennen, obgleich er dadurch blos ermächtiget war, dem vom Capitel erwählten neuen Bischofe die Investitur aller Güter seiner Kirche, nebst den damit verbundenen Privilegien und Rechten zu ertheilen**). Dem ohne-

*) Arnulph sagt bei dieser Gelegenheit von Heribert, und dessen Bemühungen, Conrad allgemeine Anerkennung in Italien zu verschaffen: Totam suis legationibus evertit Italiam, alios re, alios spe benevolos faciens, donec suum electum fere omnes laudavere suscipiendum. Histor. Mediol. Lib. II. c. 2.

**) Des mailändischen Geschichtschreibers kurzer Bericht über diese Schenkung ist folgender: Accipiens (Heribertus) ab eo (a Conrado) praeter dona quam plurima, Laudensem episcopatum, ut, sicut consecraverat, similiter investiret episcopum. Offenbar hatte demnach der Erzbischof nicht das Wahl-, sondern blos das Investiturrecht erhalten, welches er jedoch, wie wir bald sehen werden, gleich

hin schon sehr mächtigen Bischof von Como, der schon unter den sächsischen Kaisern die Exemtion seiner bischöflichen Stadt von dem Grafenrecht, und einige Zeit darauf auch die Grafschaft Bellinzona erhalten hatte, gab Conrad jetzt auch noch die beiden Grafschaften Chiavenna und Misocco. Wie es scheint, war Pavia der erste Gedanke, der Conrad bei seiner Ankunft in Italien beschäftigte; denn dahin zog er schon nach einem sehr kurzen, nur wenige Tage dauernden Aufenthalt in Verona. Aber seit Conrads so ungnädiger und harter Behandlung der Abgeordneten von Pavia, hatten die Einwohner, das ihnen drohende Ungewitter voraussehend, ihre ohnehin schon feste Stadt durch Anlegung neuer Werke noch mehr befestiget; und als jetzt Conrad ankam, fand er die Thore geschlossen, und die Mauern von dichten Schaaren geharnischter Männer besetzt. Dieser Trotz der Einwohner erbitterte den König nur noch mehr gegen die Stadt, deren Züchtigung er jedoch auf eine gelegenere Zeit aussetzen mußte; denn die Belagerung einer so wohl befestigten und wahrscheinlich auf das äußerste vertheidigten Stadt würde mehrere Monate erfodert, endlich vielleicht nicht einmal den Erwartungen Conrads entsprochen, und dann gleich bei seinem ersten Auftreten in Italien seinen kriegerischen Ruhm nicht wenig befleckt haben. Zudem war Conrad noch nicht gekrönt, mithin nach den damaligen Begriffen und Ansichten, im eigentlichen Sinne, auch noch nicht wahrhaft König von Italien. Von Pavia zog Conrad nach Vercelli, und von da nach Mailand, wo er von dem Erzbischofe Heribert gekrönt ward. An welchem Tage die Feierlichkeit statt hatte, darüber sind die Mei-

bei der ersten Gelegenheit über Gebühr auszudehnen suchte.

nungen getheilt; höchst wahrscheinlich geschah die Krönung am ersten Festtage der Ostern, die in diesem Jahre Conrad in Mailand feierte. Bei dieser Gelegenheit fehlte es wieder nicht an Gnadenbezeugungen und Gewährungen jeder Art. An Verschenkungen von Grafschaften, Krongütern und königlichen Rechten, besonders an die Bischöfe, schien überhaupt Conrad alle seine Vorfahren übertreffen zu wollen. Solche Geschenke achtete er wenig; denn in seinem Sinne betrachtete er doch nur ganz Italien als sein Grundeigenthum, und sein Schwert und sein zahlreiches Heer als die sicherste Begründung aller Herrscherrechte, die er, wenn er es für zweckmäßig fände, auszuüben berechtiget seyn würde. Höchst bemerkenswerth aber ist noch, daß Conrad jetzt in seiner italienischen Kanzlei alle Italien betreffende Diplome, ohne Unterschied, nach den Jahren seiner Regierung in Deutschland ausfertigen ließ. Dadurch gab er klar zu erkennen, daß durch seine Wahl bei Kampa, wozu doch die italienischen Stände nicht waren eingeladen worden, er auch schon ein jus haereditarium auf die italienische Krone erhalten hätte. Abermals ein, ganz zweckwidrig das Nationalgefühl der Italiener tief verletzender Akt. Daß Italien nicht als ein mit Deutschland vereinigtes Reich, wie Lotharingen und nachher Burgund betrachtet ward, dieß beweißt die Nichtberufung der italienischen Bischöfe und Fürsten zu der Wahl bei Kampa*); und so

*) In der sich hierauf beziehenden Stelle drückt sich Wippo, und wie es scheint, nicht ohne Absicht, ziemlich dunkel und zweideutig aus. Er sagt: Italiam transeo, cujus principes in brevi convenire ad regiam electionem nequiverunt. Da ihnen weder der Wahltag war angesagt, noch sie dazu waren

ging nun aus dieser Verfügung Conrads klar hervor, daß er Italien blos als ein durch das deutsche Schwert erobertes, von der deutschen Herrschaft unmittelbar abhängiges Nebenland betrachte.

8. Sobald Conrad, nach seiner Krönung, auf den roncalischen Feldern bei Piacenza einen Reichstag und öffentliches Gericht gehalten, mithin sich Italien in seiner Königswürde gezeigt hatte, zog er, von Zorn und Unmuth getrieben, wieder vor Pavia. Die Einwohner machten einen neuen Versuch, den ihnen zürnenden Monarchen zu besänftigen. Sie erboten sich, den zerstörten Palast wieder aufzubauen, jedoch nicht in, sondern außerhalb ihrer Stadt. Conrad verlangte, daß da, wo der alte gestanden, auch der neue stehen müsse. Standhaft weigerten sich dessen die Einwohner; und da Conrad gebieterisch auf seiner Foderung bestand, so mußte jetzt auch hier wieder Waffengewalt entscheiden. Die Stadt ward sogleich von allen Seiten von den Deutschen eingeschlossen. Aber eine großen Aufwand von Zeit, Menschen und Geld erfodernde Belagerung lag nicht in dem Plane Conrads. Durch Zer-

---

berufen worden, so konnten sie freilich auch nicht kommen. Der eigentliche Sinn, den jedoch Wippo zu verhüllen gesucht haben mag, möchte also wohl der seyn: Da man die italienischen Fürsten nicht zur Wahl eingeladen hatte, so konnten sie auch schicklicher Weise derselben nicht beiwohnen. Wäre wirklich eine Bekanntmachung der bevorstehenden Wahl und eine Einladung, bei derselben sich einzufinden, an die italienischen Stände ergangen, und diese demungeachtet nicht gekommen, so würden weder Wippo noch die andern Chroniker einen so bedeutenden Umstand, der gewiß bei manchem deutschen Fürsten Bedenken hätte erregen müssen, mit Stillschweigen haben übergehen können.

störung alles außerhalb der Stadt liegenden Eigenthums der Paveser wollte er diese zur Uebergabe ihrer Stadt zwingen. Der Po ward demnach gesperrt, die Schifffahrt gehemmt, aller Handel und Verkehr unterbrochen, und weit und breit in dem ganzen Stadtgebiet mit Feuer und Schwert gewüthet. Alle Fruchtbäume wurden abgehauen, alle Weinberge zerstört, die Felder verwüstet, Gebäude und selbst die Kirchen niedergebrannt, und alle die vielen Unglücklichen, die sich in die letztern geflüchtet hatten, wurden theils ein Raub der Flammen, theils von den ergrimmten Deutschen erbarmungslos hingewürget. Alle diese Gräuelthaten, welche sich kaum ein Sarazenenheer erlaubt haben würde, thaten demungeachtet bei den Paveser nicht die erwünschte Wirkung. Trauernd weilten zwar ihre Augen über ihrem, vor kurzem noch in so reicher Blüte stehenden und nun unmenschlich verheerten, in eine wüste Einöde verwandelten Gebiete, aber die Thore ihrer Stadt hielten sie dennoch geschlossen, und unverrichteter Dinge mußte Conrad abermals vor Pavia wieder abziehen*). Bevor er jedoch die Gegend verließ, griff er noch die beiden, im Bündniß mit Pavia stehenden Markgrafen Adel-

*) Diese, auf Conrads Befehl von dessen Heere verübten Greuel berichten nicht blos italienische Geschichtschreiber, sondern selbst Wippo, Conrads Schloßkaplan, erzählt sie uns. Ea tempestate grande malum factum est in Italia propter contentiones Papiensium. Multae eorum ecclesiae in circuitu cum ipsis castellis incensae sunt, et populus, qui illuc confugerat, *igne et gladio* periit. Agri vastati sunt; vineae truncabantur; exitum et introitum Rex prohibebat; navigium abstulit, mercimonia vetuit, et ita per biennium omnes Ticienses afflixit etc. *Wip.* Vit. Conr. c. XII. p. 471. (apud *Pist.* Sc. R. G. Ratisb. 1731.)

bert und Wilhelm an, eroberte und zerstörte die ihnen gehörige Burg Orba, belagerte sie in der Festung Motta, und zwang endlich beide, sich ihm, obgleich unter sehr ehrenvollen Bedingungen, zu unterwerfen. Von Pavia zog Conrad nach Ravenna. Diese, obgleich dem römischen Stuhle gehörende Stadt betrachtete Conrad wie ein auf ihn vererbtes Familiengut, und schaltete und waltete darin, wie es ihm einfiel. Zwar hatten die Thore von Ravenna bei seiner Ankunft sich ihm sogleich eröffnet, auch die Einwohner mit aller nur möglichen Ehrerbietung ihn empfangen. Aber wie es scheint, hatte der hartnäckige Widerstand Pavia's, der sehr leicht auch in andern Gegenden Italiens zu gleicher Widersetzlichkeit reitzen konnte, Conrads Laune nicht wenig verdüstert. Diese bittere Gemüthsstimmung ließ er nun die Einwohner von Ravenna fühlen. Ueberall und gegen Alle war sein Betragen willkührlich, gebieterisch, streng und hart*). Aber eben diese grenzenlose Willkühr, diese Strenge und Härte reitzten immer mehr und mehr das ohnehin so reitzbare Volk der Ravenaten, und so kam es endlich zu einem allgemeinen, furchtbaren Aufstand, und zwar nicht, wie bei gewöhnlichen Volksaufständen, durch irgend einen zufälligen unvorhergesehenen Umstand erregt, sondern offenbar als Folge einer länger schon ausgebrüteten Verschwörung, daher auch nach einem sehr reiflich und wohl überlegten Plane. Nur eine kleine Heerabtheilung, größtentheils aus der

*) Wippo sagt: Eodem tempore Rex Chuonradus Ravennam intravit, et cum *magna potestate ibi regnavit*. Diese Worte, da der kluge Hofkaplan sich keines genauer bezeichnenden Ausdrucks bedienen wollte, haben offenbar entweder gar keinen Sinn, oder können blos auf die hier oben angegebene Weise gedeutet werden.

Leibwache bestehend, war bei dem Kaiser in der Stadt, das Heer lagerte außerhalb derselben, jenseits des Montone. Plötzlich griffen in einer Nacht sämmtliche Einwohner der volkreichen Stadt zu den Waffen, bemächtigten sich zuerst und mit der größten Schnelligkeit der über den Montone führenden Brücke, und schnitten dadurch die Verbindung der Stadt mit dem Lager ab. Eben so schnell und unvermuthet wurden auch alle bei den Bürgern einquartierte Soldaten von ihren Wirthen überfallen, und die nicht durch einen glücklichen Zufall entrannen, theils erwürget, theils in Kellern oder Gewölben eingesperrt. Bald füllten wildes Geschrei und Waffengetöse die ganze Stadt. Indessen hatten auch die Deutschen ihre Waffen ergriffen, sich in der Eile gesammelt und rückten den Heranstürmenden entgegen. Obgleich überall von den Mauern, von den Dächern der Häuser, wie von Thürmen ein Hagel von Pfeilen, Steinen und brennenden Balken auf die heranrückenden Deutschen herabfiel, warfen diese sich doch mit ihrer gewöhnlichen Unerschrockenheit den Aufrührern entgegen. In allen Straßen ward jetzt gekämpft. Oefters wurden zwar die aufrührerischen Haufen von den Deutschen zurückgedrängt, jedoch auch diese durch die Ueberzahl ihrer Feinde nicht selten zu rückgängigen Bewegungen gezwungen. Die ganze Nacht hindurch dauerte der Kampf mit wechselndem Erfolge, und würde vielleicht gar zum Nachtheil der Deutschen sich geendiget haben, hätte nicht gegen Anbruch des Tages, gerade in dem entscheidenden Momente, der tapfere bayersche Graf Eppo an der Spitze seiner braven Schaaren, in der einen Hand sein mörderisches Schwert und mit der andern Bayerns Panier hoch in der Luft haltend, die Montonebrücke erstürmt und dadurch die Verbindung mit der Stadt wieder

hergestellt. Gleich einem reißenden Strome, der alle Dämme durchbrochen, ergoß nun das ganze Heer sich in die Stadt. Als die Ravennaten dieß sahen, gaben sie das Spiel verloren und suchten ihr Heil in schleuniger Flucht. Schrecklich würde jedoch das Schwert der auf das höchste ergrimmten Deutschen unter den Fliehenden gewüthet haben, hätte Conrad sich nicht ihrer erbarmt und seine Leute vom fernern Verfolgen zurückberufen. Aber am andern Tage mußten die Vornehmsten der Stadt baarfuß, in härenem Gewand und mit einem am Halse hängenden Schwerte, zum Zeichen, daß sie sich selbst des Todes schuldig erkennten, vor dem König erscheinen und kniefällig um Gnade und Verzeihung flehen. Diese wurde ihnen zwar von Conrad ertheilt, aber dennoch weder die Gemüther der Einwohner von Ravenna, noch auch der Italiener überhaupt dadurch gewonnen *).

9. Wahrscheinlich hatte Conrad Italien weiter hinunter, und schon in diesem Jahre nach Rom ziehen wollen. Dieses Vorhaben gab er jetzt auf. Der Sommer war nämlich ganz brennend heiß, und Conrad befürchtete mit Recht, daß die allzu große Hitze unter seinem an Italiens glühenden Himmel nicht gewöhnten deutschen Heere pestartige Krankheiten erzeugen könnte. Er zog sich demnach

*) So hart sich Conrad gegen die Einwohner von Ravenna gezeigt hatte, eben so mild und freigebig in Belohnungen erwieß er sich gegen sein Heer nach geendigtem Kampfe. Besonders soll er für die Verwundeten eine ganz ungemeine Sorgfalt gezeigt haben. Es wird erzählt, er habe Einem, der in dem Gefecht einen Fuß verloren, dessen beide Stiefel mit Geld füllen und diese an das Schmerzenslager des Verwundeten stellen lassen.

in die höher liegenden Gegenden hinter der Adda zurück, und lagerte zwei Monate lang auf den schattenreichen und erfrischenden Hügeln von Brienza, wo er, sammt seinem Heere, die ganze Zeit über von dem Erzbischofe Heribert von Mailand königlich bewirthet ward*). Im Herbst brach er aus dem Lager bei Brienza auf, zog einige Zeit in dem obern Italien umher, hielt an schicklichen Orten öffentliche Tage, beredete sich mit den Fürsten, strafte einige Widerspenstigen, und die Furcht vor seinem Heere erzwang ihm überall Unterwerfung und dem Lande Ruhe und Frieden**). Wie es scheint, beschäftigten nicht wenig jetzt Conrads Sinn auch die burgundischen Angelegenheiten. Er näherte sich daher mit seinem Heere den Grenzen Burgunds, und ging nach Ivrea, wo er das Weihnachtsfest

*) Daraus kann man sich einen Begriff von dem damaligen ungeheuern Reichthum der Kirche von Mailand machen. Wahrscheinlich werden nun auch viele unserer Leser zu wissen wünschen, welchen Gebrauch der Erzbischof Heribert überhaupt von diesen großen und reichen Einkünften gemacht habe. Wir bemerken daher einstweilen, und gleichsam nur im Vorübergehen, daß eben dieser Erzbischof, während einer achtjährigen Theurung in Italien, alle Morgen dem armen Landvolke acht tausend Brode und acht Malter Bohnen und andere gekochte Hülsenfrüchte reichen, auch am Ende des Monates unter sie noch Geld und Kleidungsstücke austheilen ließ, ja diese bisweilen selbst mit eigenen Händen spendete, um an der Freude der Empfänger auch sein eigenes wohlthätiges Herz ebenfalls zu erfreuen.

**) Hinc decedens tempore autumnali, Italiam planam iterum peragrans, habitis consiliis, et regalibus colloquiis in oportunis locis, atque *rebelles in vincula mittens*, regnum pacificavit, et sic pertransiens usque ad confinium Italiae et Burgundiae pervenit (*Wippo*).

feierte und den ganzen Winter über blieb. Daß der Gedanke an Burgund ihn nach Ivrea geführt, beweißt die bald darauf erfolgte Ankunft einer burgundischen Gesandtschaft, und endlich des burgundischen Königes selbst, und hatte auch Conrad nicht gerade Ursache, mit dem bisherigen Gange der Ereignisse sehr zufrieden zu seyn, so ward er doch jetzt durch das unter der Vermittelung seiner Gemahlin Gisella mit Rudolph III. getroffene Uebereinkommen, wodurch ihm die Thronfolge in Burgund zugesichert ward, vollkommen entschädiget. Aber eine Gesandtschaft des Dogen von Venedig, welche ebenfalls zu Conrad nach Ivrea kam, fand bei weitem keine so günstige Aufnahme, wie jene von Burgund. Conrad war den Venetianern von Herzen abhold. Die Ursache ist leicht zu errathen. Die Venetianer erkannten ja nicht den römischen, sondern den griechischen Kaiser für ihren Oberherrn an. Wer aber nicht ihn, sondern einen andern für seinen Herrn erkannte, und nicht von Unterwerfung, sondern nur von Rechten zu Folge längst bestehender Verträge sprechen wollte, fand bei Conrad nicht leicht Gehör. Er weigerte sich also, die alten mit Venedig geschlossenen Handelsverträge zu bestätigen, unterstützte im Gegentheil den Patriarchen Popo von Aquileja, der jetzt das venetianische Gebiet nicht wenig beunruhigte, ängstigte überhaupt die Venetianer auf mancherlei Weise, und fügte, wie der venetianische Geschichtschreiber Dandolus klagt, der Republik allen nur möglichen Schaden zu.

10. Im Anfange des folgenden Jahres 1027, ungefähr in der Mitte Februars, brach Conrad von Ivrea auf, und trat in Begleitung Königs Rudolph seinen Zug nach Rom an. Auf dem Marsche dahin machte er dem Markgrafen Rainer (Reginher,

Rinieri) von Toscana einen, demselben freilich nicht sehr willkommenen Besuch. Der Markgraf und mit ihm auch die übrigen kleineren Herren in Toscana hatten sich Conrad noch nicht unterworfen, und obgleich dieser nun von ganz Oberitalien als König anerkannt war, fuhr dennoch Rainer fort, ihm zu trotzen, und schloß sich in der wohl befestigten Stadt Lucca ein. Conrad zog vor die Stadt und traf sogleich alle Vorkehrungen, dieselbe zu belagern. Als Rainer dieß sah, besann er sich; obgleich zu spät, eines Bessern, öffnete die Thore von Lucca und ergab sich auf Gnade oder Ungnade. Conrad nahm ihm die Markgrafschaft und gab diese dem Bonifacius, dem Vater der nachher in der Geschichte Heinrichs des Vierten so berühmt gewordenen Gräfin Mathildis*). Am Mittwoch in der Charwoche kam Conrad vor Rom an, hielt unter dem lauten Jubel der Römer**) seinen Einzug in die Stadt, und ward mit seiner Gemahlin, der Königin Gisella, am heiligen Ostertage von dem Pabste Johann XIX. mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten gekrönt. Beinahe zahllos war die Menge der italienischen und zum Theil auch deutschen, geistlichen wie weltlichen Fürsten und Herren, die dem Krönungsfeste beiwohnten, dessen Feier durch die Gegenwart zweier

*) Bonifacius, schon Herr von Modena, Reggio, Mantua, Cremona und Piacenza, ward jetzt durch die Belehnung mit Toscana der mächtigste Fürst in ganz Italien.

**) Daß die Römer, so oft ein deutscher Kaiser an der Spitze seines Heeres in ihre Stadt einzog, in den ersten Tagen stets Gloria in excelsis sangen, und am Ende der Woche schon wieder crucifige, crucifige! schrieen: dieß ist unsern Lesern bekannt; und auch jetzt, wie wir gleich hören werden, geschah wieder dasselbe.

Könige, nämlich Rudolphs III. von Burgund und des die Kronen Englands, Dänemarks und Norwegens auf seinem Haupte vereinigenden Königs Cnut des Großen ganz vorzüglich verherrlichet ward*). Nach der Krönung führten die beiden Könige den Kaiser und die Kaiserin, sie in ihre Mitte nehmend, und von dem ganzen Heere anwesender Erzbischöfe, Bischöfe und Fürsten begleitet, zu dem in der leoninischen Vorstadt gelegenen Palast, und zwar bis zur Schwelle des kaiserlichen Gemaches zurück. Aber beinahe wäre das Krönungsfest, noch vor Anfang der Feierlichkeit, durch einen zwischen

*) Daß während Conrads II. und Cnuts des Großen Aufenthalt in Rom zwischen beiden Monarchen, unter der Vermittelung des frommen und einsichtsvollen Erzbischofes Unwan von Hamburg, ein Friedens- und Freundschaftstraktat geschlossen, des dänischen Königs jüngste Tochter Gunhilde mit Heinrich, dem Sohne des Kaisers, verlobt, aber auch die Markgrafschaft Schleswig an Dänemark abgetreten ward: dieß ist unsern Lesern schon aus der Regierungsgeschichte Cnuts (der Forts. B. XX. Abschn. 7. §. 10.) hinreichend bekannt. Was die Abtretung der Stadt und Markgrafschaft Schleswig betrifft, so war dieß freilich ein Verlust für das deutsche Reich, das jedoch dadurch auf einer andern Seite den nicht wenig bedeutenden Vortheil gewann, daß die Dänen, die ohnehin jetzt Christen waren und den räuberischen Seezügen ihrer heidnischen Vorfahren völlig entsagt hatten, nun ruhige und freundliche Nachbarn der Deutschen wurden, mithin nicht mehr, wie bisher geschehen, die Slaven in ihren Kriegen gegen die Deutschen, theils in Geheim, theils öffentlich unterstützten und begünstigten. Die Wiedervereinigung Schleswigs mit Dänemark ebnete den Deutschen die Bahn zur völligen Bezwingung aller, selbst der jetzt noch freien, an der Ostsee wohnenden slavischen Volksstämme.

den Erzbischöfen von Mailand und Ravenna *) entstandenen Rangstreit auf eine, der ganzen Christenheit Aergerniß gebende Weise gestört worden. Auf dem Zuge nach der St. Peterskirche nämlich ging der Erzbischof von Ravenna dem König zur rechten Seite. Der Erzbischof von Mailand, um keine Störung zu veranlassen, ließ dieses geschehen. Als er aber merkte, daß die in seinem Gefolge befindlichen Mailänder darüber murrten und immer hitziger zu werden anfingen, und er daher befürchtete, daß es zwischen den Mailändern und Ravennaten zu Thätlichkeiten kommen könnte, entfernte er sich sogleich ohne alles Geräusch mit seinem ganzen Gefolge. Aber Conrad, dem die Ursache der Entfernung seines Freundes Heribert nicht entging, stand jetzt plötzlich stille und zu den übrigen Bischöfen und Prälaten sich wendend, sprach er laut und mit gebietender Stimme: „Gleichwie die Krönung eines römischen Kaisers nur „dem römischen Stuhle zusteht, eben so steht auch die „Krönung eines italienischen Königes nur dem „Stuhle des heiligen Ambrosius in Mailand zu. „Vollkommen billig erachte ich es also, daß die „Hand, welche die erste Krone aufsetzte, den König „auch, zum Empfang der zweiten Krone, dem heiligen „Petrus und dessen Statthalter vorstelle.“ Auf diese königliche Entscheidung entfernte sich nun auch der Erzbischof von Ravenna, und ein Suffraganbischof von Mailand, nämlich Arderich von Vercelli, hatte die Ehre, seinen abwesenden Erzbischof bei der Feierlichkeit zu vertreten. Zwei Tage darauf hielt der Pabst ein Concilium, auf welchem durch einen conciliarischen Beschluß dem Erzbischofe von

*) Beide Erzbischöfe, der von Mailand wie jener von Ravenna, führten denselben Namen. Beide hießen Heribert.

Mailand der Vorrang vor jenem von Ravenna auf immer zuerkannt ward*). Aber darüber kam es nun auch sogleich zu blutigen Händeln zwischen den Mailändern und Ravennaten. Von kaiserlichen Soldaten unterstützt, behielten die Erstern die Oberhand, verfolgten die fliehenden Ravennaten bis in deren Quartiere, plünderten diese rein aus, und zwangen endlich gar den Erzbischof selbst zur Flucht.

11. Dieser Tumult, wobei es jedoch auf beiden Seiten nicht an Verwundeten fehlte, war indessen blos ein Vorspiel zu noch ungleich schrecklichern und blutigern Ereignissen. Bei dem Haß der Italiener gegen die Deutschen bedurfte es nur der geringfügigsten Veranlassung, um den Zorn jener bis zur Wuth zu entflammen. Ueber den Handel einer Ochsenhaut entstand zwischen einem Römer und einem Deutschen ein Streit. Von Scheltworten kam es bald zur Balgerei. Umstehende Römer kamen sogleich ihrem Landsmann zu Hülfe, aber deßgleichen thaten auch die Deutschen, und ehe man sich es jetzt versah, war beinahe das ganze deutsche Heer mit der ganzen ungeheuern Masse aller Einwohner Roms in dem heftigsten und wüthendsten Kampfe begriffen. Nach langem und hartnäckigem Widerstand wurden endlich die Römer, obgleich sie ebenfalls theils zu Pferde, theils zu Fuße in geschlossenen Reihen fochten, dennoch mit ungeheuerm Verlust**) in die Flucht geschlagen. Conrad ließ

*) Für jetzt war dieser Rangstreit beendiget, ruhete auch bei zwanzig Jahre, ward aber, wie wir zu seiner Zeit berichten werden, im Jahre Ein Tausend und sieben und vierzig auf das neue wieder rege gemacht.

**) Innumerabiles ex illis perierunt, sagt Wippo.

scharfe Untersuchung anstellen, und alle, die als Haupturheber des Aufruhrs erfunden wurden, oder andere noch mehr zum Kampfe ermunternd und entflammend, vorzüglich Antheil daran genommen hatten, mußten am andern Tage baarfuß und im Bußgewande vor dem Kaiser erscheinen und seine Gnade kniefällig erflehen. Die Freien hatten entblößte Schwerter in den Händen, die Unfreien Stricke um den Hals, um anzuzeigen, daß jene enthauptet und diese aufgehängt zu werden verdient hätten. Der Kaiser begnadigte sie sämmtlich, verließ aber bald darauf Rom und zog mit seinem Heere weiter nach Unteritalien hinab.

12. Auch der südliche Theil Italiens, so weit er zu dem longobardischen Reiche gehört hatte, unterwarf sich jetzt Conrad. Die beiden Fürsten von Benevent und Capua*) huldigten ihm als ihrem Oberherrn. Alle Städte öffneten dem gewaltigen Kaiser ihre Thore, und die, welche sie nicht öffnen wollten, wurden durch die Waffen der Deutschen aufgesprengt, auch die Einwohner nach dem Verhältniß ihrer Schuld bestraft. Die in Unteritalien angesiedelten Normänner nahm Conrad jetzt ebenfalls unter die Reichsvölker auf, und bestätigte sie in dem Besitze der von seinem Vorfahrer, Kaiser Heinrich, ihnen angewiesenen Län-

---

Aber auch auf Seite der Deutschen war der Verlust nicht ganz unbeträchtlich. Besonders schmerzte den Kaiser der Tod eines ungemein tapfern und hoffnungsvollen schwäbischen Jünglings; nämlich des jungen Grafen Berengarius. Er war ein Liebling des Monarchen, der daher auch die Leiche des Erschlagenen neben dem Grabmale Kaisers Otto II. beerdigen ließ.

*) Imperator in Apuliam processit: Beneventanum et Capuam, ac reliquas civitates illius regionis, *seu vi*, sive voluntaria deditione sibi subjugavit. (*Wip.*)

dereien, jedoch unter der Bedingung, Apulien gegen auswärtige Feinde, Griechen und Sarazenen, zu schützen. Auf seinem Rückzuge aus Apulien kam Conrad wieder nach Rom, hielt sich aber nicht lange allda auf, denn Nachrichten aus Deutschland riefen ihn dringend in das Reich zurück. So schleunig als möglich suchte er demnach die Alpen zu erreichen. Wie im Fluge durchzog er Italien, war am dritten Mai schon wieder in Ravenna und am vier und zwanzigsten in Verona. Auf dem Marsch dahin gelang es Conrad, sich eines die ganze Gegend weit und breit ängstigenden Raubgrafen zu bemächtigen. Derselbe hieß Thasselgar, war aus einem alten gräflichen Geschlecht entsproßen und besaß mehrere auf hohen Felsen erbaute Burgen. Die Verwirrung unruhiger Zeiten benutzend, fiel Thasselgar aus seinen Raubnestern gleich einem wilden Thiere über die Gegend her, raubte Menschen und deren Güter, plünderte Dörfer und Meierhöfe, Klöster, Kirchen und Altäre, reisende Kaufleute und andächtige Pilger; kurz schonte weder des Heiligen noch des Gemeinen, und war weit und breit umher ein Schrecken für das Land. Schon seit Jahren trieb er dieß unselige Handwerk. Als der Kaiser mit seinem Heere in die Gegend kam, wo Thasselgar haußte, schloß dieser sich in eines seiner Felsennester ein. Seiner Lage wegen konnte dasselbe nicht erstürmt werden. Um den großen Räuber lebendig zu fangen, sandte Conrad eine Menge kleiner Detaschements aus, welche die Waldgegend, wo die Felsenburg lag, Tag und Nacht ganz unbemerkt, weil durch das Gehölz gedeckt, durchstreichen mußten. Diese Vorkehrungen führten zum erwünschten Zweck. Größerer Sicherheit wegen wollte Thasselgar in einer dunkeln Nacht sich aus seiner Burg in eine andere begeben und fiel einer jener Streifpartheien in die Hände. Vor den Kaiser gebracht, fuhr dieser heftig auf. „Wie," rief er aus,

„ist dieß der grimmige Löwe, der die Thiere des Lan„des auffrißt. Bei dem Kreuze des Herrn! Er soll „nicht länger mein Brod essen," und mit Zustimmung der ihn umgebenden Fürsten befahl Conrad, den verwilderten, zum Straßenräuber gewordenen Vasallen unverzüglich an dem nächsten besten Galgen aufzuknüpfen*). In Verona hielt der Kaiser noch einen öffentlichen Tag, auf welchem er einige zwischen dem Patriarchen Popo von Aquileja und dem Herzog von Kärnthen obwaltende Streitigkeiten schlichtete, auch noch einige andere Verordnungen machte, und es dabei abermals an mancherlei Gnadenerweisungen nicht fehlen ließ. Ganz Italien war jetzt beruhiget. Auch die Stadt Pavia hatte sich unterworfen und die Verbindlichkeit übernommen, ganz nach des Kaisers Willen den Palast da, wo der zerstörte gestanden, wieder aufzubauen. Conrad begnügte sich damit, und durch die Bitten mehrerer italienischer Fürsten, und besonders des heiligen Abtes Odilo von Clugny bewogen, verzieh er alles Uebrige den Pavesern und nahm sie wieder in Gnaden auf. Bevor Conrad Verona verließ, ernannte er den Erzbischof Heribert von Mailand, während seiner Abwesenheit, zum Statthalter von Italien, brach sodann auf, und hatte in den ersten Tagen des Junius die Alpen schon wieder in dem Rücken seines Heeres.

*) In welcher Provinz, oder in welcher Gegend Italiens Thasselgar sein Unwesen getrieben, dieß ist unbekannt, und in Wippos ohnehin blos aphoristischer, unzusammenhängender Lebensbeschreibung Conrads findet sich nicht eine einzige, auch nur von weiten darauf hindeutende Spur. Selbst Muratori erlaubt sich diesfalls keine Muthmaßung. Nicht so ganz unmerkwürdig wäre doch dieser Umstand, denn man könnte daraus auf die Verwaltung und den staatsgesellschaftlichen Zustand einer solchen Provinz ziemlich sichere Schlüsse ziehen.

VIII.

Fortsetzung der Geschichte von Italien.

1. Blutige Fehde zwischen Mailand und Lodi. Mehrere Jahre blieb es in Oberitalien jetzt ruhig und Alles ging seinen gewöhnlichen, daher nicht immer ganz gesetzlichen Gang. Eine, obgleich nur schnell vorübergehende Unterbrechung dieser Ruhe ward indessen doch bald, nach des Kaisers Abzug aus Italien, durch den schon im nächsten Jahre erfolgten Tod des Bischofes von Lodi veranlaßt. Der Erzbischof Heribert von Mailand nämlich wollte jetzt die von dem Kaiser über Lodi erlangte Lehnsherrlichkeit geltend machen, ernannte demnach einen seiner Cardinäle *), Namens Ambrosius, zum Bischofe des erledigten Stuhles und investirte ihn auch sogleich durch Ueberreichung des Stabes und des Ringes (tradens virgam et annulum). Aber die Einwohner von Lodi erwiederten dagegen, daß der Erzbischof von Mailand von dem Kaiser zwar das Investitur-, nicht aber das Wahlrecht erhalten habe, dieses stehe blos ihnen und dem Capitel ihrer Kirche zu **). Sie

*) Die großen Metropolitankirchen in Italien hatten damals größtentheils, gleich der römischen Kirche, ebenfalls ihre Cardinäle. (*Murat.* Ann. Ital. ad 1027.)

**) Darin hatten nun unstreitig die Lodeser vollkommen recht. Aber sie hätten bedenken sollen, daß damals das Investiturrecht auch das Wahlrecht nach sich zog. Der, welcher das Recht zu investiren hatte, konnte ja jedem, der ihm nicht angenehm war, die Investitur verweigern, und dieß so lange, bis endlich die Wahl des Capitels auf einen solchen fiel, der dem Wunsche des Investirenden entsprach, auch damals gewöhnlich schon den Wählenden vorgeschlagen ward. Daß jedoch dieses mittelbare oder unmittelbare Aufdringen eines Bischofes auf einen erledigten bischöflichen Stuhl den Verordnungen der Kirche zuwider lief, dieß wird jeder unserer Leser sich selbst sagen können.

erklärten daher, daß sie den Ambrosius nie zu ihrem Bischofe annehmen würden; und als derselbe dem ungeachtet nach Lodi kam, fand er die Thore geschlossen und mußte wieder nach Mailand zurückkehren. Aber Heribert, der erste italienische Kirchenfürst, und überdieß sowohl durch seine eigenen weitläufigen Besitzungen, als durch die ausgezeichnete Gunst des Kaisers auch noch der mächtigste und angesehenste weltliche Herr in ganz Italien *), war nicht der Mann, der auch nur die mindeste Schmälerung der Rechte seiner Kirche hätte dulden mögen. Unverzüglich zog er aus seinen zahlreichen Lehnsleuten ein Heer zusammen, rückte damit in das Gebiet von Lodi, bemächtigte sich aller dort liegenden Güter und Schlösser, verheerte mit Feuer und Schwert die unmittelbare Umgebung der Stadt, und belagerte Lodi endlich selbst. Jetzt sahen die Einwohner ein, welche Thorheit sie begangen, dem so mächtigen, und wenn es auf Behauptung seiner Würde ankam, eben so stolzen Erzbischofe sich widersetzt zu haben. Sie baten um Frieden, unterwarfen sich und nahmen den von Heribert ihnen zum Bischofe ernannten Ambrosius willig in ihre Stadt auf. Wie trefflich indessen und wie heilsam für die Kirche von Lodi Heriberts Wahl gewesen, bewies nun Ambrosius selbst; denn geschmückt mit allen bischöflichen Tugenden ward er eine Zierde der Kirche, und bald ein Gegenstand der allgemeinen Liebe und Verehrung der ganzen Stadt. Aber demungeachtet glaubten doch die Lodeser sich in ihren Freiheiten verletzt, und dieß gekränkte Freiheitsgefühl ward die Ursache der Entstehung jener von jetzt an unauslöschlichen, viele Jahre dauernden,

*) In einer Urkunde aus jener Zeit wird von dem Erzbischofe Heribert gesagt: omne regnum Italicum ad suum nutum disponebat.

für beide Städte höchst verderblichen, so vieles Blutvergießen und so vielen Raub und Brand veranlassenden Feindschaft zwischen den Mailändern und den Einwohnern von Lodi.

2. Süditalien. Während jetzt in Oberitalien Ruhe und Ordnung herrschten, war Unteritalien wie gewöhnlich wieder ein Schauplatz endloser Fehden, die die gegenseitige Eifersucht der longobardischen Fürsten erzeugte, und die arglistige Politik der Griechen und die Schlauheit der Normänner immer zu nähren und zu unterhalten suchte. Unsere Leser werden sich erinnern, daß Kaiser Heinrich II., als er das letztemal in Italien war, den Fürsten Pandulph IV. von Capua, wegen dessen schändlichen, an dem edeln Datus begangenen Verraths, seines Fürstenthums entsetzte, dieses dem Pandulph von Teano gab und jenen in die Gefangenschaft nach Deutschland schickte. Durch die Fürbitte seines Schwagers, des Fürsten Waimars von Salerno, hatte Pandulph IV. von Conrad, bevor dieser seinen Zug nach Italien antrat, seine Freiheit und zugleich die Erlaubniß erhalten, wieder nach Italien zurückkehren zu dürfen. Sobald er nun in jenen Gegenden angekommen war, sann er auch auf Mittel, sich wieder in Besitz seines verlornen Fürstenthums zu setzen. Zuerst wandte er sich an seinen alten Freund, den griechischen Katapan, natürlich auch an seinen Schwager, den Fürsten von Salerno, und an die tapfern Normänner, an deren Spitze damals die beiden Anführer Rainulph und Arnolin standen, und endlich auch an den ehrwürdigen Abt Theobald von Monte-Cassino, den Pandulph jetzt seinen zweiten Vater nannte, und durch seine verstellte Demuth und süße Worte ebenfalls zu bethören wußte. Durch diese seine Gönner ward er nun bald in Stand gesetzt,

ein ziemlich zahlreiches Heer unter seine Fahnen zu sammeln und damit vor Capua zu rücken. Die Stadt war wohl befestiget und Pandulph von Teano vertheidigte sie auf das hartnäckigste. Schon achtzehn Monate hatte die Belagerung gedauert, als er sich endlich gezwungen sah, die Stadt zu übergeben und zu dem Herzog Sergius von Neapel zu entfliehen. Da Pandulph IV. die Wiedererlangung seines Fürstenthums vorzüglich dem griechischen Katapan zu danken hatte, so ist es sehr begreiflich, daß er auch den griechischen Kaiser als seinen Oberherrn anerkannte. Aber dieß hinderte ihn nicht, den Herzog Sergius von Neapel, obgleich derselbe ebenfalls unter der griechischen Oberlehnsherrlichkeit stand, dennoch mit Krieg zu überziehen. Pandulph zürnte dem Sergius, weil derselbe seinen Gegner, den Pandulph von Teano, in Neapel aufgenommen hatte. Er brachte daher abermals ein Heer zusammen, dessen Kern die unter Rainulphs und Arnolin's stehenden Normänner bildeten, rückte damit vor Neapel, belagerte und eroberte die Stadt. Sergius und Pandulph von Teano mußten entfliehen. Dem Letztern stand nun in Unteritalien kein Zufluchtsort mehr offen. Er floh also nach Rom, wo er auch bald darauf starb. Pandulph war also jetzt auch Herzog von Neapel. Aber seine Regierung allda hatte nur die kurze Dauer von etwas mehr als zwei Jahren. Sergius nämlich, dem es nicht an Geld fehlte, der auch die Liebe der Neapolitaner gewonnen hatte, bot den Normännern unter Rainulph, Arnolin war indessen gestorben, ungleich größere Summen an, als Pandulph ihnen gegeben hatte. Ganz bereitwillig nahmen sie also das ihnen gemachte Anerbieten an; und mit denselben Truppen, die ihn vertrieben hatten, eroberte nun Sergius wieder Neapel und zwang den Pandulph, sich mit seinem Fürstenthum Capua zu begnügen.

Da die Normänner in diesen Gegenden eine immer bedeutender werdende Rolle zu spielen anfingen, so suchte Sergius sich mit ihnen auf das engste zu verbinden. Er schenkte ihnen daher eine sehr schöne, ungemein fruchtbare Landstrecke zwischen Neapel und Capua. Auf dieser erbauten sie in kurzer Zeit die Stadt Aversa; und da er ihrem Anführer auch noch eine seiner Nichten zur Gemahlin gab und ihn in den Grafenstand erhob, so war nun Rainulph der erste Graf von Aversa, und dieses das erste von den Normännern in Unteritalien gegründete normännische Fürstenthum.

3. Um sich wegen des Verlustes von Neapel zu entschädigen, suchte jetzt Pandulph an dem reichen Kloster von Monte-Cassino sich zu erholen. Plötzlich fiel er über dasselbe her, plünderte es rein aus und bemächtigte sich des größten Theiles der dem Kloster gehörigen Güter, Kastelle und Schlösser. Der Abt Theobald, den Pandulph einige Jahre vorher seinen Vater genannt und nicht selten ihm den Saum seines Gewandes demüthig geküßt hatte, mußte jetzt entfliehen. Die Mönche wurden gezwungen, dem Pandulph den Eid der Treue zu schwören, und die Aufsicht über dieselben wie die Verwaltung der ihnen noch gelassenen Güter ward einem bisherigen Lehnsträger des Klosters übertragen. Dieser, der Todin geheißen haben soll, behandelte die Mönche ungemein hart, ließ ihnen kaum das Allernothwendigste reichen, so daß sie sämmtlich eines Tages auf einmal das Kloster verließen und sich auf den Weg nach Deutschland machten, um beim Kaiser Conrad gegen ihre Tyrannen zu klagen. Als Todin dieß erfuhr, schwang er sich sogleich auf sein Pferd, jagte den Fliehenden nach, holte sie auch bald ein, und bewog sie nun, durch Liebkosungen

und Verheissungen jeder Art, wieder in ihr Kloster zurückzukehren. Die drückende Lage der armen Mönche blieb jedoch immer noch dieselbe; und Hülfe ward ihnen erst nach einigen Jahren, als nämlich Kaiser Conrad selbst zum zweitenmale nach Italien kam*).

---

*) Um auf den unedeln Fürsten Pandulph IV. nicht mehr zurückkommen zu müßen, wollen wir jetzt alles, was noch von ihm, seinem Sohne und seinem Enkel zu sagen ist, hier in der Kürze zusammen stellen. Als Kaiser Conrad zum zweitenmale nach Italien kam, ward Pandulph, wegen seiner an dem Kloster von Monte-Cassino begangenen Gewaltthätigkeiten, abermals seines Fürstenthums entsetzt, und dieses dem Fürsten Waimar von Salerno gegeben. Pandulph wandte sich an den griechischen Kaiser Michael (den Paphlagonier). Aber dieser, der, wenn er auch hätte helfen wollen, dennoch nicht hätte helfen können, ward eben dadurch nur gegen den Pandulph noch mehr aufgebracht, und verbannte ihn nach einem elenden, den Griechen gehörigen Ort in Calabrien. Kümmerlich lebte hier Pandulph einige Jahre, bis endlich Conrads Sohn, Kaiser Heinrich III. nach Italien kam. Dieser erbarmte sich des verbannten Fürsten, ließ ihn aus seinem Schlupfwinkel herauskommen, und gab ihm sein Fürstenthum wieder, jedoch unter der Bedingung, daß er dem Fürsten Waimar von Salerno eine gewisse Geldsumme als Entschädigung zahlen sollte. Ruhig lebte nun Pandulph noch einige Jahre, und hinterließ sterbend das Fürstenthum seinem Sohne Pandulph V. Dieser ward jedoch nicht sehr alt, und folgte schon nach sechs Jahren seinem Vater in das Grab, hatte jedoch seinen Sohn Landulph zu seinem Nachfolger im Fürstenthum. Aber die Regierung dieses Fürsten war von äußerst kurzer Dauer. Dem jetzigen, nun schon ziemlich mächtig gewordenen Grafen Richard von Aversa gelüstete es nämlich nach Landulphs schönem Fürstenthum, er rückte daher vor die Stadt, eroberte sie nach kurzer Belagerung, und jagte den Landulph

fort. Zur Wiedererlangung seines Fürstenthums blieb diesem nun auch nicht ein Schein von Hoffnung; denn Richard ward von dem Pabste mit dem Fürstenthum belehnt, nahm darauf den Titel eines Fürsten von Capua an, und dieß verschwand nun von jetzt an aus der Reihe der bisher zu dem italienischen Reiche gehörigen longobardischen Fürstenthümer. Elend und unstät irrte Landulph mit seinen Söhnen in Italien umher; und die Mönche von Cassino und deren Abt Desiderius erlebten es, daß der Enkel desjenigen, der vor ungefähr dreißig Jahren sie so grausam unterdrückt, so schändlich geplündert und ausgeraubt hatte, nun bettelnd vor der Klosterpforte erschien, und demüthig um Darreichung eines kleinen Almosens bat.

4. Griechen. Die zusehends immer mehr dahin schwindende Macht der Griechen in Italien beschränkte sich jetzt, im Anfange der fränkischen Kaiserperiode, blos noch auf einige Städte in Calabrien, dann auf die ungemein wichtige und wohl befestigte Stadt Bari, und noch verschiedene andere, ebenfalls nicht ganz unbedeutende Städte und Schlösser in Apulien*). Die kleinen longobardischen Fürsten nannten zwar die griechischen Kaiser bisweilen ihre Oberherren; wenn aber ein deutscher Kaiser, wie Conrad, an der Spitze eines Heeres in jene Gegenden kam, so öffneten sie ihm die Thore ihrer Städte, unterwarfen sich ihm, oder verkrochen sich in irgend ein abgelegenes Bergschloß. Basilius II. Nachfolger machten zwar in dieser Periode noch öftere Anstrengungen, ihre in Italien gesunkene Macht einiger-

*) Die bedeutendsten der jetzt den Griechen in Unteritalien noch gehörigen Städte waren: Bari, die Hauptstadt und der Mittelpunkt der ganzen griechischen Herrschaft in Italien; ferner Squillacum (Squilaci), Acerenza, Matera, Trani, Tarent, Brindisi, Oria und Otranto.

maßen wieder zu heben. Aber alle ihre Versuche scheiterten an der Tapferkeit der Normänner, die, nachdem der Katapan Dulcianus*) sie, eben so unverständig als ungerecht, auf das härteste mißhandelt hatte, der Griechen unversöhnlichste Feinde geworden waren, so daß die griechische Herrschaft in Italien noch in dem Laufe dieser Periode völlig erlosch; jedoch erst im Jahre 1071, nachdem die Normänner der Griechen letzten Anhaltspunkt, nämlich die beinahe unbezwingbare feste Stadt Bari, nach dreijähriger Belagerung erobert und hierauf die Griechen völlig aus Italien vertrieben hatten. Welche ungeheure Krise bildet nicht oft ein kleiner, ganz unbemerkter Steinwurf! Von Andacht getrieben landen zwölf nach Monte Gargano wallende Normänner in Italien, und diese fromme Wallfahrt wird die Ursache, daß ungefähr fünfzig Jahre nachher das griechische Reich in Italien zusammen stürzt, und das ganze südliche Italien sammt allen longobardischen Herzogthümern, nach einem Bestand von mehr als einem halben Jahrtausend, eine neue, völlig veränderte Gestalt gewinnt.

5. Venedig. Nur wenig fesselt jetzt noch in Oberitalien der völlig in sich abgeschlossene venetianische Seestaat die Aufmerksamkeit des Geschichtforschers. Einzig und allein mit ihrem Handel beschäftiget, ist die Republik allen Mächten befreundet, ohne jedoch mit irgend einer in nähere oder engere Verbindung zu treten, nimmt daher auch an allen historischen Weltereignissen, und sogar an den wichtigsten Begebenheiten in Italien selbst, wenig oder

*) Von diesem Dulcianus ist, wie man sich erinnern wird, schon in der Geschichte des Oströmischen Reiches nähere und umständlichere Erwähnung geschehen.

gar keinen Antheil, und die ganze, nicht gerade auf Handelsspeculationen gerichtete Thätigkeit der Venetianer äußert sich blos in unaufhörlichen Empörungen gegen ihre Dogen, denen sie den Bart scheeren und sie zu Mönchen machen, oder auch, nachdem sie über deren Köpfen den herzoglichen Palast in Brand gesteckt, ohne weitere Umstände ermorden. Aber trotz dieser innern Unruhen blühete mit jedem Jahrzehend Venedigs Handel stets schöner und herrlicher auf. Dieser sich immer mehr ausdehnende Handel vermehrte nun auch die Flotten der Republik und erweiterte ihre Macht zur See, die sie jedoch blos zum Schutze und noch größerer Ausbreitung ihres Handels gebrauchte; und nur einmal schlug eine venetianische Flotte im Anfange des gegenwärtigen, das heißt, eilften Jahrhunderts, im Interesse des griechischen Kaisers, eine Flotte der Sarazenen in die Flucht und verbrannte einen Theil der feindlichen Schiffe. Indessen hatten die Venetianer doch das Meer von slavischen und croatischen Seeräubern, die dem Handel Venedigs oft bedeutenden Schaden zufügten, völlig gesäubert, auch die Seeräuberei treibenden croatischen Städte so gezüchtiget und gedemüthiget, daß sie jetzt nichts mehr für ihre Schiffe zu befürchten hatten. Die Folge davon war nicht blos Sicherheit des eigenen Handels, sondern auch, daß die kleinern Handelsstädte am gegenüberliegenden Ufer des adriatischen Meeres sich unter den Schutz Venedigs begaben und die Republik als ihren Oberherrn anerkannten. Dieß die erste Territorialbesitzung der Venetianer jenseits ihrer Lagunen. Auch der venetianische Adel erhielt in den letztern Decennien dadurch eine ganz besondere Illustration, daß etliche Dogen mit königlichen Prinzessinnen vermählt wurden. So z. B. erhielten die beiden Söhne des Dogen Petrus Orseolo,

der ältere, Johannes, eine byzantinische Prinzessin, und der jüngere, Otto, eine Schwester des ungarischen Königs, Andreas des Heiligen, zu Gemahlinnen. Als Conrad im Jahre 1026 nach Italien kam, hatten die Gegner des orseolischen Hauses, das seit mehreren Jahren im Besitze der Dogenwürde war, neue Unruhen erregt und dadurch die inneren und zum Theil auch äußeren Angelegenheiten der Republik nicht wenig verwirrt. Durch ihre Umtriebe war der damalige Doge Otto, Orseolo's Sohn und Nachfolger, seiner Würde entsetzt, aus Venedig vertrieben und Centranico zum Dogen erwählt worden. Diese abermalige Empörung gegen das Oberhaupt des Staats und dessen Vertreibung machten Conrad, den Venetianern ohnehin nicht sehr hold, der Republik nur noch mehr abgeneigt. Alle Gegner der Republik nahm er daher in seinen Schutz und begünstigte und unterstützte ganz vorzüglich den Patriarchen Popo von Aquileja, der, während der Abwesenheit des Patriarchen von Grado, sich dieser Stadt bemächtigte und Besatzung hinein legte. Wollte man den Berichten der venetianischen Geschichtschreiber unbedingten Glauben beimessen, so hätte Popo blos durch schändlichen Eid- und Treubruch Grado in seine Gewalt bekommen. Als er nämlich, so erzählen jene, mit einer zahlreichen bewaffneten Schaar vor den Mauern von Grado erschienen, habe die Stadt ihm die Aufnahme verweigert und ihre Thore ihm nicht geöffnet, worauf Popo den Einwohnern die Versicherung gegeben, daß er nicht in feindlicher Absicht gekommen, sondern blos seinem alten Freunde, dem Patriarchen von Grado, bei den gegenwärtig in Venedig herrschenden Unruhen zur Hülfsleistung herbei geeilet sey. Zu noch größerer Beruhigung der Einwohner habe Popo auch von achtzehen der Vornehmsten aus

seinem Gefolge der Stadt einen Sicherheitseid schwören lassen. Hierauf hätte die Stadt ihm ihre Thore geöffnet, aber Popo, sobald er Herr derselben gewesen, sie feindlich behandelt, mancherlei Unfug sich erlaubt, sogar Kirchen und Klöster zerstört, und endlich bei seinem Abzuge eine starke Besatzung in derselben zurückgelassen. Als die Nachricht von dem Verlust von Grado nach Venedig kam, gerieth die ganze Stadt in Bewegung. Alle Einwohner griffen zu den Waffen. Wirklich ward auch Grado, jedoch erst in dem folgenden Jahre, wieder erobert, aber der ihr von Popo zugefügte Schaden dadurch nicht ersetzt. Dieser Vorfall erbitterte nun schon die Gemüther der Venetianer gegen ihren neuen Dogen. Als aber Conrad fortfuhr, sie, wo er nur konnte, zu plagen, und endlich gar Venedigs alte Handelsverträge nicht bestätigen wollte, da brach der Unwille gegen ihren Dogen los. Alles Unheil, das seit seiner Regierung über sie gekommen, schrieben sie dessen Unverstand und Ungeschicklichkeit zu. Centranico hatte nun dasselbe Schicksal, das schon so vielen seiner Vorfahrer zu Theil geworden war. Man schor ihm den Bart, steckte ihn in ein Mönchsgewand, setzte ihn auf ein Schiff und wünschte ihm Glück zu seiner Reise nach Constantinopel. Die Venetianer wollten nun den Otto Orseolo, der zu dem griechischen Kaiser geflohen war, zurückrufen und ihm die Dogenwürde auf das neue übertragen. Sie schickten also eine Gesandtschaft nach Constantinopel, die aber bald wieder mit der Nachricht zurückkam, daß Otto indessen gestorben sey. Ein anderes Glied des orseolischen Hauses, Dominicus Orseolo, ward jetzt auf den herzoglichen Stuhl von Venedig erhoben. Aber bei des Volkes unruhigem, nur nach Empörungen und Neuerungen lüstern Charakter konnte

auch Dominicus sich nicht lange in seiner Würde behaupten. Eines Tages sah er plötzlich seine Wohnung von zahllosen Aufrührern umringt. Der wüthende Pöbel stürmte sogleich die Schloßtreppen hinauf, und Dominicus hatte kaum noch so viel Zeit, um unbemerkt durch eine Hinterthüre des herzoglichen Palastes zu entwischen. Er floh nach Ravenna, wo er bald darauf vor Gram und Aerger starb. Nach der Entfernung des Dominicus befürchteten die Gegner seines Hauses, und zwar nicht ohne Grund, daß derselbe, der ohnehin auch noch Anhänger in Venedig hatte, von Kaiser Conrad begünstiget und unterstützt, nach und nach seinen Anhang vermehren, neue Unruhen erregen, und vielleicht am Ende dennoch in seiner Würde wiederhergestellt werden könnte. Um dieses zu verhüten, hörten sie nun nicht auf, das Volk durch allerlei Phantome zu schrecken und so lange zu bearbeiten, bis es den abgesagtesten und unversöhnlichsten Feind des Geschlechts der Orseolo zu seinem Dogen wählte. Derselbe hieß Flabonigo, war unter der Regierung der Orseolo von dem Patriarchen für ein Feind des Vaterlandes erklärt, mit dem Banne belegt und für immer aus dem Staat verbannt worden, hatte demnach auch seit dieser Zeit stets in dem Auslande gelebt. Diesen riefen jetzt die Venetianer zurück und machten ihn zu ihrem Dogen. Flabenigos Streben ging nun unverzüglich dahin, das Haus Orseolo völlig zu stürzen und zu Grunde zu richten. Dieß gelang ihm auch so ziemlich, doch nicht so ganz, wie er es vielleicht wünschte, denn weder den Patriarchen Ursus Orseolo von Grado, noch den Bischof Vitalis Orseolo von Torcello vermochte er von ihren Stühlen zu vertreiben. Aber das Volk, endlich einsehend, daß blos der Ehrgeiz seiner adeligen Familien, wovon jede nach der Her-

zogswürde strebte, die Hauptquelle aller bisherigen innern Unruhen und Verwirrungen sey, machte nun in einer allgemeinen Versammlung jenes bekannte venetianische Staatsgrundgesetz, dem zu Folge kein Doge mehr seinen Nachfolger ernennen, oder auch während seines Lebens ihn von dem Volke sollte ernennen lassen. Durch diese weise Verordnung ward nun jeder adeligen Familie eine Aussicht auf den Herzogstuhl eröffnet. Flabenigo hatte das seltene Glück, nach einer zehnjährigen Regierung, als Doge zu sterben (1040). Unter Heinrich III., der seinem Vater im Jahre 1039 auf dem Throne folgte, ward Venedigs Verhältniß zu dem Kaiser, zu Italien und selbst zu dem Pabste für die Republik viel günstiger als unter Conrad II. Außer den endlosen Empörungen der Venetianer gegen ihre Dogen und den damit verbundenen treulosen Umtrieben und inneren Unruhen, sind es vorzüglich die, zwischen den beiden Patriarchen von Grado und Aquileja über die Suprematie ihrer Kirchen, die jeder von ihnen in Anspruch nahm, schon so viele Jahre herrschenden Streitigkeiten, welche einen nicht kleinen Theil der venetianischen Geschichtbücher füllen: Streitigkeiten, die, obgleich schon öfters von Päbsten entschieden und beigelegt, sich dennoch stets wieder erneuerten und im Ganzen genommen mehr geeignet sind, Eckel zu erregen, als eine vernünftige Wißbegierde zu befriedigen. Ueberhaupt hat Venedigs Geschichte bis zur Periode der Kreuzzüge blos in einer allgemeinen Geschichte des europäischen Welthandels ein etwas mehr als gewöhnliches Interesse.

IX.

Allgemeine Empörung der Valvasforen in Oberitalien.

1. Das Vasallenverhältniß in Italien war dasselbe, wie in Deutschland. Auch jenseits der

Alpen gab es zwei Klassen von Vasallen. In der ersten die Fürsten, Markgrafen, Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte als unmittelbare Vasallen des Reiches. In der zweiten die, welche in dem Gebiete der Fürsten oder Bischöfe kleinere Reichslehen besaßen, ihnen daher untergeordnet waren und unter ihrer Leitung standen; und endlich noch jene, welche von den Reichsvasallen selbst Lehen erhalten, und auf diese Weise deren Vasallen, also Untervasallen geworden waren. Aber auch diese theilten sich wieder in zwei Abtheilungen. Die eine davon machten jene Vasallen aus, welche größere Lehen, auch Burgen oder Kastelle von ihren Herren empfangen und im Kriege die weniger reich Begabten anführten, daher Capitane genannt wurden, mithin in dem Lehnsheere gleichsam das höhere Officiercorps bildeten. Diese gehörten in die erste, die anderen in die zweite Klasse der Untervasallen. Da es damals in Italien eine Menge großer, oder überhaupt mit Mauern, Gräben und Thürmen umgebener Städte gab, so mußten, um dieselben gegen äußere Anfälle wie innere Unruhen zu schützen, die Fürsten, geistliche wie weltliche, einen großen, oft den größten Theil ihrer Untervasallen als Besatzung in diese Städte legen. Anfänglich mochte wohl eine Abwechselung dabei stattgefunden haben, so daß, wenn ein Fürst oder Bischof nicht alle sein Dienstleute in eine Stadt gelegt hatte, diejenigen, welche darin als Besatzung einige Zeit gelegen hatten, nach Verlauf derselben von andern wieder abgelöst wurden. Aber wie es scheint, entsprach nach und nach das städtische Leben dem Interesse des größten Theils dieser Untervasallen, sowohl von der höhern wie niedern Klasse. Sie blieben also in den Städten, ließen sich häuslich darin nieder und ihre als Lehen erhaltenen Landgüter oder Felder von unfreien Händen bebauen. Da sie nun auf diese Weise die permanente Besatzung

der Städte bildeten, so wurden sie jetzt allgemein Valvassoren*) genannt, die Capitane hießen höhere Valvassoren, die andern: niedere Valvassoren oder auch Valvassinen. Man sollte glauben, daß diese Valvassoren, weil sie jetzt in den Städten ein geregeltes Familienleben führten, und eben dadurch mit den Bürgern und übrigen Einwohnern in mancherlei Berührungen kommen mußten, nun auch denselben sich nach und nach genähert, und ohne zwar sich unter ihnen völlig zu verlieren, doch durch irgend ein freundliches Band gemeinschaftlichen Interesses, sich mit denselben immer mehr und mehr geeiniget hätten. Aber gerade das Gegentheil geschah. Selbst die niedern Valvassoren oder Valvassinen, eingedenk ihrer Ritterbürtigkeit, hielten sich von den Bürgern völlig getrennt, blickten mit Verachtung auf sie als eine tief unter ihnen stehende Menschenklasse herab. Aber dafür mußten nun auch sie ihrer Seits erdulden, daß die höheren Valvassoren, die Capitane, auf sie, die Valvassinen, mit nicht minderm Uebermuth herabschauten, sie nicht als Vasallen ihres Fürsten, sondern wie ihre eigenen Vasallen betrachteten und sich an ihnen, wegen der trotzigen, gesetzlosen Willkühr, mit der sie selbst wieder von den großen Reichsvasallen behandelt wurden, gleichsam zu erholen suchten, und so ward das in Italien

*) Die Bedeutung dieses Worts ist, nach dem, was wir hier oben gesagt, ganz klar; auch sagt der Geschichtschreiber Arnulph: Urbis milites, vulgo Valvassores nominati; also: städtische Miliz. Aber über den Ursprung oder die Ableitung dieses Wortes ist man nicht im Reinen. Herr Professor Luden glaubt, daß es von *vallum* (Bollwerk, Wall) herzuleiten sey. Wie Luden selbst sagt, legt er zwar gar keinen Werth auf diese Ableitung, die jedoch so vollkommen befriedigend ist, daß es schwerlich mehr eine andere, bessere möchte geben können.

bis in das Monstruöse ausgeartete Lehnwesen, das in den ersten Zeiten seiner Entstehung, weil seiner wahren Natur nach heilsam, den Staat gliedern, daher zu einem wirklichen Staatskörper organisiren und alle Glieder desselben, unter dem höchsten Staatsoberhaupt, in abstufender Ordnung zu einem, in allen seinen Beziehungen harmonischen, wahrhaft staatsgesellschaftlichen Leben vereinigen sollte, nun eine reich fließende Quelle innerer Zerwürfniß, ewiger Spaltung und Zerrüttung und, was eine nothwendige Folge davon war, eines durch alle Klassen herrschenden Despotismus des Mächtigern gegen den Mindermächtigen. Eine unnatürliche Zwangsanstalt, wo jeder blos durch sein Schwert, jedoch nur so lange durch dasselbe bestand, bis er unter dem Schwert eines noch Mächtigern fiel; die ganze große Volksmasse aber in eine Knechtschaft herabsank, in welcher man ihr durchaus keine Rechte, kaum noch das Recht zu leben, sondern nur Pflichten zuerkannte, und deren zwar gerade so viele, als es den Männern vom Schwerte, wie neuere Geschichtschreiber sie sehr charakteristisch bezeichnen, ihr aufzulegen beliebte. War aber auch Italien das Land, wo dieses heillose, alles aussaugende und verschlingende System sich zuerst und viel vollständiger entwickelt hatte, als es sich später noch in Deutschland entwickeln konnte, so war, wie wir zu seiner Zeit sehen werden, auch Italien ebenfalls wieder das Land, wo das eiserne Vasallenthum weit früher, als in andern Reichen, in dem immer höher steigenden Uebergewicht der Städte sein Grab und seinen Untergang fand.

2. Im Anfange der Entstehung des Lehnwesens, wie auch noch geraume Zeit nachher, waren freilich die Lehen bloße Gnaden, von dem Lehns-

herrn dem Belehnten für deſſen Lebenszeit ertheilt. Nach dem Tode des Letztern fielen ſie wieder an den Dienſtherrn zurück, der auch, wenn er Gründe dazu hatte, ſie ſchon während dem Leben des Lehnmannes wieder zurücknehmen konnte. Aber der Wunſch nach Eigenthum und beſonders der Fähigkeit, daſſelbe auch auf ſeine Kinder vererben zu können, liegt tief in der Bruſt jedes Menſchen, unter welcher Zone er auch leben mag, und da der Völker natürliches Billigkeitsgefühl dieſem Wunſche vollkommen entſprach, ſo bildete ſich nur nach und nach in allen Ländern ein Herkommen, dem zu Folge die Söhne ihren Vätern in deren Lehen größtentheils folgten. Dieſe Erblichkeit gründete ſich zwar auf kein Geſetz, ward aber immer mehr und mehr durch das Herkommen geheiliget. Indeſſen geſchah es doch nur gar zu oft, daß die Lehnsherren ſich diesfalls Eingriffe erlaubten, und den Söhnen die Lehen ihrer Väter entzogen. Aber nun waren die, welche am öfterſten ſich dergleichen Eingriffe erlaubten, gerade die großen Reichsvaſallen, die doch ſelbſt die Erblichkeit ihrer Herzogthümer und Markgrafſchaften zu erſtreben, ſich zur wichtigſten Angelegenheit ihrer Staatsklugheit gemacht hatten, und dieſelbe immer noch mehr zu begründen und zu befeſtigen ſuchten*). Am ſtärkſten war die Unter-

*) Daß die deutſchen Könige, um die Reichsvaſallen, die Herzoge und Markgrafen nicht zu mächtig werden zu laſſen, bisweilen in deren Erbfolge Eingriffe machten, dieß war durchaus nothwendig, nicht nur zur Erhaltung ihres eigenen königlichen Anſehens, ſondern ſelbſt zum Beſten des deutſchen Reiches, welches bei der allzugroßen Macht der Herzoge, und dem, in demſelben Verhältniß geſunkenen Anſehen des Königes, bald ſeine Einheit, mithin auch ſeinen innern Beſtand verloren haben würde. Zu-

drückung der niedern Vasallen in Italien, und besonders in den bischöflichen Staaten. Die italienischen Bischöfe nämlich waren nicht fürstlichen, sondern beinahe durchgängig adelichen Familien entsprossen, so wie auch die höhere Geistlichkeit der bischöflichen Kirchen größtentheils adelichen Geschlechtern angehörte. Natürlicher Weise wünschte nun jede dieser Familien den bischöflichen Stuhl bei dessen Erledigung mit Einem ihrer Anverwandten zu besetzen. Da jedoch nur Einer Bischof werden konnte, so sah stets derjenige, der wirklich auf den bischöflichen Stuhl erhoben ward, sich dem Neide und der Scheelsucht der übrigen in ihren Hoffnungen getäuschten Familien ausgesetzt. Sehr begreiflich lag es nun nicht in dem Interesse eines solchen Bischofes, daß, wenn einige seiner Lehnsleute den ihm abholden Familien vorzüglich ergeben oder gar mit ihnen verwandt waren, die Söhne derselben in dem Lehen ihrer Väter folgen zu lassen. In diesem Falle zogen sie also die Lehen nach dem Tode ihrer bisherigen Besitzer ein und ertheilten sie ihren eigenen An-

---

dem waren ja die Herzogthümer und Grafschaften anfänglich bloße Aemter, obgleich diejenigen, welche sie bekleideten, Lehen haben konnten, und größtentheils sie auch hatten; daher auch dem Könige blos den Lehnseid leisteten. Als aber diese Aemter nachher in Lehen verwandelt wurden, so war es gewiß sowohl für die königliche Macht, wie für den innern Halt und Bestand des Reiches sehr bedenklich, sie ohne allen Rückhalt auch erblich zu machen. Bei den Untervasallen fand gerade das Gegentheil statt. Durch den sichern Besitz ihrer Lehen und deren Erblichkeit ward die königliche Macht vermehrt, und jene der Herzoge vermindert, und es war überdieß das beste Mittel, die Vereinigung aller Deutschen zu einem und demselben Volke, mithin die Einheit des deutschen Reiches zu erhalten.

verwandten oder Günstlingen, von deren treuen Anhänglichkeit sie sich vollkommen überzeugt glaubten. Aber durch dieses Verfahren der Bischöfe ward die ganze Ritterschaft, die nun größtentheils ebenfalls in den Lehnsnexus getreten war*), auf das höchste erbittert. Sie wünschten ihre Lehen als ein eben so freies, vererbbares Eigenthum zu besitzen, wie die Freien ihre Allodien, kurz in dieser Hinsicht mit den letztern auf gleicher Linie zu stehen.

3. Diesen Zweck endlich zu erstreben, darauf war in Italien längst schon alles Sinnen und Trachten der untern Vasallen gerichtet. Die Macht der Fürsten, besonders der Bischöfe, hatte sie jedoch stets ferne davon zu halten gewußt. Als sie aber endlich erfuhren, wie günstig sich Conrad für die niedern Vasallen in Deutschland erklärt, daß er das Eigenthum der Lehen weiter, als jene selbst hoffen konnten, ausgedehnt, die Erblichkeit derselben ausgesprochen, und die Rechte und Pflichten der Untervasallen gegen ihre Dienstherren, zu deren beiderseitigen Zufriedenheit, geordnet hatte, dann stieg ihr Muth; die in Mailand schloßen unter einander einen Bund, der sich bald durch die ganze Lombardei

*) Seitdem der Heerbann aufgehört hatte und die Kriege blos mit Lehnsleuten geführt wurden, mithin der Lehensstand den eigentlichen Kriegs- und Wehrstand ausmachte, war derselbe auch so sehr in der Achtung der Nation gestiegen, und so ehrenvoll geworden, daß sogar der Stand der Freien, anfänglich der erste, tief unter denselben herabsank. Sehr eifrig strebte daher jetzt auch die Ritterschaft nach Lehen. Endlich stieg der Lehnsadel so hoch, daß selbst Herzoge, wie Herzog Welf von Bayern, es nicht unter ihrer Würde hielten, Lehen von Bischöfen und Aebten zu nehmen und deren Vasallen zu werden.

verzweigte. Diesem Bunde traten nun auch die Freien bei, deren es in allen Gegenden Italiens noch sehr viele gab, und die ebenfalls über Bedrückung von Seite der Fürsten und besonders der Bischöfe, die sie wie ihre eigenen Leute behandeln wollten, nicht ungegründete Klage führten *). Da die höhern wie niedern Valvassoren, denn auch die Erstern schloßen sich bald an die übrigen an, alle ihre Hoffnung auf den Kaiser stellten, dessen gerechte und günstige Gesinnungen für die Aftervasallen sich schon in Deutschland ausgesprochen hatten, so erklärten sie jetzt laut, daß sie nicht Leute der Fürsten und Bischöfe, sondern Leute des Kaisers wären, begehrten demnach gesicherten Besitz ihrer Lehen, deren Erbbarkeit, Freiheit von aller Willkühr und ge-

*) In Italien gab es noch sehr viele Freien und freie Gemeinden, die in den bischöflichen Ländern zwar in Gerichtssachen unter dem Vizedom des Bischofes standen, aber nur so, wie ihre Vorfahren unter dem Gaugrafen gestanden hatten, mithin in allem Uebrigen völlig unabhängig waren. Wenn einer aus denselben auch ein Lehen übernahm, so blieb er demungeachtet immer noch in dem Stande der Freien. Er verband alsdann zwei Eigenschaften in sich, nämlich jene eines Vasallen, und die eines freien Besitzers irgend eines freien Eigenthums; und wenn es ihm nicht mehr gefiel, den Lehnsdienst zu verrichten, so konnte er mit Zurückgabe des Lehngutes auch wieder aus dem Lehnsnexus heraustreten. Derlei Lehnsträger behandelten nun, besonders der Erzbischof von Mailand, und dessen Beispiele folgend auch die übrigen Bischöfe, oft mit noch weniger Schonung als ihre gewöhnlichen Vasallen; und überhaupt schien es ihnen unerträglich gewesen zu seyn, in ihren bischöflichen Städten und Bezirken Leute zu sehen, die, außer dem Gerichtsstand, in allem Uebrigen von ihnen völlig unabhängig waren und auch ferner es bleiben wollten.

ſetzliche Beſtimmung deſſen, was ihre Dienſtherren von ihnen zu fodern und ſie denſelben zu leiſten hätten. Sehnſuchtsvoll wünſchten ſie nun alle den Kaiſer nach Italien zurück. Er möge kommen, ſagten ſie, um über unſer Verhältniß geſetzliche Beſtimmungen zu erlaſſen; ſollte er aber noch länger zu uns zu kommen zögern, ſo werden wir ſelbſt uns das Geſetz machen. Als dieſe Worte Conrad hinterbracht wurden, ſoll er ſich geäußert haben: „Wenn es Italien nach Geſetzen hungert, ſo will „ich mit Gottes Hülfe dieſen Hunger ſtillen*).“ Aber Conrad konnte jetzt noch nicht ſogleich nach Italien eilen. Der Krieg mit den Liutizer Slaven hielt ihn in Deutſchland zurück, auch erfoderten die Vorbereitungen zu einer zweiten Heerfahrt über die Alpen eine Zeit wenigſtens von mehrern Monaten, und ſo brach nun in dem Jahre Ein Tauſend und fünf und dreiſig eine furchtbare Empörung unter allen Valvaſſoren in ganz Italien gegen ihre Herren aus.

4. Die Veranlaſſung dazu gab der Erzbiſchof Heribert von Mailand. Von Natur aus ſchon ſtolz und hochfahrend, noch ſtolzer durch des Kaiſers grenzenloſe Gunſt, und ſchwindelnd von ſeinem bisherigen Glücke**), beraubte Heribert, ohne Urſache

*) Si Italia modo esurit legem, concedente Deo legibus satiabo. (*Wippo.*)

**) Multis prosperatus successibus Praesul Heribertus, immoderate paululum dominabatur omnium, suum considerans, non aliorum animum. Unde factum est, ut quidam urbis milites, vulgo Valvassores nominati, clanculo illius insidiarentur operibus, adversus ipsum assidue conspirantes. Comperta autem occasione, cujusdam Potentis beneficio privati, subito proruunt in apertam rebellandi audaciam (*Arnulph.* Hist. Mediol. L. II. c. 10.).

oder wenigstens ohne irgend einen Grund anzugeben, einen der höhern Valvassoren seines Lehngutes und gab es einem Andern. Sogleich griffen alle Valvassoren, und mit ihnen auch die Freien zu den Waffen. Wie es scheint, hatte Heribert dieß geahnet, daher mehrere der Angesehensten aus der freien Gemeine, wie auch einige der höhern Valvassoren, die auf den völlig unterdrückten niedern Lehnsleuten, wie auf bequemen Stufen zu noch ausgedehnterm Lehnbesitz und höhern Ehren emporzusteigen hofften, in sein Interesse zu ziehen gewußt. In den Straßen von Mailand kam es nun zu einer förmlichen Schlacht. Mit Hülfe der Bürger von Mailand siegte Heribert. Die geschlagene Parthei zog sich aus der Stadt heraus, voll Ingrimm und fest entschlossen, die Waffen nicht niederzulegen, zu siegen oder unterzugehen. Aber die Sache der mailändischen Valvassoren war die gemeinschaftliche Sache aller italienischen Untervasallen, das Gefecht in Mailand demnach auch jetzt das Signal zu einem allgemeinen Aufstand in der ganzen Lombardei. Die Einwohner von Martesana, Seprio, Lodi und noch einigen andern Städten um Mailand herum traten sogleich auf die Seite der empörten Valvassoren. Besonders zeichneten sich dabei die Einwohner von Lodi aus, denn wegen des von Heribert ihnen aufgedrungenen Bischofes Ambrosius, obgleich sie diesen liebten, zürnten sie doch immer noch jenem. Dem Beispiel dieser Städte folgten schnell eine Menge anderer, in Städten wohnender freier Gemeinden. In kurzer Zeit bildete sich ein über ganz Oberitalien verzweigter Bund der Valvassoren, Freien und freien Gemeinden. Ueberall in allen Gegenden Italiens jetzt Waffengeräusch und Aufruf zum Kampf für Recht und Freiheit, das heißt, Freiheit von der Willkühr übermüthiger Reichsvasallen. Sogar Heribert schien nunmehr die

Sache bedenklich. Zum erstenmale vielleicht in seinem ganzen Leben beugte sich nun sein Stolz bei dem Anblick der furchtbaren, durch seine Schuld in ganz Italien ausgebrochenen Gährung. Er suchte zu unterhandeln, sprach süße Worte und schmeichelnde Rede, ließ sich sogar bis zu Bitten herab. Aber bei der Motta, unter diesem Namen bezeichnete man jetzt allgemein die Verbündeten*), hatte Heribert alles Zutrauen verloren. In Unterhandlungen mit ihm wollte sie sich demnach gar nicht einlassen, sondern bestand darauf, daß der Erzbischof ohne weiters alle ihre Foderungen bewilligen und ihr Verhältniß, so wie sie es nach Recht und Billigkeit fodern zu können glaubten, durch gesetzliche Bestimmungen geordnet und auf immer festgesetzt werden sollte.

5. Nun rüstete auch der Erzbischof sich zum Kriege, vermehrte sehr bedeutend die Anzahl seiner Kriegsvölker, trat zugleich auch mit allen geistlichen und weltlichen Fürsten in Verbindung zu gemeinsammen Maßregeln gegen den gemeinschaftlichen Feind, und setzte dem Bunde der Valvasforen nun einen nicht minder mächtigen Fürstenbund entgegen. Den Kern des erzbischöflichen Heeres bildeten die ihm von ganzer Seele ergebenen, zahlreichen Einwohner Mailands. Die Bürger dieser Stadt waren nichts weniger, als des Krieges unkundig. Um die Mauern und Thürme ihrer Stadt gegen feindliche Anfälle zu schützen, hatten sie schon seit vielen

*) Man gab ihnen diese Benennung entweder wegen einer Burg gleichen Namens, deren sie sich bemächtiget hatten, oder auch, und zwar weit wahrscheinlicher, weil Motta, ein altes longobardisches Wort, einen Verein, eine Verbindung bezeichnet.

Jahren regelmäßige kriegerische Uebungen unter sich eingeführt, mit dem Gebrauch aller Waffengattungen sich bekannt gemacht, und ihre fest geschlossenen Phalangen hatten in ihren frühern Fehden, schon mehr als einmal dem Angriff schwer gepanzerter Ritter getrotzt. Um seine Mailänder noch mehr zum Kampfe zu begeistern, realisirte nun Heribert eine, offenbar der Geschichte des Volkes Gottes entnommene Idee. So wie einst die Israeliten zur Zeit ihrer Richter in allen ihren Kriegen stets die Bundeslade mit sich führten, und diese geheimnißvolle Lade gegenwärtiger und künftiger Erbarmungen Gottes als eine sichere Bürgschaft unfehlbaren Sieges betrachteten, eben so wollte jetzt Heribert in die Mitte seiner Krieger, um deren Muth zu befeuern und ein sicheres Unterpfand des Sieges ihnen zu geben, ein ähnliches Heiligthum stellen. Er ließ demnach einen starken, vierrädrigen hölzernen Wagen verfertigen, und auf demselben einen hohen, schlanken Baum senkrecht aufrichten. Die Spitze des Baums schmückte eine große goldene Kugel. An den beiden Seiten derselben flatterten zwei an sie befestigte weise Wimpel, und stolz wehete zwischen diesen das Panier der mailändischen Gemeine. Den Baum etwas weiter herab ungefähr gegen die Mitte desselben, erblickte man das Bild des Gekreuzigten, der mit seinen beiden ausgespannten Armen das Heer gleichsam zu segnen, und zum Kampfe für die Sache Gottes und der Kirche*) einzuweihen schien. Vorne wie hinten an dem Wagen waren erhöhete Flächen angebracht. Die vordere war mit Geharnischten besetzt. Auf der hintern befand sich

*) Nicht selten wurden damals schon der Sache Gottes und der Kirche nur gar zu leicht zeitliches Interesse und weltliche Zwecke unterschoben.

ein auserlesenes Musikchor, das unter dem Wechsel kirchlich-kriegerischer Gesänge, durch eine dem Zwecke entsprechende Musik die Geister noch mehr erhitzte, und durch ihren, die Sinne bestrickenden Zauber, die Krieger beinahe unwillkührlich in das Getümmel der Schlacht fortriß. Die Farbe des Baums, wie des ganzen Wagens war roth, und auch die vier, denselben ziehenden Stiere waren mit rothen Decken behangen. Dieses sonderbare Fuhrwerk nannte man Caroccium. Es sollte zum Mittel-, wie zum Stützungspunkt des ganzen in Schlachtordnung aufgestellten Heeres dienen, daher ihm auch stets nur eine, durch glänzende Waffenthaten ausgezeichnete Schaar zur Bedeckung gegeben ward. Bevor man mit demselben auszog, ward ein feierliches Hochamt darauf gehalten, ja später sogar ein eigener Priester besoldet, der in Kriegs- und Fehdezeiten dasselbe überall hin begleitete, jeden Tag, sey es im Lager, oder bevor das Heer sich in Marsch setzte, die heilige Messe darauf las und es nie, selbst im heftigsten Schlachtgewühl nicht, verlassen durfte. Durch die Aufstellung dieses neuen Palladiums erreichte Heribert vollkommen seinen Zweck. Das Volk betrachtete das bunte, noch nie gesehene Gerüst als einen Theil der kirchlichen Symbolik. Aber wie kräftig vermag bekanntlich diese nicht auf die Gemüther der Menschen zu wirken! Bei dem andächtigen Blick der Krieger auf dieses neue Heiligthum, und besonders auf das Bild des Erlösers, erzeugte sich in ihnen eine Menge frommer, starker, zu jeder Selbstaufopferung sie begeisternder Empfindungen und Gefühle, und nun in Vertheidigung des, in den Augen des Volkes so sehr geheiligten Bundeswagens, nicht sein Leben willig zum Opfer zu bringen, oder gar ihn den Feinden in die Hände fallen zu lassen, ward bald

für die größte, nicht mehr zu tilgende Schande gehalten; für eine Schmach, die nicht nur die Schaar, welche die Flucht ergriffen, sondern die ganze Gemeine, der die Feigen angehörten, auf ewige Zeiten brandmarkte*).

*) Das Caroccium ward nachher auch in allen übrigen, nur einigermaßen bedeutenden, und zu einer gewissen Selbstständigkeit gelangten italienischen Städten eingeführt, und weckte — sonderbar genug — auch überall denselben kriegerischen Enthusiasmus. Es ist sehr begreiflich, daß die Städte Italiens, an materiellen Streitkräften den viel mächtigeren Fürsten weit nachstehend, nun desto mehr darauf sannen, die moralische Kraft ihrer Heere zu vermehren. Dazu bedurfte es nun freilich nicht gerade eines heribertschen, hölzernen, rothen Wagens. Ungleich edlere, Geist und Herz noch mehr befriedigende Mittel bietet einem christlichen Heere das Christenthum an.

6. Heribert und die Motta waren nun gerüstet, und bald rückten die beiden feindlichen Heere einander entgegen. Zwischen Mailand und Lodi, auf dem sogenannten Campo malo stießen sie auf einander, und sogleich kam es zu einer sehr blutigen, hartnäckigen, und am Ende doch nichts entscheidenden Schlacht. Wie mit gleicher Erbitterung, fochten auch beide Theile mit gleicher Tapferkeit. Unentschieden schwebte der Sieg zwischen dem Caroccium und den Panieren der Ritter. Die Nacht machte endlich dem Kampf ein Ende, und trennte beide Heere. Groß war der Verlust auf beiden Seiten. Was aber unter Heriberts Parthei eine ungemeine Bestürzung bewirkte, war, man weiß nicht warum, der Tod des Bischofes Alrich von Asti. Er war dem Erzbischofe zu Hülfe gekommen, hatte gegen die Satzungen der Kirche an der Schlacht persönlichen Antheil genommen, war tödtlich verwundet worden, und starb gleich am Morgen des

folgenden Tages. Den bestürzten Mailändern galt Alrichs Tod für eine schmähliche Niederlage, der Motta aber für einen glänzenden Sieg. Bedeutend fing auch wirklich Heriberts und seiner Verbündeten bisheriger Trotz an zu schwinden. Aber desto höher stieg das Zutrauen der Motta zu ihrer eigenen Kraft. Ganz Italien schien an dem glücklichen Erfolge der Letztern nun nicht mehr zu zweifeln. Zahllose Schaaren von Anhängern strömten jeden Tag der Motta zu, und bald ward diese der Mittelpunkt aller Unzufriedenen, wie aller unruhigen Köpfe von der ganzen Lombardei. Heribert und die Fürsten fühlten jetzt, daß ihre Macht nicht hinreiche, den ihnen drohenden furchtbaren Sturm zu beschwören. Sie wandten sich also an den Kaiser, baten um Hülfe und daß er eilen möge selbst nach Italien zu kommen, um in der, in wildem, anarchischem Aufruhr tobenden Lombardei Ordnung und Friede wiederherzustellen. Natürlich suchten die Fürsten, in ihren Berichten an den Kaiser, auf alle Weise den Schein des Rechts und der Gerechtigkeit für sich zu gewinnen, die Motta hingegen als einen Haufen gesetzloser Aufrührer in das gehässigste Licht zu setzen. Aber auch die Häupter der Motta wandten sich an den Kaiser und leicht ward es ihnen, die wahre Lage der Dinge dem Monarchen in ihren Berichten zu entwickeln, die jedoch höchst wahrscheinlich Conrad längst schon hinreichend bekannt war. Der Kaiser versprach unverzüglich nach Italien zu kommen, und die Gewißheit seiner baldigen Ankunft unterbrach die Fortsetzung der bisherigen Feindseligkeiten.

7. Aber während Waffengeräusch ganz Oberitalien erfüllte, und der Ruf: „Für Recht und Gerechtigkeit" das Losungswort beider Partheien war, traten allda auch zwei, ihrer Folgen wegen

höchst merkwürdige Todesfälle ein. Schon im vorigen Jahre Ein Tausend und fünf und dreißig, starb Richildis, Gemahlin des Markgrafen Bonifacius von Toscana. Sie war eine treffliche, wahrhaft fromme, in jeder Hinsicht ausgezeichnete Fürstin. Aber sie hatte ihrem Gemahl keine Kinder geboren, der jedoch nichts sehnlicher als Erben zu haben wünschte. Bonifacius, ohnehin nicht mehr gerade in der Blüte männlichen Alters, eilte daher um so mehr zu einer zweiten Ehe zu schreiten. Er ging nach Lotharingen, und vermählte sich dort mit Beatrix, Tochter des verstorbenen Herzogs Friedrich von Oberlotharingen, und diese brachte, nebst einem reichen Schatz an baarem Geld und vielen Kostbarkeiten, auch noch eine Menge Güter und Schlösser ihrem neuen Gemahl als Heirathsgut zu. War Bonifacius vorher schon, nämlich nachdem er auch die Markgrafschaft Toscana vom Kaiser erhalten hatte, der mächtigste und reichste Fürst Italiens, so stieg jetzt durch diese Verbindung seine Macht so hoch, daß sie selbst einem Könige von Italien gefährlich werden konnte. Endlich starb in demselben Jahre auch der, ebenfalls zu den mächtigern italienischen Fürsten gehörende, edle Markgraf Maginfred von Susa. Seine einzige Tochter, die nachher in der Geschichte so berühmt gewordene Adelheide, hatte er dem Hermann, Conrads Stiefsohne, der seinem unglücklichen Bruder Ernst in dem Herzogthum Schwaben gefolgt war, zur Gemahlin gegeben. Dieser hatte nun vollkommen gegründete Ansprüche auf die so bedeutende reiche Erbschaft seines, ohne andere Erben verstorbenen Schwiegervaters, und da Hermann, belehrt durch das traurige, bejammernswerthe Schicksal seines Bruders, mit unverbrüchlicher Treue zu seinem kaiserlichen Stiefvater hielt, und dessen Willen stets unbedingt sich fügte, so ward er auch gleich gegen

Ende des folgenden Jahres Sechs und dreißig, von dem Kaiser mit der erledigten Markgrafschaft Susa belehnt.

X.

Kaiser Conrads II. zweite Heerfahrt nach Italien.

1. Aller Augen in der ganzen Lombardei waren jetzt nach Deutschland gerichtet. Conrad eilte dem so heftig bewegten Lande zu Hülfe zu kommen. Den Krieg mit den Slaven hatte er siegreich beendiget, auch alle Vorkehrungen getroffen, um mit demselben ihm eigenen, und bisher in allen seinen Unternehmungen bewiesenen Nachdruck, auch jetzt wieder Italiens Angelegenheiten zu ordnen und vor den Augen des italienischen Volkes zum zweitenmale die furchtbare Macht eines deutschen Kaisers zu entfalten. Um sich der Eingänge Italiens zu versichern, entsetzte er den Herzog Adalbert von Kärnthen, auf dem ein vielleicht ungegründeter Verdacht der Untreue lastete, seines Herzogthums und übergab dasselbe seinem Vetter, Conrad dem Jüngern, ehemaligen Herzog von Franken*). Bevor der Kaiser Deutschland verließ belehnte er noch, wie schon gesagt, seinen Stiefsohn, den jungen Herzog Hermann von Schwaben mit

*) Seit der erhaltenen, kleinen Züchtigung, womit der Verlust des Herzogthums Franken verbunden war, hatte der jüngere Conrad dem eiteln Wahne entsagt, gegen den Aeltern, der nun einmal sein Herr und König war, in Deutschland eine bedeutende Opposition bilden zu wollen, im Gegentheil bei jeder Gelegenheit ihm unzweideutige Beweise von Treue und Anhänglichkeit gegeben. Conrad konnte jetzt vollkommen auf ihn zählen. Aber offenbar war es blos des Kaisers ungemeine geistige Superiorität, die diesen jüngern Vetter gänzlich unterjocht, und sich ihn völlig eigen gemacht hatte.

der, durch den Tod des Markgrafen Maginfred an die Krone zurückgefallenen Markgrafschaft Susa. Conrad beschleunigte auch die Vermählung seines Sohnes Heinrich mit Knuts des Großen Tochter, der schönen Kunichilde. Diese hatte erst im nächstfolgenden Jahre geschehen sollen, ward aber jetzt schon vollzogen; und sobald die Vermählungsfeierlichkeiten vorüber waren, trat der Kaiser seinen Zug nach Italien an. Gegen Ende des Dezembers 1036 war er schon in Verona. Hier blieb er einige Tage und feierte das heilige Weihnachtsfest.

2. Von Verona zog Conrad nach Mailand, wo er von dem Erzbischofe Heribert mit eben so großer Pracht als Ehrerbietung empfangen ward. Das Heer der Deutschen lagerte vor den Thoren der Stadt; nur mit einem kleinen Theile seiner Leibwache befand sich der Kaiser in dem Palaste bei dem Erzbischof. Es war vorauszusehen, daß Conrad dieselben Grundsätze, die ihn bei Regulirung des Verhältnisses der Untervasallen in Deutschland geleitet hatten, auch in Italien befolgen werde. Aber wie es scheint, waren diesfalls dem Kaiser schon einige, dem Heribert nicht sehr günstige Aeusserungen entfallen. Auf einmal verbreitete sich das Gerücht in Mailand: der Kaiser wolle dem Erzbischofe die ihm ertheilte Investitur über Lodi wieder entziehen. Sogleich entstand ein fürchterlicher Volksaufstand; zahllose Schaaren wälzten sich nach dem Palaste und forderten mit tumultuarischem Geschrei von dem Kaiser eine sie diesfalls beruhigende Erklärung. Es ist möglich, daß dieser Lärm, der offenbar keine ernste, und noch viel weniger eine gefährliche Tendenz haben konnte, blos eine List des Erzbischofes war, der dadurch den Kaiser überraschen und von demselben in der ersten augenblicklichen Bestürzung, neue ihm

günstige Zusagen erhaschen wollte. Wie dem aber auch sey, so brachte dieser Auflauf Conrad nicht im Mindesten aus der Fassung. Er erklärte, daß er unverzüglich einen öffentlichen Tag in Pavia halten, dort die Klagen und Beschwerden eines Jeden hören und alles nach Recht und Gerechtigkeit entscheiden werde; und damit hatte nun auch dies Simulacre eines Volksaufstandes ein Ende. Indeßen war dieser Auftritt dem Kaiser im höchsten Grade unangenehm, und nicht ganz argwohnlos gegen den Bischof brach er sogleich mit seinem Heere von Mailand auf und zog nach Pavia.

3. Dahin eilten jetzt auf Conrads Ruf auch Italiens sämmtliche Fürsten und Vasallen. Auch Heribert fand sich ein. Umgeben von dieser eben so zahlreichen als glänzenden Versammlung, hielt Conrad öffentliches Gericht, hörte die mannigfaltigen Beschwerden und Klagen, sowie die Vertheidigung der Beklagten mit Ruhe und Besonnenheit an, zeigte sich mild, wo Milde anwendbar war, strafte aber auch, was strafbar war, mit der seinem Charakter eigenen Strenge. Nach der Schwere der Verbrechen ließ er Hände abhauen, Augen ausstechen, köpfen und henken; jedoch alles nach Gerechtigkeit und den Aussprüchen bestehender Gesetze*). Als alle der-

*) Quo audito (nämlich daß der Kaiser öffentliches Gericht halten werde) orphani multi, viduaeque multae, quamplurimi Duces, multique Episcopi, velut aqua in sentinam, Papiam ante Imperatoris aspectum, unusquisque de propria conquerens injuria, confluxere. In quo loco, prout erat offensionis causa, alii restituebatur pro facti emendatione optimi auri libra, aut argenti marcha, et alii, sicut rei causa habebat, judicabantur secundum legis praecepta:

gleichen untergeordnete Rechtshändel entschieden waren, traten Hugo, ein deutscher Graf, und mit ihm noch mehrere italienische Vasallen gegen Heribert, Erzbischof von Mailand, klagend auf. Sie beschuldigten ihn gesetzloser Willkür und einer Menge Beraubungen und Gewaltthaten. Conrad rief den Erzbischof auf wegen der gegen ihn erhobenen Anklagen sich zu rechtfertigen. Aber Heribert, ganz außer sich vor Erstaunen, daß er, der erste Kirchen- und Reichsfürst Italiens, der bisherige Lenker des Landes, der ganz allein die italienische Krone auf Conrads Haupt gesetzt hatte, nun einigen so tief unter ihm stehenden Vasallen, vor einer so zahlreichen Versammlung öffentlich Rede stehen sollte, konnte oder wollte im ersten Augenblicke seines Unwillens auch nicht ein Wort vorbringen. Der Kaiser wiederholte demnach seinen Befehl. Heribert verlangte nun, was auch offenbar Billigkeit und Gerechtigkeit zu erheischen schien, einen Zeitaufschub, damit er, um die Klagen seiner Feinde zu entkräften, die nöthigen Beweise sammeln könne. Aber Conrad, der allem Ansehen nach die gegenwärtige Gelegenheit benutzen wollte, der Macht wie dem Uebermuth des Erzbischofes engere Schranken zu setzen, vielleicht auch die gegen denselben vorgebrachten Beweise schon völlig überzeugend fand, schlug den begehrten Aufschub ab, und gebot dem Erzbischof: alles, was er sich oder seiner Kirche ungerechter Weise zugeeignet, alsogleich wieder herauszugeben. Jetzt konnte Heribert sich nicht länger mehr zurückhalten. Er sprang von seinem Sitze auf und erklärte, daß

manus truncabantur, aliis oculi funditus eruebantur, postremo vero ab alio vita, quae est pretiosior auro, ense regio capite abscisso, auferebatur. (*Land.* sen. ap. *Murat.* Script. Rer. Ital. T. IV. p. 83.)

er von Allem, was er beim Antritt seines kirchlichen Regiments als Eigenthum der Kirche des heiligen Ambrosius gefunden, oder während seiner Regierung noch erworben, auf keines Menschen Befehl oder Bitte auch nur das Mindeste herausgeben werde. Einige der anwesenden Fürsten baten ihn, er möchte doch wenigstens hinzusetzen: mit Ausnahme des Kaisers. Aber Heribert, von blindem Eifer fortgerissen, wiederholte, und zwar gerade die Worte: auf keines Menschen Befehl oder Bitte, nur noch stärker betonend, mit lauter Stimme seine so eben gegebene Erklärung. Jetzt entflammte auch Conrad in heftigem Zorn, erhob sich von seinem Thron, und befahl den stolzen ungehorsamen Erzbischof zu ergreifen. Wie erstarrt und versteinert standen bei diesem Befehl sämmtliche deutsche und italienische Fürsten. Selbst Conrads Sohn, König Heinrich, vermochte kaum noch seinen Ohren zu trauen. Aus Ehrfurcht vor der hohen erzbischöflichen Würde, noch mehr aus Furcht vor Heriberts Macht und der Hoheit seines Geistes, wagten die italienischen Lehnsleute es nicht, sich ihm zu nähern, noch vielweniger Hand an ihn zu legen. Heribert benutzte diesen Augenblick und erinnerte in scharfer beißender Rede den Kaiser an die ihm geleisteten Dienste, und daß er es sey, dem er die Krone von Italien zu danken habe. Conrad dadurch nur noch mehr aufgebracht, wandte sich jetzt an seine Deutschen, die nun auf einen Wink ihres Monarchen sogleich hinzutraten, sich der Person des Erzbischofes bemächtigten und ihn gefangen hinwegführten. Conrad übergab ihn der Gewahrsam des Herzogs Conrad von Kärnthen und des Patriarchen Popo von Aquileja*).

*) Ohne Landulphs des Aeltern sehr ausführlichen Bericht

würden wir von dem ganzen Hergang nichts wissen, als blos daß Heribert von Mailand zu Pavia ein Gefangener des Kaisers ward. Indessen sind doch offenbar die hier oben angeführten, damit verbundenen und von Landulph erzählten Nebenumstände nicht ohne Interesse; und ganz besonders ist die Schlußperiode von Landulphs Bericht für uns Deutsche im höchsten Grade amüsant. Nachdem er nämlich (Seite 83.) erzählt hat, daß die italienischen Lehnsleute, weil' cognoscentes, quantæ dignitatis, quantæque magnificentiæ Heribertus esset, nicht Hand hatten an ihn anlegen wollen; fährt er fort: Venientes autem canes Palatini et *sævissimi* Teutonici, qui *nesciunt quid sit inter dexteram et sinistram et jumenta et mula*, Heribertum detinuerunt. Es ist eine Eigenheit der italienischen Geschichtschreiber, bei jeder Gelegenheit einige hämische Seitenblicke auf die Deutschen zu werfen, und diese, sobald nur von Weitem sich eine Veranlassung darbietet, als ein überaus dummes, plumpes, rohes, barbarisches Volk darzustellen. Aber wer möchte den guten Leuten deswegen zürnen? War es ja doch die einzige matte, schwache und ohnmächtige Rache, die ihr schwer verwundetes und tief verletztes Nationalgefühl sich erlauben durfte. Zudem haben auch Conrad und dessen Sohn, Kaiser Heinrich III., ihr ganzes Leben hindurch es Italien handgreiflich merkbar gemacht, daß gerade diese plumpen und dummen Deutschen, die nicht wissen was Rechts oder Links ist, und ein Pferd nicht einmal von einem Maulesel zu unterscheiden wissen, demungeachtet, in dem wahren Sinne des Wortes, die gebietenden Herren von Italien seyen, und den Italienern, obgleich ihnen an geistiger Cultur nachstehend, dennoch Gesetze und Vorschriften und bisweilen sehr weise Gesetze zu geben berechtiget wären.

4. Mit einem zahlreichen Gefolge und unter einer starken Bedeckung ging Conrad von Pavia nach Ravenna. Aber das Heer selbst, für das er stets die größte Sorgfalt zeigte, ließ er, um ihm Ruhe und Erholung zu verschaffen, an den Ufern

der Trebia in den anmuthigen und fruchtbaren Ebenen von Piacenza ein Lustlager beziehen. Dahin ward nun auch der gefangene Erzbischof gebracht. Der Kaiser hatte befohlen ihn mit der größten Schonung zu behandeln, und diesem Befehle ward um so bereitwilliger Folge geleistet, da das Schicksal des ehrwürdigen Erzbischofes allgemein ungeheuchelte Theilnahme einflößte. Man trennte ihn daher auch nicht von seiner ganzen Dienerschaft. Mehrere derselben, wie auch ein oder zwei Mönche, blieben bei ihm und begleiteten ihn überall hin, ohne deswegen gerade als Gefangene betrachtet zu werden. Natürlich sannen diese schlauen, alles beobachtenden Italiener nun Tag und Nacht darauf, wie sie ihren Herrn wieder in Freiheit setzen könnten. Nicht fern von Piacenza lag das Frauenkloster von St. Sisto. Der Albtissin desselben hatte erst unlängst der Erzbischof selbst den geweihten Schleier gereicht. Zu dieser begab sich ganz insgeheim einer von den Leuten des Erzbischofes, machte sie mit dem von ihnen zur Befreiung ihres Herrn entworfenen Plane bekannt und verabredete mit ihr alle diesfalls zu treffenden Vorkehrungen. Die ihrem Erzbischofe völlig ergebene Aebtissin zeigte die größte Bereitwilligkeit zu Allem, was man nur von ihr fordern wollte. Ein paar Tage darauf kam demnach, als ein Geschenk von der Aebtissin, eine große Quantität aller Gattungen der ausgesuchtesten Weine, nebst einer ungeheuern Fracht von Geflügel und Fleischspeisen jeder Art, wie auch mehrere Säcke Mandeln und Nüsse, bei dem Erzbischof an. Jeder sah ein, daß der Erzbischof sammt allen seinen Leuten solche große Vorräthe selbst in mehreren Tagen nicht verzehren konnte. Desto weniger auffallend war es also den Soldaten, die Heribert zu bewachen hatten, als dieser erklärte: daß er auch ihnen jetzt einen recht fröhlichen Abend schen-

ken wolle. Ein herrliches Mahl ward demnach zugerichtet. Zu Essen war im Ueberfluß da. Die guten Deutschen ließen es sich herrlich schmecken, eben so sehr mundeten ihnen auch die trefflichen Weine, und durch den Genuß der Nüsse und Mandeln noch mehr zum Trinken gereizt, auch eben so sehr durch Heriberts Leute dazu ermuntert, genossen sie Gottes Gabe in solchem Uebermaße, daß sie bald sämmtlich völlig berauscht, endlich einer nach dem andern einschliefen. Sobald die Wache auf solche Weise unschädlich gemacht war, zögerten auch Heribert und seine Leute keinen Augenblick mehr, warfen ihre Mäntel um sich und begaben sich auf die Flucht. Ganz in der Nähe standen schon Pferde in Bereitschaft. Schnell schwangen Heribert und sein Gefolge sich auf dieselben und eilten dem Po zu; und als endlich die gutmüthigen Deutschen aus ihrem Rausche erwachten, und da sie weder den Erzbischof noch einen seiner Leute mehr sahen, diese mit brennenden Fackeln und lautem Rufen und Schreien in der ganzen Gegend suchten, hatte Heribert beinahe schon die Ufer des Po erreicht. Durch die Veranstaltung der Aebtissin harrte seiner auch hier schon eine Barke, die ihn augenblicklich über den Fluß setzte. Jetzt war Heribert geborgen, konnte seiner Feinde lachen, und kam ohne irgend einen widrigen Zufall glücklich und wohlbehalten vor den Thoren von Mailand an*).

*) In den mancherlei Berichten der Geschichtschreiber über die Art und Weise, wie Heribert seiner Gefangenschaft entkam, stößt man abermals auf eine Menge Varianten. Wir folgen hier oben der sehr umständlichen Erzählung des ältern Landulphs, der bei dieser Gelegenheit sich wieder den unschuldigen Spaß erlaubt, die Deutschen als ein überaus gefräßiges, gieriges und versoffenes Volk darzustellen und von

5. Als die Kunde von der Gefangennehmung des Erzbischofes nach Mailand gekommen war, gerieth die ganze Stadt in die größte Bestürzung. Der plötzliche Tod eines zärtlichst geliebten Vaters kann die Familie, der er entrissen ward, unmöglich so heftig ergreifen, als jetzt alle Einwohner Mailands von dieser unerwarteten, schrecklichen Nachricht ergriffen wurden. In allen Häusern, auf den Straßen, in den Kirchen und auf allen öffentlichen Plätzen hörte man nichts als Klag- und Jammergeschrei*). Nur eine Empfindung, nämlich unaussprechlicher Schmerz über das Unglück ihres Oberhirten, preßte jetzt jede Brust. Nur ein Gedanke, nämlich an die Befreiung des geliebten gemeinsamen Vaters, schwebte jetzt vor jeder Seele. Unverzüglich wurden Abgeordnete an den Kaiser ernannt, um mit demselben wegen der Freilassung des Erzbischofes um jeden Preis zu unterhandeln; auch mehrere der angesehensten Einwohner begleiteten dieselben, um sich selbst als Geißeln dem Kaiser zu übergeben. Zu gleicher Zeit durchzogen Boten, von Mailand gesandt, alle Theile Italiens, klagten bei geistlichen wie weltlichen Fürsten, bei Städten wie bei Vasallen, über die von dem Kaiser an dem Erzbischof verübte Gewaltthätigkeit, baten sie, ihre Bemühungen mit den ihrigen zu vereinen und für die Loslassung des Erzbischofes sich ebenfalls auf das Kräftigste bei dem Kaiser zu verwenden. Aber alles dieses Treiben, Mühen und Streben blieb fruchtlos.

---

denselben, besonders im Zustande der Trunkenheit, ein ungemein reizendes Bild zu entwerfen.

*) Ecce Mediolanensis attonita inhorruit civitas, proprio viduata Pastore, dolens ac gemens a puero usque ad senem. O, quæ Domino preces, quantæ funduntur et lacrymæ! (*Arnulphi* Hist. Mediol. Lib. II. cap. XII.)

Der Kaiser hörte die mailändischen Abgeordneten ruhig an; behielt auch die als Geißeln sich ihm anbietenden Mailänder bei sich, entließ aber dennoch den Erzbischof nicht seiner Haft. Es geht über alle Vorstellung, welche Gährung in den Gemüthern und welche Bewegung in der volkreichen Stadt entstand, als die Abgeordneten ohne den Erzbischof zurückkamen. Ueberall wieder nur Wehegeschrei und grenzenloser Jammer. Aller äußere Schmuck ward abgelegt, die ganze Stadt in Trauerkleider gehüllt, allgemeines öffentliches Gebet und strenges Fasten angeordnet und mit vollen Händen Almosen unter die Armen vertheilt. Alle Gewerbe und öffentliche Geschäfte standen stille. Ohne Unterschied des Ranges oder des Reichthums, strömten alle Einwohner Mailands nach den Kirchen; und in Bußsäcken oder härenen Kleidern und mit Asche auf dem Haupt, lagen Kinder und Jünglinge, Männer und Greise, ehrwürdige Matronen und Jungfrauen, Tag und Nacht an den Stufen der Altäre und fleheten unter heißen Thränen zu Gott und dem heiligen Ambrosius um baldige Befreiung ihres Bischofes, während nicht minder zahlreiche Schaaren frommer und heiliger Mönche, unter Klagliedern und wechselndem Bußpsalmengesang, alle Straßen der Stadt durchzogen und ihr Gebet mit jenem der, sammt allem Volke, in der Kirche versammelten Geistlichkeit vereinten*). Unstreitig stellte jetzt Mailand ein noch nie gesehenes, vielleicht selbst noch nie mit solcher Wahrheit gedachtes Bild von der Treue und Liebe eines Volkes zu seinem Fürsten auf**).

---

*) *Landulph. sen.* Lib. II. cap. XXII.

**) Diese allgemeine tiefe und ungeheuchelte Trauer ist unstreitig die schönste Lobrede auf den Erzbischof Heribert. Er muß nothwendig ein treuer und würde-

6. Aber welche Feder vermag darzustellen, in welche überströmenden Gefühle von Freude und Wonne sich die ganze volkreiche Stadt ergoß, als auf einmal ganz unvermuthet, am frühen Morgen eines Tages, sich mit Blitzesschnelle in der ganzen Stadt das Gerücht verbreitete: Unser Vater ist gekommen; er befindet sich wieder in unserer Mitte! Plötzlich verstummten jetzt alle Klagelieder. Ueberall nur Freuderuf und hoher Jubel. Aber statt, wie bisher, in die Kirchen zu eilen, strömte jetzt alles Volk nach den Arsenalen. Alle Einwohner griffen zu den Waffen. Selbst Greise drängten sich in die Reihen der Krieger. Die ungeheure, stürmisch aufgeregte Volksmasse schwur mit Gut und Blut ihren Erzbischof zu vertheidigen, und ohne die Folgen ängstlich zu berechnen, trat jetzt ganz Mailand in den Stand förmlicher Empörung gegen den eben so muthigen als gewaltthätigen Kaiser.

---

voller Oberhirt und zugleich als Fürst ein wahrer Vater seiner Unterthanen gewesen seyn. Zwar kann man nicht läugnen, und wir werden uns in der Folge noch mehr davon überzeugen, daß hochfahrender Trotz, Unbeugsamkeit des Charakters, unmäßige Herrschbegierde seine priesterlichen wie fürstlichen Tugenden nicht wenig beflecken. Aber diese, obgleich sehr große moralischen Fehler waren, schon ihrer Natur nach, nicht seinen Unterthanen sondern blos denjenigen verderblich, die entweder mit ihm auf gleicher Linie standen, oder noch höher gestellt waren, oder auch jenen, die seine Unterthanen nicht waren, er aber dennoch zu seinen Unterthanen machen wollte, wie z. B. die Ritterschaft, die Freien und freien Gemeinden, die Bürger von Lodi ꝛc. ꝛc. Es ist demnach sehr begreiflich, daß Erzbischof Heribert, ungeachtet der seltsamen Mischung von großen Tugenden und eben so großen Gebrechen in seinem Charakter, dennoch von seinen Unterthanen gleich einem Abgott verehrt und geliebt werden konnte.

7. Als Conrad die Flucht des Erzbischofes erfuhr, überschauete er sogleich mit einem Blick alle Folgen dieses, für ihn wie für ganz Oberitalien so wichtigen Ereignisses. Bei der ersten Nachricht davon soll Conrad sogar sich entfärbt haben, vielleicht zum erstenmale in seinem Leben. Aber nichts vermochte seinen eisernen Muth zu beugen. Auf alle mögliche Fälle vorbereitet, verließ er also gleich Ravenna, schickte augenblicklich seinem Heere Befehl zum Aufbruch aus dem Lager bei Piacenza, und zog an der Spitze desselben vor die, in voller Empörung begriffene Stadt. Mailand war unstreitig die stärkste Festung von ganz Oberitalien. Es hatte dreifache Mauern, über zweihundert Thürme und überdieß noch eine Menge weit vorspringender Bollwerke. Die Belagerungskunst war damals noch in ihrer Kindheit oder vielmehr noch gar nicht geboren. Die Art und Weise, wie man sich zu jener Zeit befestigter Städte bemächtigte, war: entweder durch Sturm bei schlechter Befestigung, oder durch plötzlichen Ueberfall im Einverständniß mit einigen, in der Veste befindlichen Verräthern, oder endlich auch daß man sie aushungerte. War nun keines dieser drei Mittel anwendbar, so konnte eine Stadt, besonders wie Mailand, ganz kühn hinter ihren Mauern in schwelgender Sicherheit auch dem tapfersten und zahlreichsten Heere trotzen. Conrad ließ zwar die Stadt von allen Seiten einschließen, und verheerte wieder, um die Einwohner zur Uebergabe zu zwingen, mit Feuer und Schwert das städtische Gebiet. Aber gegen die Mauern selbst vermochten auch die tapfersten seiner Lehnsleute nichts. Der Angriff auf einige vorliegende Bollwerke ward stets von den Belagerten mit der größten Tapferkeit zurückgeschlagen. Diese wagten sogar mit vielem Erfolg einen Ausfall. Die Deutschen verloren dabei

viele ihrer Leute, und selbst ein kaiserlicher Fahnenträger, Graf Guido, ward in dem Gefecht erschlagen. Vier Wochen war das Heer der Deutschen vor Mailand gelegen, als endlich Conrad sich gezwungen sah die Blokade wieder aufzuheben. Bevor er jedoch aus dem Lager vor Mailand aufbrach, erließ er, am 28. Mai des Jahres Ein Tausend und sieben und dreißig, jene berühmte, das Verhältniß der Vasallen ordnende Constitution, welche noch bis auf unsere Zeiten die Grundlage des Lehnrechts bildet. Dieser zufolge können keinem Vasallen eines Bischofes, Abtes, Grafen oder Markgrafen, keinem höhern oder niedern Valvassor, seine Lehen mögen Reichs- oder Kirchengut seyn, dieselben wieder entzogen werden, außer im Falle eines begangenen Verbrechens und zufolge eines Rechtsspruches, gefällt, dem Herkommen gemäß, von Richtern, die gleichen Standes mit ihm sind. Beiden Theilen steht der Appellationsweg offen; jedoch bleibt der Verurtheilte, bis der Spruch des höhern Richters erfolgt, in dem Besitze seines Lehens. Nur der höhere Vasall, der mit seinem Fürsten in Streit liegt, kann unmittelbar an den König oder Kaiser appelliren, vor welchem alsdann der Fürst, der höhere Vasall, wie auch die Richter, die das Urtheil gesprochen, erscheinen müssen. Besteht aber der Streit zwischen einem höhern und niedern Vasallen, so geht die Appellation an den Fürsten unter welchem Beide stehen, oder an einen königlichen Abgeordneten. Alle Lehen sind erblich; sie erben vom Vater auf den Sohn und vom Bruder auf den Bruder. Ohne Einwilligung des Vasallen kann von dem Lehnsherrn kein Lehen veräußert werden. Endlich wird in dieser Constitution auch genau bestimmt, welche Lieferungen an das kaiserliche Heer zu machen sind, wodurch, weil nunmehr der Willkühr der Fürsten entzogen,

auch deren fernern Erpressungen vorgebeugt ward. Durch diese Constitution gewann der Kaiser die ganze italienische Ritterschaft, den hohen wie den niedern Adel. Auch ward dadurch in Italien, wie früher in Deutschland, die Macht der Fürsten und Bischöfe gebrochen, die nun nicht mehr so unumschränkt und willkührlich wie bisher über ihre Lehnsleute gebieten konnten, zudem ihnen jetzt weniger trauen durften, da dieselben, in vorkommenden Fällen, nun nothwendig sich stets zu dem Kaiser halten würden, dem sie ihre Selbstständigkeit zu danken hatten, und in dessen Interesse es lag, sie gegen alle Bedrückungen der geistlichen wie weltlichen Fürsten zu schützen.

8. Gleich darauf brach der Kaiser mit dem Heere auf. Bevor er jedoch Mailands Gebiet völlig räumte, wollte er noch die nahe bei der Stadt gelegene feste Burg Corbetta brechen. Sogleich begann die Belagerung derselben. Aber während der Kaiser, am heiligen Pfingsttage, mit der Krone auf dem Haupte und in seinem ganzen kaiserlichen Ornate dem feierlichen Hochamt beiwohnte, welches der an demselben Tage, von dem Erzbischof Hermann von Cöln zum Bischofe von Minden geweihte, ehrwürdige Bruno hielt, verfinsterte sich plötzlich der noch einige Minuten vorher völlig unumwölkte Himmel. Ein schreckliches, noch nie erlebtes, mit einem über alle Vorstellung wüthenden Orkan verbundenes Ungewitter brach über dem Lager aus. Alle Zelte wurden umgerissen, hinweggeschleudert und unter einander geworfen; die stärksten Bäume entwurzelt und nur die unaufhörlichen, von allen Seiten her sich durchkreuzenden Blitze, stets von den heftigsten Donnerschlägen begleitet, erleuchteten noch den beinahe völlig umnachteten Himmel. Viele Menschen, be-

sonders eine Menge Pferde und Zugvieh, wurden erschlagen oder gingen auf andere Weise zu Grunde. Das Toben der völlig entzügelten Elemente war so gräßlich und so furchtbar, daß, nach dem Berichte des Kaplans Wippo, eines Augenzeugen, sogar Einige aus Schrecken den Verstand verloren und erst nach einigen Wochen wieder zur Besinnung kamen. Aber ganz unerklärbar ist, was der so eben erwähnte Kaplan noch ferner seinem Bericht beifügt, nämlich: daß mehrere aus dem Lager Abwesende, obgleich sie sich gar nicht weit davon entfernt hatten, als sie wieder zurückkamen, einstimmig versicherten: weder von einem Ungewitter noch Hagelwetter oder Sturmwinde auch nur das Mindeste verspürt zu haben. Ebenso sollen auch die Einwohner Mailands, obgleich keine volle halbe Stunde von Corbetta entfernt, doch so völlig davon verschont geblieben seyn, daß sie selbst nicht einmal etwas von dem, doch in ihrer Nähe so furchtbar unaufhörlich rollenden Donner gehört hätten. Das ganze Heer und alle dabei befindlichen Bischöfe wie andere Geistlichen, und nachher besonders der Erzbischof Heribert und dessen Mailänder betrachteten diese ganz ungewöhnliche, außerordentliche Naturerscheinung als ein Wunder, nämlich als ein göttliches Strafgericht wegen des, an dem Eigenthum und den Besitzungen der Kirche des heiligen Ambrosius, durch unmenschliche Verheerungen begangenen Frevels*). Indessen ward doch

*) Wippo selbst, der doch nicht leicht jedes ungewöhnliche Ereigniß zu einem Mirakel umschafft, bezeichnet doch dieses furchtbare Ungewitter als eine, gar nicht auf natürlichem Wege zu erklärende Erscheinung, und nennt es unumwunden ein Werk übernatürlicher göttlicher Wunderkraft. Auch Sigebert von Gemblours, obgleich nicht immer ein sehr zuverläßiger Berichterstatter, erzählt in seiner Chronik: der obenerwähnte

Corbetta erobert; zwar ziemlich wild darin gewirthschaftet, jedoch die Burg nicht gleich andern Dörfern und Schlöſſern zerstört.

9. Um bei der zunehmenden, unerträglichen Sommerhitze seinen Soldaten einige Erholung zu gönnen, vielleicht auch um Verstärkung aus Deutschland an sich zu ziehen, zog Conrad sich mit seinem Heere gegen die Alpenthäler zurück. Er selbst ging nach Cremona, wo er den größten Theil des Sommers hindurch blieb. Hier hatte er die Freude einen Besuch von dem Pabste Benedikt IX. zu erhalten. Johann XIX. war gegen das Ende des Jahres Ein Tausend und drei und dreißig gestorben und dessen Neffe Theophylaktus, unter dem Namen Benedikt des Neunten, ihm in der päbstlichen Würde gefolgt. Der neue, noch nicht einmal völlig zum Jüngling gereifte Pabst war ein Sohn Alberichs, Grafen von Tusculum. Schon drei Päbste nach einander hatte jetzt das Tusculanische Haus der Kirche gegeben, aber nicht wenig dadurch auch den Neid und die Scheelsucht mehrerer anderer nicht minder mächtigen Familien in Rom gereizt. So lange sein Vater Alberich lebte, gelang es Benedikt, sich in seiner Würde und in Rom zu behaupten. Aber Alberich war im Mai dieses Jahres (1037) gestorben; und da der leider nur zu junge Pabst durch sein Betragen weder die Liebe und noch vielweniger die Ehrfurcht der Römer sich zu verschaffen gewußt hatte, so sah er sich jetzt den Verfolgungen und

---

Bischof Bruno von Minden, nebst einem Geheimschreiber des Kaisers und noch drei andern Personen, hätten während der Darbringung des heiligen Meßopfers den heiligen Ambrosius zürnend und mit drohender Geberde dem Kaiser Conrad gegenüber stehend erblickt.

Angriffen seiner Feinde, deren Anzahl nicht klein war, von allen Seiten blos gestellt. Um die Gunst Conrads zu gewinnen, einen so mächtigen und gewaltigen Kaiser in sein Interesse zu ziehen, und an ihm eine Stütze seines, von den Römern bedrohten päbstlichen Stuhles zu finden, war Benedikt nach Cremona gekommen, und von dem Kaiser mit der größten Feierlichkeit und allen äußern Merkmalen der tiefsten Ehrfurcht empfangen worden. Die Ankunft des Pabstes wußte Conrad sogleich zu seinem Zwecke zu benutzen. In Benedikts Gegenwart und mit dessen Zustimmung entsetzte er nämlich den Erzbischof Heribert von Mailand, den er vor der Belagerung der Stadt schon für einen Reichsfeind erklärt hatte, nun auch seines Erzbisthums, und ertheilte dieses seinem Kaplan, einem gebornen Mailänder, Namens Ambrosius*). Conrad hoffte, daß

*) Ohne gerade zu erwarten, daß Conrad ein gelehrter Canonist gewesen seyn möchte, so ist doch gar nicht daran zu zweifeln, daß derselbe mit seinem ungewöhnlich großen praktischen Lebensverstand wohl eingesehen haben wird, daß ein kaiserliches Machtwort nicht hinreicht einen Bischof seiner Würde zu entsetzen. Da jedoch der Kaiser jetzt von einer Menge italienischer und deutscher Bischöfe umgeben war, so läßt sich mit Gewißheit annehmen, was auch in der Folge sich noch deutlicher ergeben wird, daß diese auf Conrads Begehren ein Concilium bildeten, und durch einen conciliarischen Spruch den Heribert seines Stuhles entsetzten, und da ferner noch der anwesende Pabst diesen Ausspruch bestätigte, so war Heribert nun wirklich und zwar ganz auf canonischem Wege und nach allen, von den Canons vorgeschriebenen Formen seines Erzbisthums entsetzt. Daß er, bevor der Entsetzungsspruch erfolgte, war vorgeladen worden, aber nicht erschien, dieß unterliegt ebenfalls keinem Zweifel, indem er ja nachher, wie wir bald sehen werden, als er von einem in seiner Sache in

der Verein der beiden höchsten Gewalten der Christenheit, wo nicht den Heribert, doch die Mailänder schrecken und diese zur Unterwerfung bringen würde. Aber nur zu eitel war diese Hoffnung. Die Mailänder hielten jetzt nur desto fester an ihrem Erzbischof, und um ihn an seinem Gegner, dem Ambrosius zu rächen, verheerten und zerstörten sie dessen sämmtliche, in und um Mailand liegende Güter und Gebäude.

10. Aber dem Kaiser wollte nun Heribert Gleiches mit Gleichem vergelten. Conrad suchte ihn seines Erzbisthums zu berauben, und eben so sann er jetzt auf Mittel, Conrad ebenfalls nicht nur um die Krone von Italien, sondern auch um jene von Burgund zu bringen. Mit Hülfe seiner geheimen Verbündeten und besonders im genauen Einverständniß mit den Bischöfen von Cremona, Vercelli und Piacenza, schickten also er und die drei so eben genannten Bischöfe Abgeordnete an den mächtigen und kriegerischen Grafen Eudes von Champagne. Diesem sollten sie, im Namen Seiner und der drei Bischöfe, die Krone von Italien antragen; hierauf ihm auch jene von Burgund in naher Perspektive zeigen und ihn dringend einladen, ungesäumt mit einem Heere nach Italien zu gehen. Die meisten der italienischen

---

Rom versammelten Concilium vorgeladen ward, ebenfalls nicht erschien, auch weder durch Briefe noch durch Abgeordnete sich dießfalls zu rechtfertigen suchte. Welche Tugenden oder Untugenden Pabst Benedikt IX. gehabt haben mag: dieß kommt hier nicht in Anschlag. Genug er war einmal Pabst, und von der ganzen Christenheit als solcher anerkannt. In der speciellen Kirchengeschichte, als dem hierzu geeigneten Ort, wird von Benedikt IX. und dessen Pontificat nähere Rede seyn.

Fürsten, sollten sie ihm ferner vorstellen, würden ihn mit Jubel empfangen, alle ihre Streitkräfte mit den seinigen vereinigen, und dann unfehlbar Conrad sammt allen seinen Deutschen in Italien vernichten. Graf Eudes hatte die Abwesenheit des Kaisers benutzt und war kurz vorher, und zwar nicht ohne bedeutenden Erfolg, in Lotharingen eingefallen. Aber zu lockend war für den Grafen das Anerbieten der italienischen Abgeordneten, als daß er dasselbe nicht augenblicklich hätte annehmen sollen. Um nach dem Wunsche der Italiener ohne allen Zeitverlust mit seinem Heere über die Alpen gehen zu können, zog er sich jetzt eiligst wieder aus Lotharingen zurück, ward aber, wie der Leser schon weiß, auf seinem Rückzuge von dem Herzog Gozillo von Lotharingen und dessen tapfern Sohne Gottfried plötzlich überfallen und in dem Treffen erschlagen. Heriberts und seiner Verbündeten Entwürfe waren nun völlig gescheitert, und zwar ohne einen Schein von Möglichkeit, den abgerissenen Faden des mißlungenen Plans je wieder anknüpfen zu können; denn da der mächtige Herzog von Aquitanien von den Italienern und deren Treiben durchaus nichts mehr wissen wollte, so gab es jetzt in ganz Frankreich keinen Fürsten mehr, dem man, auch nur mit einem matten Schimmer von Hoffnung eines glücklichen Erfolges, einen ähnlichen Antrag hätte machen können. Aber nun war auch indessen der verwittweten Markgräfin von Susa, Schwiegermutter des schwäbischen Herzogs Hermann, das ganze Geheimniß der von Heribert und den drei Bischöfen an den Grafen von Champagne abgeordneten Gesandschaft, verrathen worden. Von Allem, was sie erfahren, hatte sie sogleich den Kaiser in Kenntniß gesetzt und nun schickte sie auch noch eine Schaar Kriegsleute, die den rückkehrenden Gesandten in den Alpenpässen

auflauerten, sie plötzlich überfielen, aller ihrer Papiere sich bemächtigten, sie hierauf gefangen nach Cremona führten und dem Kaiser überlieferten. Um der Strafe des Hochverraths zu entgehen, bekannten die Unglücklichen sogleich Alles was sie wußten, schonten dabei Niemand, bezeichneten ebenso genau Personen wie Sachen, und entwickelten alle, auch die geheimsten Fäden des verrätherischen Stolzes, mit welchem Heribert und dessen Freunde den Kaiser zu umschlingen gehofft hatten. Zu einem öffentlichen Tage berief nun Conrad sämmtliche Fürsten von Oberitalien. Alle folgten dem Rufe des gefürchteten Kaisers. Auch die Bischöfe von Cremona, Vercelli und Piaceuza, unwissend daß ihre verrätherischen Pläne entdeckt seyen, fanden sich ebenfalls ein. Aber wie sehr erstaunten jetzt diese nicht, als plötzlich die Thüren des Versammlungsaales sich öffneten, und Heriberts und der Bischöfe Abgeordnete, von einer Wache umgeben, als Gefangene eintraten. Oeffentlich wiederholten diese ihr früher schon abgelegtes Bekenntniß; und Conrad, von seiner gewöhnlichen Heftigkeit wieder hingerissen, ließ sogleich, mit Umgehung aller weitern gerichtlichen Formen, die drei Bischöfe ergreifen und nach Deutschland in die Verbannung abführen*).

*) Dieses raschen Verfahrens wegen wird Conrad von allen und selbst von Wippo scharf getadelt. Aber es ist nicht wohl einzusehen, wie Conrad anders hätte handeln können, handeln dürfen. Man vergegenwärtige sich nur die Lage, in welcher der Kaiser sich befand: mitten in einem feindlichen Lande, während der noch fortdauernden feindlichen Empörung Mailands, der mächtigsten und reichsten Stadt Oberitaliens, und deren, auf den Kaiser leidenschaftlich aufgebrachten, bei der ganzen Nation in großem Ansehen stehenden, und der kühnsten und verwegensten Entwürfe

und Unternehmungen fähigen Erzbischofes Heriberts und endlich bei den, wenigstens sehr zweideutigen Gesinnungen so mancher andern italienischen Fürsten und Städte. Wie konnte man jetzt von Conrad fodern, daß er drei des Hochverraths überführte, gegen ihn im höchsten Grade feindselig gesinnte Bischöfe noch länger frei und in dem Besitze aller Mittel lassen sollte, ihm noch ferner zu schaden, vielleicht ganz Oberitalien gegen ihn aufzuwiegeln? Zudem stand Conrad im Begriffe, nächstens nach Rom und von da Italien noch weiter hinab zu gehen. Mußte es also nicht seine erste und angelegentlichste Sorge seyn, daß, während er mit seinem Heere in Unteritalien stand, alles in seinem Rücken ruhig bleibe, mithin in Oberitalien keine neuen Verschwörungen und Empörungen ausbrächen, wodurch er von Deutschland abgeschnitten, und sammt seinem Heere selbst der Gefahr völliger Vernichtung hätte preisgegeben werden können? Gebieterisch foderten es offenbar Klugheit und die Zeitumstände, die drei Bischöfe unschädlich zu machen; und dieß konnte er nicht besser thun, als daß er sie nach Deutschland abführen ließ, wo sie nicht, wie Heribert, durch Hülfe geheimer Anhänger, aus der Gefangenschaft entwischen und neue Unruhen anfangen konnten. Die drei Bischöfe waren, wegen der ihnen ertheilten Reichslehen, Vasallen des Kaisers und zwar ziemlich mächtige Vasallen; als solche konnte Conrad sie begangener Felonie wegen ergreifen lassen; denn man wird doch nicht behaupten wollen, daß die Würde des Bischofes ein Schutzbrief sei für die Treulosigkeit des Vasallen. Endlich hat der Kaiser sie nicht ihrer Stühle entsetzt und Andere darauf erhoben. Es stand also zu erwarten, daß Conrad, sobald ruhige Zeitumstände es erlaubten, sie entweder belehrt und gebessert ihren Kirchen zurückgegeben, oder ein Concilium zusammenberufen, und diesem dann, unter Beobachtung aller vorgeschriebenen Formen, die Untersuchung und endliche Entscheidung ganz auf canonischem Wege würde überlassen haben. Es gibt Fälle, wo unter gewissen Verhältnissen, wenn z. B. das Wohl eines Staates oder eines ganzen Heeres, oder gar die Person und

das Leben des Monarchen bedrohet sind und dabei noch auf der geringsten Zögerung große Gefahr haftet, man alle Formen, wie heilsam und wohlthätig diese auch seyn mögen, umgehen und das Privatrecht den höhern Foderungen des Staatswohls gleichsam zum Opfer bringen muß. Wir sehen freilich wohl ein, wie verderblich es seyn müßte, wenn dieses nur unter leeren, blos dem Scheine nach aus dem Staatswohl trügerisch hergeleiteten Vorwänden geschehen würde. Da jedoch hier keine, den Mißbrauch oder die falsche Anwendung des obigen Grundsatzes verhindernde, gesetzliche Bestimmung möglich ist, so kommt es offenbar blos darauf an, daß der Monarch oder dessen oberste Räthe in solchen Fällen stets mit Gewissenhaftigkeit und klarem, unbefangenen Sinne die jedesmalige Lage gehörig zu beurtheilen, und den wahren, entscheidenden Standpunkt aufzufassen wissen; und unserm Erachten nach, war dieß Letztere hier vollkommen der Fall bei Conrad.

11. Gegen das Ende des Jahres ging Conrad nach Parma. Aber auch dahin begleitete ihn und seine Deutschen jener unselige Dämon der Zwietracht, der nur der kleinsten Veranlassung bedurfte, um Deutsche und Italiener in die blutigsten Händel zu verwickeln. Mit großer Pracht hatte der Kaiser in Parma den ersten Tag des heiligen Weihnachtsfestes gefeiert, als schon am Abend desselben zwischen einigen Deutschen und Parmesanern sich, einer unbedeutenden Ursache wegen, wieder ein Streit entspann. Bei den hitzigen so schnell zu entflammenden Italienern kam es sogleich zu Gewaltthätigkeiten. Conrad, der Mundschenk des Kaisers, ward erschlagen. Im höchsten Grade darüber aufgebracht, griffen die Deutschen jetzt augenblicklich zu den Waffen. Dasselbe thaten auch die Italiener; und nun begann in allen Straßen der Stadt ein ebenso hartnäckiger als blutiger Kampf. Mit einer nicht zu erwartenden Kühnheit

und Entschlossenheit schlugen sich die Parmesaner; denn die leidenschaftliche Erbitterung des italienischen Volkes gegen die Deutschen machte in einem solchen Kampfe gewöhnlich jeden Italiener zum Helden. Als aber wie gewöhnlich von allen Dächern wieder ein Hagel von Pfeilen und Steinen auf die Deutschen fiel, steckten diese einige Häuser in Brand. Schnell verbreitete sich das Feuer und in weniger als einer Stunde stand halb Parma in Flammen. Conrad schwang sich auf sein Pferd, und selbst aus der größten Verwirrung und Unordnung wußte die Gegenwart des gefürchteten Kaisers wieder Ordnung und Ruhe hervorzurufen. Auf sein Gebot vereinigten sich die Anstrengungen der Deutschen mit jenen der Einwohner, sich der Wuth der Flammen zu bemächtigen. Es gelang ihm den furchtbaren Brand zu löschen, aber leider war dennoch einer der schönsten und größten Theile von Parma jetzt in einen Aschenhaufen verwandelt. Am folgenden Tage verzieh Conrad den Einwohnern, und zwar ohne daß sie, wie vor zehn Jahren die Paveser und Römer hatten thun müssen, mit Stricken um den Hals demüthig zu den Füßen des zürnenden Monarchen um Gnade und Verzeihung flehen durften. Diese Milde des Kaisers ist ein Beweis, daß Deutsche und Italiener höchst wahrscheinlich die Schuld an dem Unglück gemeinschaftlich mit einander theilten. Um jedoch zu beweisen, daß die Deutschen das herrschende Volk in Italien seyen, ließ Conrad einen Theil der Mauern niederreißen, wodurch natürlicherweise der ohnehin schon so hoch gestiegene Groll des italienischen Volkes gegen die Deutschen, in allen großen und kleinen Städten Italiens, nur wieder neue Nahrung erhielt.

12. Aber auch Roms Angelegenheiten erheischten dringend die Gegenwart des Kaisers. Neue

Unordnungen waren dort ausgebrochen, und der Pabst von den Römern aus der Stadt vertrieben worden. Am Ende des Winters im Jahre Ein Tausend und acht und dreißig trat Conrad seinen zweiten Zug nach der Hauptstadt der Christenheit an. Er nahm seinen Weg über Vivinaja*) und Perugia. In der letzten Stadt oder nahe dabei, kam der Pabst zu dem Kaiser. Ihr Zusammentreffen glich dem Wiedersehen zweier, durch gemeinsames, jedoch blos zeitliches Interesse vereinter Freunde. Beide gingen hierauf nach Rom, hielten auch gemeinschaftlich ihren feierlichen Einzug in die Stadt. Hier feierten Benedikt und Conrad das Osterfest. Nach beendigter Feier ordnete der Kaiser, wegen der an dem Pabste verübten Gewaltthätigkeiten, eine scharfe Untersuchung an, und sämmtliche Partheihäupter wurden, jedes nach dem Grade seiner Schuldbarkeit, mehr oder weniger strenge bestraft. Welche gegründete Klagen auch die Gegenparthei des Pabstes gegen denselben haben mochte, so war sie doch schon wegen ihres eigenmächtigen, gesetzwidrigen Verfahrens in Conrads Augen, und zwar mit allem Rechte, im höchsten Grade strafbar. Der Pabst versammelte hierauf ein Concilium, welchem gewiß auch die den Kaiser begleitenden deutschen Bischöfe werden beigewohnt haben. Heribert war vorgeladen; und als er abermal, weder in Person noch durch Stellvertreter erschien, sprach Benedikt IX. mit Beistimmung sämmtlicher in dem Concilium vereinten Bischöfe, über Heribert von Mailand den Bann aus, trennte ihn von der Gemeinschaft der Kirche und bestätigte den von dem Kaiser zum Erzbischof ernannten Ambrosius in seiner bischöflichen Würde**).

*) Vivinaja lag in der Grafschaft Lucca.

**) Cum (Heribertus) non resipisceret, sequenti anno

Aber auch dieser von den Zinnen des Vatikans geschleuderte Blitz zündete nicht in den in der Empörung verhärteten Gemüthern. Mailand öffnete nicht seine Thore; und hinter unbezwingbaren Mauern und in der Mitte seiner zahlreichen, kriegerischen Bürgerschaft, fuhr Heribert fort ebenso sehr dem Pabste wie dem Kaiser zu trotzen.

13. Am Ende April, oder Anfang Mais, verließ der Kaiser die nun wieder beruhigte Stadt Rom und zog Italien südlich weiter hinab. An vielen Orten hielt er öffentliches Gericht, schlichtete und ordnete überall, was zu schlichten und zu ordnen war, und zeigte sich in ganz Unteritalien, beinahe bis an die äußersten Grenzen Apuliens, als den unumschränkt gebietenden König und Herrn von Italien. In Monte-Cassino*) hatte er der Mönche gerechte Klagen gegen Pandulph IV. vernommen,

---

1038 a Romano Pontifice *jussus est concilio se sistere.* Ibi cum ad officium nulla vi seu prece consensisset, Dominus Apostolicus illum *generali Pontificum decreto* anathematis condemnatione percussit; et in ejus pontificatum Ambrosius, vir nobilis, regius Capellanus, illius terræ indigena, donante Imperatore successit: illo intra muros residente, isto de foris pro posse res suos contrahente. (*Mansi* Coll. Conc. T. XIX. p. 587.) Mithin jetzt ein leidiges, von Heriberts Unbeugsamkeit und stolzem Trotz herbeigeführtes Schisma in der mailändischen Kirche.

*) In Monte-Cassino verrichtete auch Conrad damals seine Andacht, sprach mit ganz ungewöhnlicher Herablassung und Leutseligkeit mit den Mönchen, beschenkte die Kirche mit ungemein kostbaren Verzierungen, und bevor er das Kloster verließ, begehrte und erhielt er auch sammt seinem ganzen Gefolge von dem Abt Richer, der dem Theobald in dem Klosterregiment gefolgt war, knieend den Segen.

entsetzte daher auch, als er nach Capua kam, den ungerechten Fürsten seines Fürstenthums und übergab dieses dem Fürsten Waimar von Salerno. Italien noch weiter hinab, zeigte sich jetzt Conrad auch den damals schon ziemlich unruhigen Normännern, belehnte den tapfern normännischen Grafen Hainulph mit der Grafschaft Aversa, nahm ihn zu seinem Lehnsmann auf, legte alle zwischen den Eingebornen und den Normännern herrschenden Streitigkeiten bei, und gebot überall nach Recht und Gerechtigkeit zu verfahren und Friede und Ordnung zu erhalten. Die täglich zunehmende Glut des in diesem Jahre ganz ungewöhnlich heißen Sommers, bewog den Kaiser zum Rückzuge. Schon in Benevent äußerten sich in seinem Heere Spuren ansteckender Krankheiten. Conrad eilte also den Alpen zu. Aber bevor er diese erreichen konnte, brach, was er befürchtet hatte, nämlich eine furchtbare Pest unter den Deutschen aus. Heftiger als je wüthete sie diesmal und zwar selbst unter dem kaiserlichen Hause. Zuerst starb der Vetter des Kaisers, der Herzog Conrad der Jüngere von Kärnthen; bald darauf ward auch des jungen Heinrichs Gemahlin, die liebenswürdige Kunechilde, in der Blüthe ihres Lebens ein Opfer dieser furchtbaren Seuche*), und wenige Tage darauf folgte ihr in das Grab auch des Kaisers eigener Stiefsohn, der edle, hoffnungsvolle, junge Herzog Hermann von Schwaben. Weder Rang, noch Alter oder Geschlecht schonend, raffte die tödtliche Seuche noch eine zahllose Menge Anderer,

*) Als sie starb, war sie schon Mutter geworden einer Tochter, die nachher, und zwar gleich in den ersten Frühlingstagen ihres Lebens, obgleich mit allen körperlichen Reizen geschmückt, dennoch den klösterlichen Schleier einer Königskrone vorzog.

Hohe wie Niedere hinweg; und als der Kaiser mit seinem Heere wieder in Oberitalien ankam, war dasselbe so zusammengeschmolzen, daß er durchaus nichts Bedeutendes damit gegen Mailand unternehmen konnte. Die Fürsten des Landes mußten daher sich ihm eidlich verbindlich machen, so lange, bis die Mailänder sich unterworfen haben würden, jedes Jahr die Umgebungen von Mailand von Grund aus zu verheeren. Unstreitig wäre dieß das sicherste Mittel gewesen, den stolzen Erzbischof Demuth und Unterwerfung zu lehren; denn wenn Mailands Einwohner gesehen hätten, daß man jedes Jahr ihre Weinberge ausrottete, ihre indessen gepflanzten jungen Obstbäume wieder ausriß, ihre Saaten verbrannte und ihre unter den Hufen der Pferde völlig zertretenen Wiesen nutzlos machte, so würden sie bald nothgedrungen ihr Interesse von jenem des Erzbischofes getrennt und der alsdann völlig hülflos gestellte, ohnehin auf canonischem Wege seines Bisthums entsetzte, und überdieß mit dem Bann der Kirche belegte Heribert blos noch in der Verborgenheit eines Klosters einen stillen Zufluchtsort gefunden haben. Wirklich waren dazu im folgenden Jahre schon alle Vorkehrungen getroffen, auch besonders die Häupter der Motta dabei nicht unthätig geblieben, und sicher würde des Kaisers strenges Gebot, und zwar in dessen ganzem Umfange, befolgt worden seyn, hätte nicht ein großes ganz unerwartetes Ereigniß, das wir unsern Lesern sogleich näher bezeichnen werden, auf einmal allen Verhältnissen Italiens eine neue, ganz veränderte Gestalt gegeben. Nach Ruhe, und noch mehr nach der gesunden vaterländischen Luft sich sehnend, zog der Kaiser schnell über die Italien von Deutschland scheidenden hohen Alpen, und in der zweiten Hälfte des Monats August Ein Tausend und acht und dreißig befanden Conrad und

die Reste seines Heeres sich schon wieder in Bayerns gesegneten Fluren.

XI.

Ende der Regierung Conrads des Zweiten.

1. Obgleich beinahe zwei Jahre aus Deutschland abwesend, fand dennoch Conrad bei seiner Rückkehr das Reich sowohl auf seinen Grenzen wie in seinem Innern gehörig geordnet und vollkommen ruhig. Ein sprechender Beweis von dem in Deutschland während Conrads Regierung ungemein sich gehobenen königlichen Ansehen. Leider hatte auch an Conrad die mörderische Seuche in Italien nicht ganz, ohne ihn zu berühren, vorübergehen wollen. Er war kränkelnd und mit geschwächter Gesundheit zurückgekommen, und weder die zärtlichste Pflege im Schooße seiner Familie, noch die Künste der Aerzte vermochten ihm das Gefühl seiner vorigen Kraft wiederzugeben. Sein Geist war jedoch dadurch nicht gebrochen, und an seiner ihm eigenen, rastlosen Thätigkeit bemerkte man nicht die mindeste Abnahme. Schon in dem folgenden Monat September begab er sich in Begleitung seines Sohnes, des jungen Königs Heinrich, nach Burgund. Zu einem öffentlichen Tage berief Conrad sämmtliche burgundische Großen nach Solothurn; und seit vielen Jahren fühlten die Burgunder jetzt zum erstenmale wieder, daß sie einen König und demnach auch Gesetze hatten. Da Conrads Streben überall Friede, Ordnung und Gerechtigkeit bezweckte, so beförderte er jetzt auch die Einführung der **Treuga Dei** (Gottesfriede) in Burgund, besonders da erst unlängst auch selbst Frankreich diese, aus der Kirche hervorgegangene, heilsame Anstalt angenommen hatte*). Die

*) Die in dem Jahre Ein Tausend und dreißig, und

Berathungen in Solothurn dauerten einige Tage. Als sie beendiget waren, übertrug Conrad, und wie gesagt wird, auf die einstimmige Bitte der ganzen Versammlung, seinem Sohn Heinrich das Königreich Burgund und ließ ihm von allen anwesenden Fürsten und Herren den Huldigungseid leisten.

2. Kurz zuvor, wenigstens um die nämliche Zeit, übergab der Kaiser seinem Sohne Heinrich auch das durch den Tod des schwäbischen Herzogs Hermann erledigte Herzogthum Schwaben. Das

---

in den beiden darauf folgenden Jahren in dem ganzen Abendlande herrschende Hungersnoth, die jedoch vorzüglich für Frankreich eine furchtbare Geisel war, und die manche fromme Seelen für ein wegen der vielen, mit dem unseligen Fehdewesen verbundenen Mordthaten, Räubereien und anderer Greuel verhängtes göttliches Strafgericht hielten, erzeugte bei einigen Bischöfen in Aquitanien die Idee, eines der Christenheit, wie sie glaubten, geziemenden Friedens. Der Vorschlag fand zwar anfänglich hie und da Eingang, doch bald sah man die Unausführbarkeit desselben ein. Statt eines ewigen Friedens brachten also die Bischöfe einen, nur auf gewisse Tage in der Woche sich beschränkenden Waffenstillstand Gottes (treve de Dieu, Treuga Dei) in Antrag. Diese Waffenruhe Gottes sollte am Mittwoche Abends, nach dem Läuten der Betglocke anfangen und bis zum Montag Morgens fortdauern. Die Herren von Aquitanien, besonders durch die Mitwirkung des frommen Herzogs Wilhelm, nahmen diese fromme Einrichtung sogleich an. Nicht so das übrige Frankreich. Da jedoch diese, von christlicher Sehnsucht nach Frieden und Ordnung erzeugte Einrichtung bald die ganze Christenheit beschäftigte, so ward nach einigen Jahren die Treuga Dei ebenfalls in Frankreich, dann jetzt auch in Burgund und endlich in ganz Deutschland eingeführt. (Man sehe den XX. B. der Forts. Abschn. 3. §. 30.)

Herzogthum Bayern hatte er ihm schon, als derselbe noch kaum zehn Jahre alt war, übergeben. Alles Land der Bojaren und Alemannen, wie auch jenes der alten Burgundionen war demnach jetzt schon in der Hand des jungen Heinrichs. Ueber das durch des jüngern Conrads Tod erledigte Herzogthum Kärnthen glaubte Conrad jetzt noch nicht verfügen zu müssen. Er behielt es also, wie das um mehr als ein Jahr früher erledigte Herzogthum Franken, unter eigener Verwaltung. Nach dem Herkommen sollte zwar der König kein Herzogthum selbst verwalten, sondern jedes, das erlediget würde, wie der Sachsenspiegel spricht, nach Jahr und Tag einem andern ertheilen. Aber Conrads Macht war nun schon so hoch gestiegen, daß man selbst Eingriffe in die Verfassung nicht mehr als solche, sondern gleichsam als gesetzmäßige, aus der königlichen Machtvollkommenheit herzuleitende Verbesserungen der Verfassung hielt.

3. Von Solothurn reißte Conrad nach Sachsen und Thüringen. In Goslar verweilte er länger als gewöhnlich. Für diese Stadt hatte er, wegen der unter den Ottonen entdeckten und für die damaligen Zeiten so ungemein ergiebigen Bergwerke, stets eine gewisse Vorliebe gezeigt. Hier feierte er demnach auch das heilige Weihnachtsfest. Aber gleich im Anfange des folgenden Jahres Ein Tausend und neun und dreißig ging er mit seiner Gemahlin und seinem Sohne Heinrich nach Nimwegen. Von dem Podagra befallen, mußte er hier einige Wochen bleiben, ward jedoch von dieser Krankheit wieder geheilet und begab sich, nachdem er das Osterfest in Nimwegen gefeiert hatte, zur Feier des Pfingstfestes nach Utrecht. Neues Leben schien jetzt auf einmal wieder in Conrad zu erwachen. Leider war

es blos das letzte Aufflammen eines nun bald erlöschenden Lichts. Indessen fühlte er sich vollkommen wohl und in allen Theilen seines Körpers gestärkt, war demnach auch in dem Kreise seiner Umgebungen ungleich heiterer als sonst. So war es auch noch am Morgen des heiligen Pfingsttages. Als er aber, nach Beendigung des Gottesdienstes, die Krone auf dem Haupt, und nach damaliger Sitte, in seinem ganzen kaiserlichen Ornat sich zur Tafel begab, ward er von einem plötzlichen Unwohlseyn überfallen. Conrad, der sich zu beherrschen wußte, that, um die Freude des Tages nicht zu stören, sich Gewalt an, fuhr demnach fort, munter und gesprächig zu sein, während der Tod schon in seinen Eingeweiden wühlte. Auch am folgenden Tag bemerkte noch niemand, selbst Gisella nicht, das Uebelbefinden des Kaisers. Aber desto schnellere Fortschritte machte nun auf einmal das Uebel. Conrad ward auf das Krankenlager geworfen und fühlte, daß er am Ende seiner irdischen Laufbahn stehe. Mit der nämlichen Standhaftigkeit, die er in seinem ganzen Leben bewiesen, sah er jetzt auch dem nahenden Tode entgegen, empfing, erbauend für die Umstehenden, mit voller Ergebung in den Willen des Ewigen, die heiligen Sakramente, und verschied dann sanft unter der Pflege und in den Armen der Seinigen. Zu der Stadt Speier hatte Conrad während seines Lebens stets eine vorzügliche Neigung gezeigt, sie im Vorüberziehen öfters besucht, mit Mauern und Thürmen sie umgeben, auch schon den Bau einer prachtvollen Domkirche angefangen, und nicht selten den Wunsch geäußert, daß seine Gebeine einst im Frieden hier ruhen möchten. Unter dem Hauptaltar in Utrecht wurden also blos die Eingeweide des großen Verstorbenen begraben, die Leiche aber ward nach Speier gebracht. Fürsten und Bischöfe, und

an deren Spitze der neue König Heinrich begleiteten den Trauerzug. Als ein rührender Beweis von Heinrichs kindlicher Pietät darf von uns nicht unbemerkt gelassen werden, daß, so oft der Leichenzug vor den Thoren einer Stadt ankam, die dem Herzen des Sohnes so theuren, in einem Sarge eingeschlossenen Ueberreste von dem Wagen herabgenommen, auf Heinrichs Schultern gelegt und von ihm durch die Stadt, und endlich an dem Ziele angelangt, durch ganz Speier bis zur Begräbnißstätte getragen wurden. Aber auf eines Sohnes ungeheuchelter Liebe und Ehrfurcht gegen den Vater und dessen Andenken ruhet stets ein großer Segen von Oben, und so mochte Heinrichs rührendes, obgleich von der Politik zu jeder Zeit unbeachtetes, aber gewiß dem Himmel wohlgefälliges Betragen bei der Begräbnißfeier seines Vaters, schon für Deutschland ein nicht unbedeutendes Unterpfand einer folgenden segensvollen Regierung gewesen seyn.

4. Conrad II hatte nur fünfzehn Jahre geherrscht, aber in dieser kurzen Zeit, und im Anfange mit so geringen Mitteln ungleich mehr geleistet, als seine Vorfahren beinahe in einem ganzen Jahrhundert vollbracht hatten. Unstreitig gehört Conrad zu den größten und ausgezeichnetsten Monarchen, nicht nur seiner Zeit, sondern selbst noch vieler folgenden Jahrhunderte; und mit Recht weißt ihm die unpartheiische Geschichte eine Stelle an zwischen dem großen Karl und Otto dem Großen, und wohl möchte er, durch seine ungewöhnliche geistige Superiorität wie durch seltene Kraft und Stärke des Charakters, Jenem, seinem Vorbilde, noch näher stehen, als selbst Otto der Große. Unter Conrad II. stieg das königliche Ansehen nicht blos in Deutschland, sondern auch in Italien zu einer Höhe, auf

welcher wir es, seit Pipins großem Sohne, bisher nie mehr erblickt hatten. Karl der Große suchte die großen Herzogthümer eingehen zu lassen. Dasselbe bezweckte auch Conrad; aber um diesen Zweck zu erreichen, mußte er vorher die Herzogthümer an das königliche Haus zu bringen suchen, was ihm, wie wir gesehen, auch vollkommen gelang. Mangelhafte Administration derselben, und daher manche Unordnungen in dem Innern der Herzogthümer mußten freilich nothwendige Folgen davon seyn. Aber auch für diese Gebrechen würde Conrad, hätte er länger gelebt, die dießfalls sich schon von selbst darbietende Remedur gefunden haben. Ein sehr großes, vielleicht bisher noch nicht genug hervorgehobenes Verdienst um Deutschland erwarb sich Conrad unstreitig durch seine weisen Lehengesetze. Als er die Regierung antrat, bestand die deutsche Nation als Nation blos in den ersten Reichsvasallen, in den Bischöfen, Aebten, Herzogen und Markgrafen; denn außer den wenigen, in den Provinzen zerstreuten freien Eigenthümern, und dann der zahlreichen Klasse der Hörigen und Leibeigenen, von denen freilich in der gegenwärtigen Periode leider noch keine Rede seyn konnte, standen alle Deutsche in dem Lehensnexus. Diese hatten aber, wie wir gesehen, damals noch kein gesichertes Eigenthum. Ihr Besitzstand war äußerst schwankend; jeden Augenblick fremder Willkühr ausgesetzt, und so stets zwischen Furcht und Hoffnung gestellt, hatten sie nie die frohe Gewißheit, das, was sie besaßen, auch einst ihren Kindern hinterlassen zu können. Aber was vermag Leute, die sich durchaus in dem drückenden Verhältniß eines Knechts zu seinem Herrn erblicken, wohl noch sehr fest an ihr Vaterland wie an ihren König zu binden? Und kann man einen Verein von Menschen, wie zahlreich er auch seyn mag, die aber kein Eigenthum

und also auch kein Vaterland haben, noch eine Nation nennen? Indem nun Conrad einem Jeden den Besitz seines Lehens sicherte, sie auf immer aller Willkühr entzog, auch deren Erblichkeit, und zwar nicht blos vom Vater auf den Sohn, sondern auch vom Bruder auf den Bruder feststellte, machte er alle die vielen Vasallen und Hintersaßen zu freien Eigenthümern, schuf dadurch gleichsam ein neues deutsches Volk, und war nun im wahren Sinne des Wortes ein König der Deutschen und deutscher Nation. Um die niedern Volksklassen, die Hörigen und Leibeigenen, konnte Conrad sich jetzt noch nicht bekümmern. Diese wurden nicht sowohl als Personen, sondern blos als Sachen betrachtet, machten keinen Theil der Nation aus, hatten gar keine Rechte, selbst nicht einmal die ganz unveräußerlichen Rechte eines Menschen*). Diese so sehr herabge-

*) Dazu gehört doch unstreitig das Recht zu leben. Aber dieses hatten nicht einmal diese Leute, denn wenn ein Leibeigener von seinem Herrn erschlagen ward, so krähete, wie man zu sagen pflegt, auch nicht ein Hahn darnach. Schuld daran war zum Theil auch, weil damals der Accusationsprozeß, welcher erst mit dem römischen Recht eingeführt ward, in Deutschland noch nicht bekannt war. Ward jedoch ein Leibeigener nicht von seinem Herrn, sondern von einem Andern ermordet, so war dieser gehalten, sich mit jenem über die Entschädigung zu vergleichen. Nach Verschiedenheit der ripuarischen, friesischen, sächsischen Gesetze, war die Schadloshaltung eines erschlagenen fremden Leibeigenen auf 30 bis 35 Solidus angeschlagen. Ein wahrer Beweis, daß der Leibeigene keinen Menschen-, sondern blos Sachwerth hatte, der überdieß noch ziemlich weit unter jenem eines Ochsen oder Pferdes stand; denn ward ein solches Stück dem Eigenthümer von einem andern geraubt oder getödtet, so mußte dieser dem Erstern den ganzen Werth desselben bezahlen, der in einigen Gegenden bis auf 50 Solidus angesetzt war. Ein Solidus war damals gleich 40 Denaren, belief sich also nach unserm gegenwärtigen Geldfuß ungefähr auf zwei Gulden.

drückte, in ihrer Menschenwürde, die man zwar gar nicht anerkannte, so sündhaft tief verletzte Menschenklasse in den Staatsverband mit aufzunehmen, und die ihr unerlaubt entrissenen, weil ihrer Natur nach unveräußerlichen Menschenrechte, wiederzugeben, dazu war die Zeit, als Conrad den Thron bestieg, noch nicht reif. Vor allem mußte er in den obern und obersten Regionen des Staates Gesetzlichkeit wieder einführen. Nur wenn diese Aufgabe gelößt war, wie er sie auch meisterhaft löste, konnte er seine Aufmerksamkeit auch dem, auf verschiedenen Stufen der Hörigkeit stehenden Stand der Unfreien zuwenden; und gewiß würde er es gethan haben, hätte seine Regierung nur eine längere Dauer gehabt.

5. Zwar muß man gestehen, daß die Politik, welche Conrad in Beziehung auf Italien befolgte, gerechtem Tadel unterliegt. Aber damals waren ja selbst die ersten Elemente ächter Staatskunst noch unbekannt und die Grundsätze, auf welchen diese beruhet, für die Zeiten, in welchen Conrad lebte und wirkte, noch viel zu hoch. Eigene Erfahrung hatte ihn belehrt, daß die Italiener nur dann gehorchten, wenn sie nicht länger mehr widerstehen konnten. Dem Widerstand noch größern Widerstand entgegen zu setzen, jede sich regende Kraft sogleich mit eisernem Arm niederzuhalten, durch schnellen Entschluß und eben so schnelle Ausführung seine Feinde oder Gegner zu überraschen, zu entwaffnen oder zu Boden zu werfen, war also die einzige Politik, welche Conrad jenseits der Alpen befolgen zu müssen glauben konnte. Auch auf die größten und selbstständigsten Menschen äußern die allgemein herrschenden Begriffe, Meinungen und Ansichten ihrer Zeit stets einen nicht unbedeutenden Einfluß. Conrad ragte zwar weit über sein Jahrhundert hervor; aber das-

selbe, wie sein Vorbild Karl der Große, zu seiner eigenen Höhe emporzuheben, dieß vermochte er nicht. Indessen wer weiß, was noch geschehen seyn würde, wäre er seiner glorreichen Laufbahn nicht schon so frühe durch den Tod wieder entrissen worden.

6. Für die Kirche that Conrad, was er für sie thun konnte. Zwar vermehrte er nicht ihren Besitzstand, denn dießfalls hatte die Freigebigkeit der sächsischen Kaiser sich selbst schon erschöpft; aber dafür erhöhete er durch Privilegien und Exemtionen um vieles das Ansehen der Bischöfe und deren zeitliche Macht. Indessen empfanden doch auch manche Kirchen in den kostbaren Tempelgaben, mit denen er sie beschenkte, nicht selten die Wirkungen seines frommen Sinnes. Zu bedauern ist es, daß man unter Conrads Regierung den ersten groben Spuren der Simonie in der deutschen Kirche begegnet. Durch drückendes Geldbedürfniß gezwungen, hatte Conrad in den ersten Jahren seiner Regierung ein Paar bischöfliche Stühle verkauft. Aber, besser unterrichtet und gehörig belehrt, fiel er nachher nie mehr in diese schreckliche Sünde; obgleich bei dem wegen seiner weitaussehenden Unternehmungen, sich noch öfters einstellenden Geldmangel der reiche Ertrag solcher Verkäufe nicht wenig lockend für ihn seyn mußte. Von seinem Falle sich wieder erheben und standhaft dabei ausharren, ist oft schwerer, als nie fallen. Uebrigens gereicht es ihm gewiß zu großer Ehre, daß er nachher auf alle erledigten bischöflichen Sitze blos die trefflichsten, durch Gelehrsamkeit und Frömmigkeit ausgezeichneten Männer erhob. Auch die Aufrechthaltung kirchlicher Disciplin lag Conrad ganz vorzüglich am Herzen, besonders wollte er selbst die leisesten Eingriffe in die hierarchische Ordnung durchaus nicht dulden. Ein Abt von Reichenau ließ es

ſich beigehen, unter dem Vorwand eines vorgeblich von dem römiſchen Stuhle erhaltenen Privilegiums, den Gottesdienſt im biſchöflichen Ornate zu verrichten. Dagegen klagte der Biſchof von Conſtanz bei dem Kaiſer, und dieſer zwang den Abt, alle Theile ſeiner biſchöflichen Kleidung ſammt der höchſt wahrſcheinlich unterſchobenen Urkunde dem Biſchofe auszuliefern, der hierauf Beides auf einer ziemlich zahlreichen, von ihm zuſammenberufenen Synode verbrennen ließ*).

7. Conrad hatte in ſeiner Jugend keine andere, als blos die damals unter dem Adel eingeführte ritterliche Bildung erhalten. Die wildeſten Roſſe zu zähmen und ſie dem Willen ihrer Reiter zu unterwerfen, die Lanze zu ſchwingen, den Wurfſpies

*) Bernardus Abbas Augiae, missis Romam coenobii sui privilegiis, a Johanne Papa item privilegium, ut cum sandalis et episcopalibus indumentis missas ageret, accepit. Unde permoto Warmano, Constantiensi Episcopo, apud Imperatorem, quasi sui pervasor officii et honoris accusatus, eo usque ab utrisque coarctatur, donec idem cum sandaliis privilegium ipsi Episcopo traderet, publice in Synodo sua, id est in coena Domini sequentis anni incendendum. (*Herm.* Contr. ad annum 1032.) In einem Zeitalter, wo das Verfälſchen der Urkunden eine gewöhnliche Praxis geworden war, darf man auch mit allem Grund vorausſetzen, daß des Abtes von Reichenau vorgebliches päbſtliches Privilegium unächt war. Kaiſer Conrad ſtand ſtets mit den Päbſten in dem beſten freundſchaftlichen Verhältniß, und die Ehrerbietung, die er ſelbſt Benedikt IX. erwieß, beweißt, daß er in jedem Individuum, auf den apoſtoliſchen Stuhl erhoben, ſtets die geheiligte Würde eines Oberhauptes der Kirche Jeſu Chriſti geziemend zu ehren wußte.

mit Sicherheit zu schleudern und das Schwert mit kräftiger Faust zu führen: darin ward Conrad von Keinem übertroffen. Auf den Thron von Deutschland erhoben, war er also jeder Wissenschaft fremd. Indessen gab er bald die schlagendsten Beweise, daß, um die drei Reiche, die er unter seinem Scepter vereinte, mit Kraft und Weisheit zu beherrschen, er nicht gerade vieler wissenschaftlichen Kenntnisse, und noch vielweniger großer Gelehrsamkeit bedurfte. Jeden Mangel daran ersetzte sein richtiger, alles schnell und lebhaft auffassender Verstand, sein scharfer Blick, seine tiefe Menschenkenntniß, seine ruhige Besonnenheit, seine rastlose Thätigkeit; dann jene Blitzesschnelle, mit der er vom Entschluß zur Ausführung eilte und endlich sein ihn in allen Angelegenheiten stets eben so schnell als richtig zum Ziele führender natürlicher Takt. Jedoch von Natur aus empfänglich für alles Große und wahrhaft Gute, war er Wissenschaften und wahrer Gelehrsamkeit nichts weniger als abhold, erzeigte geziemende Ehre jenen, welche die Grenzen menschlicher Kenntnisse erweiterten oder diese unter den Menschen zu verbreiten suchten, ließ auch, was am lautesten für ihn spricht, seinem Sohne eine, den damaligen Zeiten entsprechende, gelehrte Erziehung geben und freute sich ungemein der schnellen Fortschritte, die der junge Heinrich in seinen Studien machte.

8. Im Kriege war zwar die Entwerfung scharfsinnig combinirter Operationspläne nicht gerade Conrads Sache. Aber dafür besaß er alle übrigen Anlagen und Eigenschaften eines großen Feldherrn; Eigenschaften, die nicht erworben werden, sondern die die Natur schon gegeben haben muß: eine nie, selbst in den drohendsten Momenten sich nicht verläugnende Gegenwart des Geistes; eine Unerschrocken-

heit, die jeder Gefahr trotzte, vielleicht selbst noch dabei frohlockte; und endlich die große Feldherrnkunst, seinen eignen Geist, seinen Muth und seine Kühnheit einem ganzen auch noch so zahlreichen Heere einzuflößen. Zudem war Conrad im wahren Sinn des Wortes stets der Vater seiner Armeen und seine in das kleinste Detail der Bedürfnisse des Soldaten eingehende Sorgfalt war es, die ihm alle Herzen gewann und ihn zum Abgotte seiner Krieger machte. Obgleich seit dem Antritt seiner Regierung beinahe jedes Jahr an der Spitze eines Heeres, ward Conrad doch nie von irgend einem Feinde überrascht, nie überfallen, durch keinen widrigen Zufall geschreckt und in seinem ganzen Leben nie besiegt.

9. Conrads öffentlicher Charakter, besonders wenn mit dem Lichte des Evangeliums beleuchtet, war zwar nicht ohne Flecken. Aber die vielen, zum Theil auch wahrhaft christlichen Regententugenden, die ihn schmückten, tilgten gewiß einen großen Theil derselben, und schön und vollkommen der Wahrheit entsprechend ist das Zeugniß von Conrads Biographen, des Kaplans Wippo, wenn derselbe am Ende der Lebensbeschreibung seines Herrn sagt: „Man würde „Gefahr laufen, sich das Brandmal des Schmeich„lers aufzudrücken, wenn man erzählen wollte, wie „großmüthig, wie standhaft, wie unerschrocken, wie „leutselig gegen alle Rechtschaffene, wie gütig gegen „seine Unterthanen, wie ernsthaft und streng gegen „die Bösen, wie kräftig und nachdrucksvoll in den „Geschäften, und wie unermüdet Conrad war, sobald „das Wohl des Reiches es nur von ferne zu erfodern „schien.“ Ausgezeichnet als Mensch, als Christ und Regent, von seinen Unterthanen geliebt, von fremden Mächten geehrt und gefürchtet, dabei von

allen bewundert, hat Conrad II. unstreitig die vollgültigsten Ansprüche auf ehrenvolles Andenken von Seiten der Nachwelt und ruhmvolle Würdigung in den Jahrbüchern der Geschichte.

XII.

Fortsetzung der Geschichte Deutschlands.

1. Heinrich III. Conrads des Zweiten Tod konnte kein Interregnum zur Folge haben; denn sein Sohn Heinrich, schon in dem Jahre Ein Tausend und sechs und zwanzig auf einem öffentlichen Tage in Augsburg zum Nachfolger seines Vaters in dem Reiche bestimmt; dann zwei Jahre nachher von dem Erzbischofe von Cöln zu Aachen gekrönt und auf den Stuhl Karls des Großen gesetzt, und endlich erst in dem vorigen Jahre Ein Tausend acht und dreißig zu Solothurn von allen burgundischen Vasallen als deren König anerkannt, bedurfte weder einer Wahl, noch einer neuen Krönung, und ergriff daher, zwar mit jugendlicher aber dennoch fester und sicherer Hand, die Zügel der Regierung sämmtlicher, von seinem Vater ihm hinterlassenen drei Reiche. Mit den hohen Eigenschaften seines großen Vaters verband Heinrich die Frömmigkeit und alle sanften Tugenden seiner geistvollen und gottesfürchtigen Mutter Gisella. Mit den schönsten Gaben des Geistes wie des Herzens hatte die Natur den jungen Heinrich geschmückt; und alle die herrlichen Anlagen, welche sie in den Knaben gelegt hatte, wurden durch eine treffliche Erziehung, unter den Augen zweier durch Weisheit und Frömmigkeit ausgezeichneter Bischöfe*), frühzeitig zur Reife ge-

*) Conrad hatte ihn zuerst dem gelehrten Bischofe Bruno von Augsburg und dann dem Bischofe Engelbert von Freisingen übergeben.

bracht und in schneller Entwickelung zu wirklichen Fertigkeiten, das heißt: zu einer neuen ihm eigenen noch schönern Natur ausgebildet. Heinrich stand jetzt in dem zwei und zwanzigsten Jahre seines Alters. Die Reize blühender Jugend erhöheten die Anmuth seiner lieblichen Gesichtsbildung wie den Zauber einer ungewöhnlichen, männlichen Wohlgestalt; und in der Schule seines Vaters in alle Geschäfte des Krieges wie des Friedens und der Verwaltung eingeweiht, verband er mit dem Feuer der ersten kräftigen Jugend und der von seinem Vater ererbten, und bei ihm stets von dem besten Willen befruchteten Thätigkeit, auch schon die Erfahrungen und ruhige Besonnenheit des reifern Alters. Zudem soll Heinrich in großem Grade die Gabe der Wohlredenheit besessen haben. Auf dem von ihm, im folgenden Jahre zu Augsburg gehaltenen, vorzüglich den Angelegenheiten des Reichs gewidmeten öffentlichen Tage ergriff seine Rede die Gemüther sämmtlicher versammelten Fürsten und Herren. Alle Augen waren auf ihn gerichtet; und zum erstenmale strahlte hier der kaum zum Jüngling gereifte, zwei und zwanzigjährige Monarch in dem ganzen Glanze der ihn unsichtbar umgebenden Majestät, vollkommen ähnlich der, an rauhem, umwölktem Himmel plötzlich hervorbrechenden, über die ganze Natur wieder Freude und neues Leben ausgießenden Frühlingssonne.

2. Krieg mit Böhmen. Heinrichs Regierungsantritt erregte große Erwartungen, und diesen zu entsprechen, dazu gaben ihm die Böhmen die erste Gelegenheit. Nach dem Tode des Herzogs Oethelrich war dem Verstorbenen dessen Sohn Brecislav, wie wir schon erzählt, in der Regierung Böhmens gefolgt. Einige Jahre früher (1034) war auch der polnische Herzog Miecislav gestorben. Der

Tod dieses Fürsten gab das Signal zu einer allgemeinen Bewegung in ganz Polen. Zwar hatte Miecislav einen Sohn, Namens Casimir; aber dieser war nicht volljährig, und dessen Mutter Richensa hätte demnach die vormundschaftliche Regierung übernehmen sollen. Leider war jedoch diese Fürstin, weil eine deutsche Prinzessin*), bei der Nation nichts weniger als beliebt. Zudem, wie es scheint, waren die Polen, bei denen der verstorbene Miecislav in verhaßtem Andenken stand, jetzt entschlossen, von dem Geschlechte der Piasten, dessen letzter Zweig der junge Casimir war, abzugehen und ein anderes Haus auf den Thron zu erheben. Kurz, Richensa sah bald ihr und ihres Sohnes Leben so sehr gefährdet, daß sie mit demselben aus Polen entfloh. Durch diese Flucht ward dem Ehrgeize schwungsüchtiger Großen ein weiter Spielraum eröffnet. Jeder wollte herrschen. Partheien erhoben sich gegen Partheien. Blutige innere Kriege wütheten in dem Lande. Alle bürgerliche Ordnung verschwand, überall herrschte nur wilde Gesetzlosigkeit, und diese wilde, jeden Staatsverband völlig auflösende, anarchische Verwirrung erreichte mit jedem Jahre einen immer noch höhern Grad. Sobald also Brecislav zur Herrschaft in Böhmen gelangt war, dachte er auch sogleich, Polens gegenwärtigen Zustand völliger Zerrissenheit zu benutzen und an der Nation die von ihr in frühern Zeiten über Böhmen gebrachten Drangsale zu rächen. Mit einem zahlreichen Heere fiel er also in dem Jahre Ein Tausend und acht und dreißig in Polen ein, verwüstete alles mit Feuer und Schwert, eroberte die Städte, zerstörte die Burgen,

*) Sie war eine Tochter des Pfalzgrafen Ezo am Rhein und ihre Mutter Mathildis eine Tochter Kaisers Otto II.

verbrannte Dörfer und Meierhöfe und erstürmte endlich, nach einem blutigen Gefechte, die Stadt Krakau, wo alle seit Jahrhunderten von den polnischen Herzogen hier aufgehäufte Schätze dem Sieger in die Hände fielen. Gleich im Anfange des Frühlings setzte im folgenden Jahre Brecislav seinen Raubzug in Polen fort, drang verheerend noch tiefer in das Innere des Landes und eroberte nun auch die Stadt Gnesen, seit langer Zeit die Residenz der polnischen Herzoge. Jetzt erfuhren die Böhmen, daß die Leiche ihres Landsmannes, des heiligen Adalberts, hier begraben liege. Sogleich drangen sie in die Kirche, um sich der heiligen Reliquien zu bemächtigen. Aber der Bischof Severus trat dazwischen und gebot ihnen, bevor sie die heilige Leiche berührten, erst durch Gebet und dreitägiges Fasten sich dazu gehörig vorzubereiten. Die Böhmen gehorchten willig dem Befehl des Bischofes, erhoben hierauf mit der größten Ehrerbietung den Leichnam des Heiligen und brachten ihn in einer feierlichen Prozession nach Böhmen*). Jetzt trat auch Brecislav seinen Rückzug an, kam ohne einen widrigen Zufall an den Grenzen seines Landes an, und mehr als hundert mit reicher Beute beladene Wagen und viele Tausende gefangener Polen schmückten Brecislav's triumphirenden Einzug in

*) Die Polen wandten sich darüber klagend an den Pabst. Aber auch Brecislav schickte Gesandte nach Rom; und nun entschied Benedikt IX., daß zwar die Leiche des Heiligen, weil derselbe in seinem Leben Bischof in Prag gewesen, auch dort bleiben, der Herzog jedoch, zur Sühnung der gewaltsamen Hinwegführung derselben, eine Kirche mit einer gewissen ihm vorgeschriebenen Anzahl von Chorherren stiften sollte. Brecislav ließ sich dieses gerne gefallen und errichtete bald darauf das Kollegiatstift von Bunzlau.

Prag. Sämmtliche polnische Gefangenen wurden nach den westlichen Gegenden Böhmens gebracht, und die vielen dort noch öde liegenden Strecken zum Anbau ihnen angewiesen*).

3. Schon seit Heinrichs II. letzten Zeiten gefielen die Deutschen sich in der, obgleich auf nichts gegründeten Ansicht, Polen als ein unter der Oberhoheit Deutschlands, mithin auch unter dessen Schutze stehendes Reich zu betrachten. Als daher viele aus ihrem Lande geflohene Polen bei dem jungen König gegen Brecislav klagten, zeigte sich Heinrich zum Schutze der Polen um so bereitwilliger, als er durch eine so auffallende Thathandlung jener vorgeblichen Oberhoheit Deutschlands über Polen jetzt gewissermaßen eine geschichtliche Grundlage geben konnte. Zu Brecislav, der damals mit seinem Heere in Polen stand, eilten demnach sogleich königliche Abgeordnete, dem Herzog das Gebot des Königs überbringend: Polen mit seinem Heere unverzüglich zu räumen, alle darin gemachte Beute dem Lande wieder zurückzugeben und den rückständigen dreijährigen Tribut ohne längere Zögerung zu entrichten. Brecislav, der nur Zeit zu gewinnen suchte, bis er mit seinem Heere wieder in Böhmen angekommen und seinen gemachten Raub in Sicherheit gebracht haben würde, schickte seinen Sohn, einen noch sehr jungen Prinzen, an Heinrich, offenbar blos in der

*) Ungeheuer war die von Brecislav in Polen gemachte Beute, besonders weil man auch nicht einmal die Kirchen verschont hatte. Aus der Hauptkirche zu Gnesen wurden vier große goldene Tafeln, die zu dem Hauptaltar gehörten, und ein Cruzifix in natürlicher Lebensgröße aus gediegenem Golde, über drei hundert Pfund schwer, genommen.

Absicht, mit leeren Versprechungen den König noch einige Zeit hinzuhalten. Heinrich, dessen Gedanken auf wichtigere Entwürfe gerichtet waren, setzte kein Mißtrauen in die Worte des Prinzen, behielt ihn jedoch einstweilen als Geißel bei sich. Es dauerte nicht lange, so ward Heinrich enttäuscht. Der böhmische Herzog erschien, wie sein Sohn versprochen hatte, weder auf dem öffentlichen Tage in Regensburg, dem ersten, welchen der König nach seiner Thronbesteigung hielt, noch auch auf jenem in Augsburg. Nach Böhmen sandte Heinrich nun abermals königliche Sendboten, mit dem Auftrage, in den Herzog zu dringen, den schon vor einigen Monaten an ihn gemachten Foderungen ohne fernern Aufschub Genüge zu leisten. Aber jetzt nahm Brecislav eine stolzere Haltung an. Er ließ Heinrich sagen, nur ein gekrönter römischer Kaiser habe das Recht, von Böhmen einen Tribut zu begehren*); diesen werde er sich auch nicht weigern zu entrichten, aber nur so, wie derselbe von den ältesten Zeiten an (unter den ersten Carolingern) wäre festgesetzt worden**). Er sey entschlossen, lieber zu sterben, als seinem Lande ein neues Joch aufzulegen. Uebrigens hätten schon manche fremde Heere in Böhmen ihr Grab gefunden, und wahrscheinlich würde auch ein neues Heer noch hinreichenden Raum darin finden.

4. Unvermeidlich war jetzt der Krieg mit Böhmen. Gleich im Anfange des folgenden Jahres 1040 ließ Heinrich zwei Heere gegen die böhmischen Grenzen vorrücken. Das eine brach aus Sachsen,

*) Pelzel Geschichte von Böhmen. B. I.

**) Dieser Tribut bestand anfänglich blos in hundert und zwanzig Ochsen; ward aber in spätern Zeiten auf fünf hundert Mark Silber festgesetzt.

das andere aus Bayern über Cham in Böhmen ein. Das erstere, größtentheils aus Sachsen bestehend, ward von dem Erzbischofe Bardo von Mainz und dem tapfern Markgrafen Eckard von Meißen geführt. Jenes der Bayern befehligte der König in eigener Person. Unterhalb des Böhmerwaldes hatte Brecislav eine sehr feste Stellung genommen, diese durch Schanzen, Gräben und Verhaue noch mehr befestiget, und die vor seiner Fronte liegenden Engpässe durch eine zahlreiche Schaar auf den Anhöhen aufgestellter Bogenschützen besetzt. Heinrich entging nicht die Unangreifbarkeit dieser Stellung. Er entsandte also den Markgrafen Otto von Schweinfurt mit einem großen Theil des Heeres, um weiter oberhalb durch den Wald zu dringen und auf diese Art die feindliche Stellung zu umgehen. Dem Grafen Wernher, seinem Fahnenträger, gab Heinrich den Auftrag, mit einem Corps von acht bis zehn tausend Mann die Bewegungen des Feindes zu beobachten, allenfalls auch einstweilen ihn auf seiner Fronte zu beschäftigen. Dieser an sich, wie es scheint, nicht übel combinirte Plan ward leider auf eine über allen Begriff unverständige Weise ausgeführt. Graf Wernher, ein junger Ritter, dem es weder an Muth noch persönlicher Tapferkeit, wohl aber an Erfahrung und Besonnenheit fehlte, wollte alle Lorbeeren eines glänzenden Sieges für sich ganz allein pflücken, stürmte unbesonnen durch die Engpässe, griff die verschanzte feindliche Stellung an und ward nun, ehe er es sich versah, von allen Seiten umringt und völlig geschlagen. Wernher und Graf Reinhard, der die Schaaren des Abtes von Fulda anführte, blieben in dem Gefecht; das ganze Corps ward vernichtet, nur äußerst wenige entrannen dem Schwert oder den Pfeilen der Böhmen. Heinrich, durch die

so bedeutende Detaschirung beinahe des größten Theils seines linken Flügels unter dem Markgrafen Otto, schon sehr geschwächt, und jetzt noch mehr durch den Verlust einer ebenfalls ziemlich zahlreichen Heeresabtheilung unter dem Grafen Wernher, daher befürchtend, daß die Böhmen, nun an Zahl ihm weit überlegen, aus ihrem verschanzten Lager hervorbrechen, ihn angreifen und überflügeln würden, trat jetzt ebenfalls und zwar, wie es scheint, in allzu großer Eile seinen Rückzug an. Als daher am folgenden Tag Markgraf Otto mit seinem Heere jenseits des Böhmerwaldes im Angesicht des Feindes angekommen war, und mit seiner, durch den äußerst mühseligen Marsch völlig abgematteten Mannschaft sogleich auf den Feind losging, konnten die Böhmen, die von dem König nichts zu befürchten hatten, mit ihrer ganzen vereinten Macht sich ihm entgegen werfen. Der Markgraf, in seiner Fronte und den beiden Flanken von dem weit zahlreichern feindlichen Heere angegriffen, hatte nun dasselbe Loos, das am vorigen Tage dem wernherischen Corps zu Theil geworden war. Der größte Theil seines Heeres ward erschlagen, der andere gefangen genommen. Eine Menge Grafen, Ritter und Edeln, und unter diesen auch der Markgraf selbst, fiel in der Schlacht, und so hatte nun wirklich ein fremdes Heer abermals in Böhmen sein Grab gefunden*). Inzwischen

*) Wir haben hier oben den Hergang so erzählt, wie er sich allenfalls aus den unverständlichen, unzusammenhängenden, zum Theil einander widersprechenden Nachrichten unkundiger Chronikschreiber entziffern ließ, und dann das Entzifferte uns auch der Natur der Sache so ziemlich zu entsprechen schien. Welche Albernheiten aber gewöhnlich die kriegerischen Berichte der Chronisten enthalten, davon hier nur folgende kleine Probe: So z. B. erzählt der sächsische Chro-

waren der Erzbischof Bardo und Markgraf Eckard mit dem sächsischen Heere in Böhmen eingefallen. Da dieses anfänglich nur schwachen Widerstand fand, drang es immer weiter vor, nach damaliger toller Kriegssitte alles mit Feuer und Schwert verheerend. Als aber Brecislav nach seinem erfochtenen Sieg sich schnell auch gegen das zweite Heere wandte, sah dieses sich auf einmal von allen Seiten eingeschlossen. Zur Rettung ihres Heeres hatten der Erzbischof und der Markgraf kein anderes Mittel, als mit dem böhmischen Herzog in Unterhandlung zu treten, um mit ihm irgend ein Abkommen zu finden. Durch die Vermittelung eines frommen

---

nograph, Heinrich habe den Grafen Wernher, blos um das feindliche Lager auszuspähen, abgesandt. Zum Ausspähen (Spioniren) gebraucht man jedoch begreiflicherweise nur einige wenige gewandte, mit gesunden Augen versehene Spione; aber wahrhaftig nicht ein ganzes Armeecorps von acht bis zehn Tausend Mann; und daß Graf Wernher wirklich so stark gewesen seyn muß, dieß geht daraus hervor, daß der gute Graf ein mehr als wahnsinniger Tollhäusler hätte gewesen seyn müssen, um blos mit einigen Begleitern (cum aliquot satellitibus) ein ganzes zahlreiches, in einem durch Natur und Kunst befestigten Lager stehendes Heer anzugreifen. So interessant auch oft (jedoch nicht immer) das Detail eines Feldzuges, oder einer entscheidenden Schlacht seyn kann, indem es alsdann gewöhnlich über Personen, Charaktere und noch manche andere wissenswerthe Verhältnisse ein höchst willkommenes Licht verbreitet, so wäre es doch weit besser gewesen, wenn die alten Chronisten, aus sehr begreiflichen Gründen, sich gar nicht damit befaßt, sondern jedesmal nur ganz einfach, wie z. B. hier, gesagt hätten: König Heinrich eröffnete den Feldzug mit zwei Heeren, wovon das eine gänzlich zu Grunde ging, und das andere völlig unverrichteter Dinge wieder nach Haus kam.

Einsiedlers kam dasselbe auch bald zu Stande*). Der völlige Inhalt des jetzt abgeschlossenen Vertrages ist jedoch unbekannt; was man davon weiß, ist blos, daß den Deutschen gegönnt ward, in voller Sicherheit und ohne von den Böhmen ferner beunruhiget zu werden, wieder nach Hause zu gehen, und daß Brecislav's Sohn, der noch immer als Geisel in den Händen Heinrichs war, gegen mehrere in der Schlacht am Böhmerwald gemachte vornehme Gefangenen ausgewechselt ward.

5. Dieser so höchst unglückliche Feldzug brach jedoch nicht Heinrichs Muth. Sämmtliche Nationen der Deutschen, bei denen der junge Monarch ungemein beliebt war, zeigten die größte Bereitwilligkeit, die über ihren Namen gebrachte Schmach unverzüglich zu tilgen; und so sah Heinrich schon im folgenden Jahre Ein Tausend und ein und vierzig sich wieder im Stande, zwei noch ungleich zahl-

*) Der Einsiedler hieß Günther. Er war einst ein ungemein reicher thüringischer Graf, hatte aber seine ganze Habe den Klöstern, Kirchen und Armen geschenkt, war hierauf in einem sächsischen Kloster Mönch geworden, und hatte endlich, mit Erlaubniß seines Abtes und in Begleitung einiger mit ihm gleichgesinnter Brüder, sich in dem Jahre 1008 in die Wildnisse Böhmens zurückgezogen und dort eine Einsiedelei errichtet. Wegen leuchtender Frömmigkeit und seiner strengen, mit den härtesten Abtödtungen verbundenen Lebensweise und vieler wunderbaren Heilungen stand er bei der ganzen böhmischen Nation in dem größten Ansehen. Schon Herzog Oethelrich hatte ihn stets ungemein geehrt; denn als ihm sein Sohn Brecislav geboren ward, ließ er den heiligen Einsiedler bitten, den Neugebornen aus der Taufe zu heben. In allen schicklichen Dingen folgte daher auch Herzog Brecislav sehr gerne dem Rathe seines heiligen Taufpathen.

reichere Heere gegen Böhmen vorrücken zu lassen. Selbst der glänzendste Erfolg eines Feldzuges ist nur gar zu oft, ja beinahe gewöhnlich, blos das Resultat der von dem Gegner begangenen Fehler; und so wie im vorigen Jahre Brecislav's Siege nur in den unbegreiflichen Mißgriffen der Deutschen ihren Grund hatten; eben so hatte jetzt Heinrich allen Erfolg des gegenwärtigen Feldzuges ganz allein den verkehrten und fehlerhaften Anstalten seiner Feinde zu danken. Um den Deutschen das Eindringen in seine Staaten zu verwehren, hatte Brecislav sein ganzes Heer in mehrere Corps vertheilt, und alle in das Innere des Landes führende Päße, die er übrigens sehr gut befestigen ließ, damit besetzt. Der böhmische Herzog ahnete nicht, daß, wenn auch nur eine einzige dieser Heeresabtheilungen, was doch als ein möglicher Fall gedacht werden mußte, von den Deutschen würde geworfen werden, auch sein ganzes übriges jetzt zerstücktes Heer dadurch schon als im Detail geschlagen zu betrachten wäre. Was Brecislav hätte befürchten müßen, geschah nun wirklich. Einer der Eingänge Böhmens ward von den Deutschen erstürmt, entweder weil deutsches Gold den Befehlshaber des Postens, den böhmischen Feldobersten Procopius, geblendet, oder es vielleicht auch bei demselben an Vorsicht und Wachsamkeit gefehlt hatte*). Gleich einem wilden Strome drangen die deutschen Heere in das offene Land. Umgangen waren jetzt alle Stellungen der Böhmen, und diese durch diesen einzigen Schlag bis Prag zurückgeworfen. Da Brecislav, bei dem raschen Vordringen der Deutschen, nicht mehr Zeit hatte, seine zerstreuten Heeresabtheilungen wieder zu-

*) Seines übeln Verhaltens wegen ward Procopius auf Befehl des Herzogs enthauptet.

sammenzuziehen, so wurden ein paar dieser vereinzelten Corps von dem Feinde aufgerieben, und als es endlich dem böhmischen Herzoge gelungen war, sich mit den Trümmern seines Heeres in die Stadt Prag zu werfen, weheten auch vor derselben schon am folgenden Tage die zahlreichen deutschen Fahnen und Paniere auf den beiden Ufern der Moldau. Prag war damals eine ganz offene Stadt, hatte weder Mauern noch Thürme*), und an eine Vertheidigung derselben war auch nicht mit einem Scheine eines glücklichen Erfolges nur von weitem zu denken. Brecislav sah sich gezwungen, um Frieden zu bitten. Unter der Vermittelung des edeln Markgrafen Eckard von Meißen, mit dem der Herzog im vorigen Jahre einen für die Deutschen so günstigen Vertrag abgeschlossen hatte, kamen nun Unterhandlungen zu Stande, die, bald beendiget, einen für Brecislav, in seiner gegenwärtigen Lage, höchst ehrenvollen Frieden zur Folge hatten. Brecislav mußte sich eidlich verbinden, den seit dem Jahre Ein Tausend und sieben und dreißig rückständigen Tribut zu bezahlen, die Oberhoheit des deutschen Königes anzuerkennen, und ihm gegen alle seine Feinde Hülfsvölker zu senden. Was des Herzoges Verhältnisse mit Polen betraf, so ward nicht nur die von Brecislav gemachte Beute nicht wieder zurückgegeben, sondern er behielt auch alle den Polen in dem heutigen Schlesien, diesseits der Oder, abgenommenen Städte und Schlösser, und als er nachher die Stadt Breslau und noch einige andere Orte den Polen wieder zurückgab, geschah dieses

*) Erst nach dem Kriege, und zwar gleich nach Beendigung desselben, fing Brecislav an, die Stadt Prag mit einer Mauer zu umgeben und nach und nach immer mehr zu befestigen. (Pelzel Geschichte von Böhmen, I. B. S. 63.)

blos unter der Bedingung, daß die Letztern sich verbindlich machen mußten, ihm als eine Entschädigung jährlich fünfhundert Mark Silber und dreißig Mark Gold zu bezahlen. Brecislav hielt treulich Wort. Gleich im Anfange des folgenden Jahres Ein Tausend und zwei und vierzig kam er zu dem König nach Regensburg, brachte demselben kostbare Geschenke, bezählte den rückständigen, sich jetzt auf die Summe von zwei Tausend fünfhundert Mark Silber belaufenden Tribut, leistete den Huldigungseid, und war und blieb von jetzt an, so lange er lebte, stets Heinrichs Freund und treuer Vasall.

6. Auch nach Polen kehrten in diesem Jahre wieder Ruhe und gesetzliche Ordnung zurück. Nach ihrer Flucht aus Polen hatte Richenza sich mit ihrem Sohne nach Deutschland begeben, unter dem Schutze Kaiser Conrads sich Sachsen zu ihrem Aufenthalt gewählt, ihren Sohn, den Prinzen Casimir aber, wahrscheinlich damit er seine Studien vollende, in ein Kloster und zwar, wie beinahe allgemein geglaubt wird, in jenes von Clugny gesandt. Das stille, fromme, dem Tumult wie den Sorgen der Weltleute völlig fremde Klosterleben gefiel dem jungen Casimir so sehr, daß er nach ein paar Jahren selbst Mönch ward und die Klostergelübde ablegte. Indessen ging es, wie wir schon erzählt, in Polen immer wüster her. Als aber nach sechs bis sieben Jahren der Jammer und das Elend der Nation gleichsam erschöpft schienen und die innere Zerrüttung auf einen Grad gestiegen war, der eine völlige Auflösung aller Elemente des Staatslebens herbeizuführen drohete, und es jetzt selbst dem beschränktesten Auge nicht mehr entging, daß, wenn dieser Zustand noch länger dauern sollte, auch in kurzer Zeit unter diesem anarchischen Toben so vieler, in

wilder Zwietracht gegen und durcheinander fluthenden Partheien, Kirche und Staat unabwendbar zu Grunde gehen müßten*); vereinten sich endlich Alle, in deren Brust noch nicht der letzte Funke von Nationalgefühl erloschen war, in dem Gedanken, den aus ihrem alten Königsgeschlechte entsprossenen Prinzen Casimir zurückzurufen und wieder auf den Thron seiner Väter zu erheben. Polnische Abgeordnete eilten demnach nach Deutschland, um dort Casimirs Aufenthalt zu erkunden. Als sie erfuhren, daß er im Kloster von Clugny lebe, reißten sie sogleich dahin. In Clugny angekommen, ward ihnen erlaubt, in dem Sprachzimmer mit dem Mönche Carl, denn dieß war Casimirs Klostername, zu sprechen. Nachdem sie ihm nun in den rührendsten Ausdrücken die traurige Lage Polens vorgestellt hatten, baten sie ihn flehentlichst, sein Vaterland doch dem Verderben zu entreissen; die ganze Nation fodere ihn zurück, und nur Er könne derselben wieder Ruhe, Friede und Ordnung bringen. Casimir erwiederte, daß er jetzt sich selbst nicht mehr angehöre, indem er ja, wie sie wüßten, ohne Erlaubniß seiner Obern nicht einmal mit ihnen hätte sprechen dürfen. Die Polen wandten sich nun an den heiligen Odilo, den damaligen Abt des Klosters, mit der Bitte, ihnen ihren Prinzen zurückzugeben und aus dem Kloster zu entlassen. Odilo bedeutete ihnen, daß dieses außerhalb der Grenzen seiner Ermächtigung liege, sie müßten, sagte er, sich diesfalls an das höchste Oberhaupt der Kirche wenden. Auch die Reise über die Alpen, nach der Hauptstadt der Christenheit, ließen sich die Abgeordneten nicht verdrießen. Die Römer fanden den Fall ganz neu, außerordentlich und bis jetzt noch nie erhört. Der

*) Martinus Gall. L. I. c. 18.

Pabst versammelte ein kleines Concilium, und unter der berathenden Mitwirkung mehrerer Cardinäle und Bischöfe ertheilte Benedikt IX. nicht nur die bei ihm nachgesuchte Dispensation, sondern um, nach in Polen wiederhergestellter Ruhe, dieser auch in einer gesicherten Thronfolge eine desto festere Grundlage zu verschaffen, gab er dem Prinzen Casimir sogar die Erlaubniß, sich zu vermählen*). Voll Freude über den glücklichen Erfolg ihrer Sendung, versprachen im Namen ihrer Nation die polnischen Abgeordneten dem Pabste, den schon vor vielen Jahren dem römischen Stuhle verheißenen Peterspfennig, dessen Zahlung jedoch während der sieben anarchischen Jahre war unterlassen worden, in Zukunft wieder an die apostolische Kammer zu senden, auch alle Rückstände der verflossenen Jahre zu entrichten. Casimir kam nun mit den Abgeordneten in dem gegenwärtigen Jahre Ein Tausend und ein und vierzig nach Gnesen, ward überall von den Polen mit wildem Jubel empfangen, und unverzüglich in Gegenwart mehrerer Bischöfe und eines zahlreich versammelten Adels von dem Erzbischof Stephan von Gnesen gekrönt. Theils aus Bescheidenheit, theils auch aus Schonung

*) Ganz neu war jedoch der Fall nicht; denn als der longobardische König Rachis, nachdem er die Krone freiwillig niedergelegt und schon acht Jahre in dem Kloster von Monte-Cassino als Mönch gelebt hatte, nach dem Tode seines Bruders, des Königs Aistulph, von einem großen und vielleicht gerade dem edelsten Theile der Nation wieder auf den Thron gerufen ward, und daher schon nach Pavia gekommen war, sandte er ebenfalls Abgeordnete nach Rom an den Pabst Stephan, mit der Bitte um Dispensation und Lösung seiner abgelegten Klostergelübde. Da der Pabst jedoch dieses Gesuch zurückwieß, kehrte Rachis ganz zufrieden in sein Kloster nach Monte-Cassino zurück. (Forts. d. G. d. N. J. B. X. Absch. 12. §. 16.)

gegen seinen mächtigen deutschen Nachbar, wollte jedoch Casimir nie den königlichen Titel führen; denn um sein verwildertes Volk wieder an Zucht und Ordnung zu gewöhnen, die Willkühr der Großen zu zügeln, das Eigenthum zu sichern und überall das Gesetz herrschen zu lassen, bedurfte er nicht nur einer Reihe von Jahren ununterbrochenen Friedens, sondern er mußte auch die Gewißheit haben, nöthigen Falles in der Macht des deutschen Königes stets eine sichere Stütze zu finden. Er bewarb sich also um Heinrichs Freundschaft, erkannte dessen Oberhoheit über Polen förmlich an, und obgleich der That nach kein Vasall, bewieß er doch bei jeder Gelegenheit die Treue und Anhänglichkeit eines wirklichen Vasallen. Sechzehn Jahre herrschte Casimir mit Weisheit und Milde über Polen; und nach seinem Tode lebte Er und sein Name noch Jahrhunderte hindurch in dem dankbaren und segenvollen Andenken der polnischen Nation*). In seiner Ehe mit Maria, einer russischen Prinzessin, zeugte Casimir Söhne und Töchter. Sein ältester Sohn Boleslav, mit dem Beinamen: der Kühne,

*) König oder Herzog Casimir von Polen ist unstreitig eine nicht wenig merkwürdige Erscheinung. Im Kloster ein demüthiger, gehorsamer, sich selbst völlig verläugnender Mönch, und aus seiner engen Zelle auf den Thron erhoben, ein eben so weiser und gerechter als milder und, wo es nothwendig war, auch strenger Regent. Um eine, an sich schon rohe und halb barbarische, durch eine lange Reihe von Jahren ununterbrochener äußerer und innerer Kriege, und endlich gar noch durch alle Greuel einer siebenjährigen, blutigen Anarchie völlig verwilderte Nation in wenigen Jahren zu einem ruhigen, Friede und Arbeit liebenden und den Gesetzen unterwürfigen Volke umzuschaffen: dazu gehört unstreitig mehr als gewöhnliche Regentenpraxis.

folgte ihm in der Regierung. Er war ein kriegerischer Prinz. Gleich bei dem Antritt seiner Herrschaft schmückte er sich wieder mit dem königlichen Titel, führte hierauf glückliche Kriege gegen die Pommern, Böhmen, Ungarn und Russen, welchen Letztern er einige Provinzen entriß, die er mit Polen vereinte. Als er aber zu Folge seiner wilden Natur, in einer Aufwallung heftigen Zornes, einen Bischof mit eigener Hand in der Kirche, beinahe an den Stufen des Altars, ermordet hatte, ward nicht nur Er selbst von dem Pabste in den Bann gethan, sondern auch sein ganzes Reich mit einem furchtbaren Interdikt belegt. Boleslav verließ hierauf Polen und starb als ein Fremdling in fremdem Lande.

7. **Krieg gegen Ungarn, Veranlassung desselben.** König Stephan der Heilige von Ungarn hatte, wie wir schon wissen, mit Umgehung seiner Brüder und aller übrigen Anverwandten, den Sohn seiner mit einem venetianischen Herzog vermählten Schwester zu seinem Nachfolger ernannt. Was den edeln König zu dieser Wahl bestimmte, war auf der einen Seite die ihm bekannte Abneigung seiner Brüder gegen das Christenthum, und auf der andern seines Schwestersohnes warme Anhänglichkeit, zwar nicht an den Geist des Christenthums, doch wenigstens an das äußere Gewand desselben. Peter, so hieß des heiligen Stephans Nachfolger, war an sich ein höchst unbedeutendes, völlig gehaltloses Wesen. Zwar gaben ihm seine feinen italienischen Sitten einen gewissen, leicht täuschenden Schein von Liebenswürdigkeit. Aber sein Charakter hatte durchaus keinen moralischen Werth, er auch die wenigen Geistes- und Willenskräfte, die ihm die Natur gegeben, längst schon

im Uebermaße sinnlicher Genüsse verpraßt*). Statt als ein Fremdling auf alle Weise danach zu streben, sich die Liebe der Nation zu erwerben, stieß er sie im Gegentheil von sich zurück, gab ihr bei jeder Gelegenheit sprechende Beweise seiner Verachtung, und besetzte alle bedeutende Aemter im Staate, selbst die Befehlshaberstellen in den festen Städten, blos mit Fremden, vorzüglich mit Italienern und Deutschen. Als die Unzufriedenheit der Nation mit dem Betragen ihres Königes immer lauter und stürmischer ward, suchte Peter in einem Bündniß mit dem jungen, feurigen und kriegerischen Herzog Brecislav eine Stütze gegen seine, nicht ohne Grund unzufriedenen Unterthanen. In den beiden, von König Heinrich gegen Böhmen unternommenen Feldzügen hatte daher Peter dem Brecislav nicht nur Hülfsvölker gesandt, sondern auch ungarische Schaaren in die bayerschen Marken raubend und verheerend einbrechen lassen. Diese wurden jedoch von Heinrich, einem Neffen des verstorbenen bayerschen Herzogs Heinrich und der Kaiserin Kunigunde, dem der König die Bewachung der Grenzen und die Anführung der Bayern übertragen, auch den Herzogstitel**) beigelegt hatte, mit leichter Mühe wieder

*) Seiner Schlechtigkeit setzte Peter dadurch die Krone auf, daß er der verwittweten Königin Gisella, Gemahlin Stephans des Heiligen und Schwester Kaiser Heinrichs II, die am meisten zu seiner Erhebung auf den ungarischen Thron beigetragen hatte, mit dem schwärzesten Undank lohnte, sie gleich nach dem Antritt seiner Regierung in das Gefängniß warf und aller ihrer Schätze beraubte.

**) Diesem Neffen der verstorbenen Kaiserin Kunigunde hatte Heinrich blos den Titel eines Herzogs ertheilt; ihn aber nichts weniger als in die volle herzogliche Würde und in die ganze Gewalt der frühern Herzoge von Bayern eingesetzt. Das Land blieb nach

zurückgetrieben. Aber nun brach gerade um die Zeit, als die deutschen Heere vor Prag standen, das längst schon in Ungarn gährende Mißvergnügen in eine förmliche Empörung aus. Samuel Aba, ein Schwager des verstorbenen Königes Stephan, ward von den Ungarn auf den Thron erhoben. Nur durch eilige Flucht konnte jetzt Peter noch sein Leben retten; und König Heinrich, als er in diesem Jahre siegreich aus Böhmen zurückkam, ward nun das sonderbare Geschick, denjenigen, der gegen ihn gerüstet, noch vor wenigen Monaten in der Reihe seiner Feinde gestanden, nun hülflos und um Schutz flehend vor den Stufen seines Throns in Regensburg zu erblicken. Durch Vermittelung des Markgrafen Albrecht von Oestreich*) erhielt Peter Verzeihung, Zusicherung deutschen Schutzes, und wenigstens zur Hälfte auch schon das Versprechen, die verlorne Krone wieder zu erhalten. Die jüngsten Ereignisse in Ungarn waren wirklich für Deutschland zu wichtig, als daß Heinrich dabei hätte gleichgültig bleiben können. Dem zwar allgemein in Ungarn eingeführten, aber noch lange nicht genug erstarkten Christenthum drohete die größte Gefahr. Aber mit dem Rückfall der Ungarn zu dem Heidenthum wäre auch die bisher bestandene Sicherheit der deutschen Grenzen auf lange Zeit wieder verschwunden, und verheerende Einfälle der wieder heidnisch gewordenen Ungarn und anhaltende Kriege zeigten sich daher jetzt in ganz naher Zukunft. Solchem drohenden Unheil mußte bei Zeiten vorgebeugt werden, und so ward nun mit voller Zustimmung der den

---

wie vor ganz in der Hand des Königs und unter dessen Verwaltung.

*) Derselbe hatte eine Schwester des vertriebenen Königs Peter zur Gemahlin.

König umgebenden Fürsten eine Heerfahrt nach Ungarn auf das folgende Jahr 1042 festgesetzt. Die kurze Zwischenzeit, welche jetzt Heinrich bis zum nächsten Feldzug noch gegönnt war, benutzte er, um sein burgundisches Reich zu besuchen. Die Großen des Landes eilten dem König entgegen, um ihm ihre Unterwürfigkeit zu bezeigen. Ueberall befestigte Heinrich den Frieden und entschied Streitigkeiten, welche denselben hätten stören können, nach den bestehenden Gesetzen*). Den größten Theil des Winters blieb Heinrich in Burgund, und kehrte erst im Anfange des nächsten Jahres wieder nach Deutschland zurück.

8. Wäre auch nicht das jetzt in Ungarn so sehr bedrohete Christenthum, und die eben daher nicht minder gefährdete Sicherheit der deutschen Grenzländer für einen christlichen König hinreichende Beweggründe zu einer Heerfahrt nach Ungarn gewesen, so würde der neue ungarische König Samuel Aba selbst den Krieg unvermeidlich gemacht haben. Er sandte nämlich Boten an Heinrich und begehrte drohend die Auslieferung des zu ihm geflohenen Peters. Natürlicher Weise wurde diese Foderung zurückgewiesen, worauf Samuel Aba gleich im Frühling des Jahres 1042 in Oestreich und Kärn-

*) Hermannus Contractus sagt (ad annum 1043): Henricus Rex hyeme Burgundiam *invasit*, multos que principum se illi subjicientes suscepit, nonnullaque legitime dijudicavit. Das Wort *invasit* beweißt, daß Heinrich mit einem Heere, wahrscheinlich in Schwaben zusammengezogen, nach Burgund kam, welches dann ebenfalls wieder zum Beweise dienen kann, daß es in Burgund nichts weniger als ganz ruhig war, und Heinrich den burgundischen Großen noch nicht trauen zu dürfen glaubte.

then einfiel, längs der Donau und Drau heraufzog und die Uferlande beider Flüsse mit Feuer und Schwert verheerte. Markgraf Albrecht zog eiligst seine Truppen zusammen und, verstärkt durch eine bedeutende Schaar Bayern, griff er die Feinde an, schlug sie in mehreren Gefechten, jagte sie wieder in ihr Land zurück und nahm an den Grenzen Ungarns einstweilen eine, Deutschland deckende und den Feind beobachtende Stellung. Aber auch Heinrich zögerte nun nicht länger, mit seinem Heere vorzurücken; den Vortrab desselben bildeten die Oestreicher unter ihrem Markgrafen. Ueber den Kahlenberg drang Heinrich in Ungarn ein, schlug die Feinde in zwei entscheidenden Treffen auf das Haupt, eroberte Heimburg und Presburg, und bemeisterte sich alles Landes bis an den Gran. Der herannahende Winter zwang den König zum Rückzug. Alles eroberte Land wollte Heintich einstweilen dem Peter geben. Aber selbst die von den Deutschen eroberten Provinzen verschmäheten denselben, wollten durchaus nichts von ihm wissen, worauf Heinrich einen Anverwandten des ungarischen Könighauses, der sich bisher in Böhmen aufgehalten hatte, zum Fürsten des Landes einsetzte. Dieser vermochte jedoch nicht sich zu behaupten, denn kaum hatte Heinrich mit seinem Heere Ungarn geräumt, als Aba's Schaaren vordrangen und jenen Fürsten wieder vertrieben.

9. Ein zweiter Feldzug ward demnach nöthwendig. Um eines glücklichen Erfolges gewiß zu seyn, zog Heinrich ein ungleich zahlreicheres Heer zusammen. Auch ward auf der Donau eine Flotille erbaut, um die Flanke des Heeres zu decken und dessen Subsistenz bei immer weiterm Vorrücken zu sichern. Die Ungarn wagten es diesmal nicht, den Deutschen in offenem Felde die Stirne zu bieten.

Unter ununterbrochenen kleinen Gefechten, die stets zum Nachtheile der Feinde sich endigten, zogen diese sich immer mehr zurück. Eine Gespanschaft nach der andern ging verloren, und Samuel Aba sah sich endlich gezwungen, um Frieden zu bitten. Nicht nur mußte er ungeheure Summen als Entschädigung an Heinrich für dessen aufgewandte Kriegsunkosten bezahlen, sondern auch alles Land bis an die Leitha abtreten*), und überdieß sich eidlich verbinden, alle in Ungarn lebende deutsche Gefangene ohne Lösegeld in Freiheit zu setzen, auch nie mehr die deutschen Grenzen feindlich zu betreten. Die Wiedereinsetzung Peters in sein Reich war offenbar bei diesem Krieg nicht Heinrichs Hauptzweck, sondern blos eine, andern Zwecken tief untergeordnete Nebensache. Der mit Aba geschlossene Friede war demnach höchst glorreich für den König. Deutschlands alte banale Feinde waren jetzt auf das neue gedemüthiget, die Grenzen des Reiches bedeutend erweitert und große Summen ungarischen Goldes in den Händen des siegreichen jungen Monarchen.

10. Mochte auch Heinrich den mit Samuel Aba geschlossenen Frieden blos als einen Waffenstillstand betrachten, so bedurfte er jetzt doch dieser Ruhe, theils um eine, zwar blos seine eigene Person betreffende, aber demungeachtet auch ganz

*) Von dieser Zeit an blieb die Leitha bis auf den heutigen Tag die Grenzscheide zwischen Oestreich und Ungarn; auch ward durch diesen neuerworbenen Landestheil der Umfang der Markgrafschaft Oesterreich so sehr erweitert, daß man damals schon auf den, jedoch erst weit später ausgeführten Gedanken kam, sie von Bayern zu trennen und zu einem eigenen, nur vom Kaiser und Reich abhängigen Fürstenthum zu machen.

Deutschland nicht wenig interessirende Familienangelegenheit zu berichtigen, theils um die, an mehreren Orten in dem Innern Deutschlands gestörte Ruhe wieder herzustellen. Heinrichs erste Gemahlin, die schöne Kunichildes, Cnuts des Großen Tochter, war, wie wir schon erzählt, in Italien gestorben. Ihrem Gemahl hatte sie nur eine Tochter, aber keinen Sohn geboren. Um seinem Hause die Thronfolge, von der nicht selten die Ruhe wie die Größe eines ganzen Reiches abhängt, zu sichern, entschloß sich Heinrich zu einer zweiten Vermählung. Mehrere edle Fürstentöchter, unter andern auch eine russische Prinzessin, waren ihm vorgeschlagen worden. Aber Heinrichs Wahl war schon getroffen und auf Agnes gefallen, Schwester des mächtigen Herzogs Wilhelm von Aquitanien, dessen klugen Vater die Italiäner, jedoch fruchtlos, durch den Schimmer ihrer Krone zu bethören und mit ihrem Netze zu umschlingen gesucht hatten. Agnes war nichts weniger als eine blendende Schönheit, aber den Mangel körperlicher Reitze ersetzten bei dieser Fürstin deren ungemeine Seelenschöne, ihr hoher Geist, ihr sanftes Herz, ihre Frömmigkeit im Gefolge aller übrigen liebenswürdigen weiblichen Tugenden. Um die Bande der Freundschaft mit seinem künftigen Schwäher desto enger zu knüpfen, wollte Heinrich selbst nach Besançon, der Residenz des Herzogs, sich begeben, jedoch bevor er diese Reise antrat, erst noch einer der heiligsten Pflichten eines über der Erhaltung seines königlichen Ansehens sorgsam wachenden Monarchen Genüge leisten. Während nämlich in diesen vier ersten Jahren seiner Regierung Heinrich mit den polnischen, böhmischen und ungarischen Angelegenheiten und Kriegen beschäftigt war, waren in seines Reiches westlichen Provinzen wieder eine Menge blutiger Fehden entstanden. Besonders groß war die Ver-

wirrung in Schwaben. Keine ordentlichen Landgerichte wurden hier mehr gehalten. Jeder schritt sogleich zur Selbsthülfe. Gewaltthätigkeiten jeder Art hatten statt, und am allerwenigsten wurden die Kirchen und deren Güter geschont. Heinrich ging demnach jetzt nach Schwaben. In Ulm hatte er eine Unterredung mit einigen Bischöfen und Fürsten, die er wahrscheinlich für seine wohlthätigen Absichten völlig zu gewinnen wußte. Von Ulm begab sich Heinrich nach Constanz. Dahin hatte er eine Menge geistlicher wie weltlichen Herren, Bischöfe, Fürsten, Grafen und Edle berufen. Drei Tage wurden den Berathungen über wichtige Angelegenheiten des Reiches gewidmet*). Mit unermüdeter Geduld wohnte

) Nur drei Tage! Und in diesen drei Tagen wurden die wichtigsten Angelegenheiten und Interessen eines großen Reiches mit Ernst und Würde besprochen, berathen und das Nöthige darüber verfügt. Heute zu Tage gehen die Sachen nicht so schnell. Seit der Einführung der neumodischen, unsern beweglichen westlichen Nachbarn so schlau abgesehenen Constitutionen, sind, man will nicht sagen, drei Tage oder auch drei Wochen, ja nicht einmal drei Monate auch nur von weitem noch hinreichend, um ungleich weniger bedeutende Angelegenheiten nicht sowohl zu berathen, als vielmehr so recht nach Herzenslust darüber ins Weite, Breite und Blaue zu schwätzen); oder

*) Das Recht, so lange die beiden Lungenflügel es erlauben, ungestört in den Tag hinein reden zu dürfen, ist eines der unveräußerlichsten constitutionellen Rechte. Wie könnte man es auch von Einem fodern, daß er die Mühe einer schweren Vorbereitung und alle Früchte seines, über dem Elaboriren der morgen oder übermorgen zu haltenden Rede vergossenen Schweißes für nichts und wieder nichts verlieren sollte? Die Rede, wie langweilig, wie schleppend, wie sehr das schon hundertmal Gehörte wiederholend sie auch seyn mag, muß dennoch gehalten werden; sollte auch eine ganze Sitzung fruchtlos darüber hingehen. Der Verlust einer auch noch so kostbaren Zeit kann und darf nicht in Anschlag gebracht werden, sobald es auf die Erhaltung eines constitutionellen Rechtes ankommt.

Heinrich allen Sitzungen bei und zeigte nicht selten, daß er die Lage der Dinge und was vorzüglich noth thue, sehr wohl kenne. Aber am vierten Tage bestieg Heinrich selbst die Rednerbühne und entwickelte in einer kraft- und salbungsvollen Rede, was jetzt das Wohl und das Heil des Vaterlandes erheische, nämlich vor allem einen dauerhaften innern Frieden, Sicherheit des Besitzstandes und eine feste Eintracht unter allen höhern und niedern Ständen des Reiches. Die Rede des Königes machte um so tiefern Eindruck, da auf den letzten, ungemein strengen Winter ein mehrere Monate dauernder,

---

auch bei Fragen, die der gesunde nüchterne Menschenverstand gleich beim ersten Anblick lößen könnte, Tage lang alle Künste der parlamentarischen (?) Dialektik in allen sieben Farben des Regenbogens spielen zu lassen, und dabei noch ungefähr katzenartig eine, wenn auch noch so entfernte Veranlassnng zu erlauern, um allenfalls sich die, kleine Seelen so sehr kizelnde Lust zu machen, einem von allen Edeln des Landes aufrichtig geliebten und verehrten, durch hohen Geist, ungewöhnliches Talent, Reichthum an Kenntnissen, wie durch Stärke des Charakters, und ungeheuchelte, hervorleuchtende Religiosität ausgezeichneten Minister einige, nicht selten mit dem Ausdruck gemeiner Pöbelhaftigkeit gestempelte Unannehmlichkeiten in das Gesicht sagen zu dürfen. Dazu gehört freilich ungemein viele Zeit, nebenbei thurmhohe Stöße von Papier und, wenn vor der Zeit der Tag- und Nachtgleiche, auch eine Menge nächtlicher Sitzungen. Das Beste ist übrigens dabei, daß, wenn man unter dem Tumult aufgeregter kleinlicher Leidenschaften genug geschwätzt, geschrieen, gezankt, gehadert, gestochen und gebissen hat, selten ein anderes Resultat herauskommt, als daß, Gott sey Dank! Alles beim Alten bleibt, was gewiß in unsern Zeiten ein großes, und zwar sehr großes Glück ist, auch die Weisheit und kluge Besonnenheit des Regenten, wie dessen ersten Räthe nicht undeutlich beurkundet.

alles überschwemmender Regen gefolgt war, der Mißwachs, Krankheiten, Viehseuchen, nebst einer schon auf das höchste gestiegenen Theuerung erzeugt hatte, und nun Furcht alle Gemüther ängstigte, daß dieselbe schreckliche Hungersnoth, welche vor fünfzehn Jahren den größten Theil des Abendlandes durchzogen, und besonders in Frankreich so furchtbar gewüthet hatte, mit allen ihren Schreckniſſen, allem Jammer und Greuel zurückkehren, und vielleicht jetzt schon drohend über Deutschland schweben könnte. Als daher Heinrich seine Rede damit schloß, daß er öffentlich erklärte: Er verzeihe von Herzen Allen, die ihn jemals beleidiget, werde nie an Einem derselben Rache nehmen, keinen verfolgen, alle mit gleichem Wohlwollen umfassen, und nun sämmtliche zahlreich versammelte Herren ermahnte, ein Gleiches zu thun und in seine Ermahnungen sowohl Bitten wie sehr ernste Drohungen einfließen ließ, so bewirkte er endlich, daß alle anwesenden Bischöfe, Fürsten und Herren zur Erhaltung eines allgemeinen Friedens sich gegenseitig verpflichteten. Alle Fehden waren jetzt abgethan, und es ward einmüthig beschlossen, daß alle zwischen einzelnen Ständen noch schwebende, oder in Zukunft unter ihnen entstehende Streitigkeiten nicht mehr durch die Waffen, sondern blos auf gesetzlichem und richterlichem Wege entschieden werden sollten; und diesen Beschluß bestätigte nun Heinrich in einer darüber ausgestellten öffentlichen Urkunde. Wohin jetzt der König noch kam, führte er dieselbe Sprache, und sein Wort befruchtete überall derselbe Segen von Oben; und so brachte nun Heinrich in wenigen Tagen einen, sich weit hin über alle deutsche Gauen erstreckenden, viele Jahre dauernden, seine Völker beglückenden allgemeinen innern Frieden zu Stande. Zwar war es noch kein Gottes Friede; aber diesem ward

doch der Weg auch nach Deutschland dadurch geebnet*).

11. Mit dem frohen Bewußtseyn, viel Großes und Gutes bewirkt zu haben, begab sich hierauf Heinrich, von mehreren Bischöfen und Fürsten begleitet, an Wilhelms von Aquitanien glänzenden Hof nach Besançon. Durch die, über seine ganze Gestalt verbreitete Anmuth und Liebenswürdigkeit gewann Heinrich auch hier bald alle Herzen, besonders jenes seiner jungen fürstlichen Braut, das ihm schon beim ersten Anblick entgegen flog. In der Verbindung seiner Schwester mit Deutschlands mächtigem Könige und zukünftigen römischen Kaiser sah Wilhelm einen neuen, sein Haus umgebenden Glanz. Die Glorie des Herzogs theilte dessen ganzer Hof. Freude stralte von jedem Gesicht, und in Gegenwart einer ungewöhnlichen Menge deutscher wie französischer Herren und Edeln ward das Verlobungsfest mit der, dem aquitanischen Hofe eigenen Pracht gefeiert. Dieß schöne Band zu knüpfen, mag wohl auch Staatsklugheit einiges dazu beigetragen haben. In Beziehung auf die Angelegenheiten Burgunds war dem König schon die

*) Zwischen einem Königsfrieden und dem Gottesfrieden besteht indessen doch ein sehr großer, sich von selbst hervorhebender Unterschied. Den Erstern nämlich verbürgt blos die Macht des Königes, die jedoch, wie wir schon oft gesehen, nicht immer sehr weit ausreicht, während für den Letztern alle Schrecknisse der Religion, verbunden mit dem, auch jenseits des Grabes noch wirksamen Bann und Fluch der Kirche, eine weit sicherere und schärfer bindende Bürgschaft leisten. Es versteht sich, in Zeiten, wie jene des Mittelalters, das heißt, in christlichen Zeiten und unter christlichen Völkern.

Freundschaft Wilhelms von großem Werth. Wie viele, noch weit größere Vortheile konnte ihm nicht erst das enge Familienband bringen, das für die Zukunft Beide umschließen sollte; und nothwendig mußte schon jetzt das neue Verhältniß, in welches Heinrich zu dem mächtigen Herzog von Aquitanien zu treten im Begriffe stand, auf die unruhigen burgundischen Großen einen sehr ernsten, ihren Uebermuth zügelnden Eindruck machen. Einen Beweis davon gab sogleich der sehr mächtige Herzog von Hochburgund. Er hatte nicht nur dem Könige noch nicht gehuldiget, sondern griff auch in Verbindung mit dem Grafen von Genf, den Grafen Ludwig von Mömpelgard, blos weil derselbe ein treuer Anhänger Heinrichs war, an, und belagerte ihn in seiner Residenz Mömpelgard. Aber Ludwig wagte einen glücklichen Ausfall, überfiel den sorglosen Feind in seinem Lager und schlug ihn in die Flucht. Dieser Unfall konnte jedoch noch lange nicht die Macht des Herzogs von Hochburgund brechen. Den erlittenen Verlust hätte er leicht und schnell wieder ersetzen können. Aber demungeachtet gab er die Fehde auf, eilte nach Solothurn, wohin sich von Besançon Heinrich begeben hatte, unterwarf sich demselben und leistete den üblichen Huldigungseid. Er erhielt zwar Verzeihung, aber dennoch auch einen sehr ernsten Verweis, der ihm für die Zukunft zur Richtschnur und warnenden Lehre dienen konnte.

12. Wilhelms von Aquitanien mit Heinrich verlobte Tochter war bald darauf, in Begleitung mehrerer französischen Herren und Frauen, ihrem künftigen Gemahl nach Deutschland gefolgt. Agnes war würdig, mit Heinrich den Thron zu theilen. Zu Mainz setzte ihr der Erzbischof die deutsche

Königskrone auf das Haupt, und in Ingelheim ward mit aller nur möglichen Pracht die Vermählung vollzogen. In der Hoffnung eines reichen Gewinnes waren nach alt hergebrachter Sitte wieder eine Menge Gaukler, Taschenspieler, Possenreisser und anderer, lose Künste treibender Menschen zu dem Feste herbeigelaufen. Aber Heinrich glaubte nicht, daß des Festes Feier dadurch erhöhet würde, ließ demnach das zahlreiche Gesindel sammt allen seinen Künsten vom Hofe fortweisen, jedoch alles Geld, was diese Menschen gekostet haben würden, unter den Armen der umliegenden Gegend vertheilen. Alle edeln Seelen im Lande, eingedenk der schweren, jetzt auf dem Volke drückenden Zeit, lobten Heinrichs Verfahren, und nur der vornehme wie gemeine Pöbel tadelte dasselbe.

13. Weit früher, als man hätte vermuthen mögen, nämlich schon in dem gleich darauf folgenden Jahre Ein Tausend und vier und vierzig, brach der Krieg gegen Ungarn auf das neue wieder aus. Die Haupturheber desselben waren zwei untreue Diener an Heinrichs Hofe. Sie hießen Bernulph und Machthun, waren Brüder des Bischofes Nitkar von Freisingen, und unzufrieden entweder mit dem König, oder mit ihrer eigenen bisherigen Stellung oder vielleicht mit Beidem zugleich, sandten sie an den ungarischen König geheime Briefe, in denen sie ihn ermunterten, in Deutschland einzufallen und den Krieg mit Heinrich auf das neue zu beginnen. Samuel Aba ließ sich um so leichter dazu bereden, da die ungarische Nation mit dem letzten Frieden, den sie für schimpflich und schmachvoll hielt, auf den höchsten Grad unzufrieden war. Wirklich fing er auch an sich zu rüsten. Aber Heinrich, von den Kriegsrüstungen Aba's bei Zeiten in Kenntniß ge-

setzt, zog in aller Eile ein, obgleich nicht sehr zahlreiches Heer in Bayern zusammen, und rückte mit demselben bis an die ungarischen Grenzen vor. Aba hatte noch keine Feindseligkeiten begonnen, mithin auch Heinrich keine Ursache, den im verflossenen Jahre geschlossenen Frieden zu brechen. Da ihm aber Aba's geheime Absichten bekannt waren, so foderte er jetzt von ihm, alle in Ungarn befindliche deutsche Gefangenen, deren unentgeldliche Entlassung in dem Friedensschluß zwar festgesetzt worden, aber bis jetzt noch nicht erfolgt war, unverzüglich in Freiheit zu setzen. Aba ließ Heinrich sagen, daß er selbst vorher erst alle nach Deutschland geflohenen Ungarn, die blos treulose Ueberläufer wären, ihm ausliefern müsse. Ohne weiteres ging jetzt Heinrich mit seinem Heere über die Grenze. Als die Ungarn sahen, daß Heinrichs Heer nicht sehr zahlreich sey, zog Samuel Aba alle Streitkräfte seines Reiches zusammen und stellte sich hinter der Raab, an deren Zusammenfluß mit der Donau, auf. Bei der ganz unverhältnißmäßigen Mehrzahl seiner Truppen zweifelte Aba gar nicht mehr an einem gewissen Sieg; nur wünschte er die Deutschen recht tief in das Innere des Landes zu locken, um sie dann alle mit einem Schlage zu vernichten. Den Seinigen hatte er demnach befohlen, bei der Annäherung der Deutschen immer weiter sich zurückzuziehen, und endlich mit ihm hinter der Raab zu vereinigen. Man müsse, fügte er hinzu, die Deutschen nicht hindern, sich alle zusammen hauen oder gefangen nehmen zu lassen. Heinrich fand daher nirgends Widerstand; als er aber bei der Raab ankam, erblickte er auf einmal das ganze zahlreiche feindliche Heer jenseits des Stroms, nicht ferne von demselben, auf einer Anhöhe in Schlachtordnung gestellt. Die mindeste Zögerung oder Verlegenheit

in dem Betragen des Königs, oder gar eine rückgängige Bewegung, hätten dem ganzen deutschen Heere unvermeidlichen Untergang gebracht*). Aber Heinrich, gleichsam durch einen militärischen Instinkt geleitet, theilte schnell sein Heer in drei Haufen, der mittlere, der stärkste, ward von ihm selbst geführt, und ging damit sogleich über den Fluß. Mit einem Gesicht voll Zuversicht eines gewissen Sieges, belebte er mit einigen Worten den Muth seiner Soldaten. Das Losungswort der Deutschen war jetzt Sieg oder Tod. Gleich Verzweifelten stürzten sich demnach Heinrichs Schaaren auf den Feind. Die Bayern thaten Wunder der Tapferkeit; aber eine Menge der Ihrigen fiel bei diesem ungemein hitzigen und stürmischen Angriff. Endlich durchbrachen sie das feindliche Centrum und schlugen es in die Flucht. Sey es durch Verrätherei, oder Zaghaftigkeit und Unverstand der ungarischen Anführer: kurz, auch die beiden Flügel, als sie das Centrum ihres Heeres geschlagen sahen, zogen sich in Verwirrung zurück. Bald lößte auch dieser Rückzug sich in wilde Flucht auf. Heinrichs Sieg war nun vollständig. Selbst der sonst tapfere, und wie es scheint,

*) Dieß ist sehr begreiflich. Schon der ganz unverhoffte Anblick des ohne alles Verhältniß weit stärkern feindlichen Heeres mußte die Deutschen erschüttern. Aber noch um wie viel mehr würde ihnen aller Muth entfallen seyn, wenn sie in dem Betragen ihres Feldherrn ängstliche Verlegenheit und Unentschlossenheit bemerkt hätten. Aber endlich gar ein Rückzug im Angesicht eines ungleich zahlreichern Feindes, der dann, natürlicher Weise dadurch noch mehr ermuthiget, sogleich unter wildem Siegesgeschrei den Fluß passirt, und das sich ängstlich zurückziehende Heer angegriffen haben würde, hätte nothwendig nichts als Verwirrung, Flucht und eine völlige Niederlage zur Folge haben müßen.

des Krieges nicht unkundige Samuel Aba ward von den Fliehenden mit fortgerissen und auf der Flucht von den Seinigen ermordet*). Der Tag, an welchem Heinrich über einen wenigstens viermal stärkern Feind diesen glänzenden Sieg erfocht, war der vierte Julius des Jahres Ein Tausend und vier und vierzig. Bei der Verfolgung des Feindes ward nun auch Bernulphs und Machthums Verrätherei entdeckt. Ein Geheimschreiber des ungarischen Königs ward gefangen, und als man seine Papiere durchsuchte, fand man die von Jenen an den ungarischen König geschriebenen verrätherischen Briefe, und so ward nun auch auf der Stelle der Galgen das Loos der beiden Verräther.

14. Siegreich zog Heinrich in Raab ein. Hier fielen ihm Aba's Schätze, wie auch dessen Gemahlin und Söhne in die Hände. Die ungarische Nation, in Partheien getheilt, mithin ohne Einheit, kraftlos und ohne gemeinsamen Plan, mußte sich dem Sieger unbedingt unterwerfen und aus dessen Händen ihren künftigen Beherrscher empfangen. Heinrich gab ihnen Peter wieder zu ihrem König, jedoch unter der Bedingung der deutschen Oberhoheit über Ungarn. Der feierliche Unterwerfungsakt hatte jedoch erst im folgenden Jahre statt. Heinrich begab sich im Jahre Ein Tausend fünf und vierzig abermal nach Ungarn. Am Vorabend des heiligen Pfingstfestes traf er in Stuhlweissenburg ein und ward von

*) Nach dem, jedoch nicht sehr wahrscheinlichen Bericht, ward Samuel Aba nicht auf dieser Flucht von den Ungarn selbst ermordet, sondern soll erst nachher, als er wieder neue Unruhen im Lande angefangen, auf Befehl Königs Peter, der jetzt, wie wir gleich sehen werden, sein Reich wieder erhielt, enthauptet worden seyn.

Peter und einer Menge hier versammelter ungarischer Großen mit großer Feierlichkeit empfangen. Am Tage des Festes selbst bestieg Heinrich einen für ihn errichteten Thron. Ehrerbietig nahete sich demselben Peter, legte alle Insignien der königlichen Würde zu den Füßen Heinrichs nieder und ward hierauf von demselben durch Darreichung einer Lanze mit dem Königreiche Ungarn, jedoch blos auf Lebenszeit, belehnt. Bei dieser Gelegenheit soll Heinrich, wie Hermannus Contraktus berichtet, den Ungarn das bayerische Gesetzbuch gegeben haben. Irret der Chronist sich hierin nicht, so ist doch gewiß, daß die Ungarn weder jetzt noch in der Folge einigen Gebrauch davon zu machen für gut fanden. Peters Regierung hatte jedoch wieder eine sehr kurze Dauer. Schon im zweiten Jahre nach seiner Restauration brach wieder eine allgemeine Empörung gegen ihn aus. Andreas, ein anderer Anverwandter der alten ungarischen Königsfamilie, ward zum König ausgerufen, Peter auf seiner Flucht nach Oestreich von seinen Verfolgern ereilt, beider Augen beraubt und in ein Gefängniß geworfen, worin er bald darauf starb (1047). Bei diesen Ereignissen in Ungarn, welche das, was Heinrich durch seine frühern Feldzüge in diesem Reiche gewonnen zu haben glaubte, wieder zu vernichten schienen, konnte er unmöglich gleichgültig bleiben; und schon rüstete er sich wieder zu einem Zug nach Ungarn, als bei ihm Gesandte des neuen ungarischen Königs mit der Botschaft ankamen: „Ihr Herr, der König Andreas, sey bereit, die Ober„hoheit Deutschlands über Ungarn anzuerkennen, den „Lehnseid zu leisten, auch den jährlichen Tribut ohne „Widerrede zu entrichten. An der Ermordung des „Königs Peter sey er unschuldig. Mehrere der Ver„schwornen seyen schon auf seinen Befehl mit dem „Tode bestraft worden, und die Andern, die er noch

„in Banden halte, sey er bereit, an Heinrich, wenn er „es verlange, sogleich auszuliefern.“ Diese zuvorkommende Bereitwilligkeit genügte Heinrich, der nun den Andreas ungestört in dem Besitze seines Reiches ließ.

15. Doch auch dieser Friede hatte kaum eine Dauer von drei Jahren. Veranlaßt und herbeigeführt durch den übermüthigen Muthwillen des mit seinen Lehnsleuten zur Deckung des deutschen Reiches an der Grenze Ungarns stehenden Bischofes Gebhard von Regensburg, brachen in dem Jahre Ein Tausend und fünfzig schon wieder neue Feindseligkeiten zwischen den Deutschen und Ungarn aus*). Die Letztern fielen in die vor einigen Jahren von Ungarn getrennte und mit Oestreich vereinte Mark ein, zerstörten die Grenzfeste Heimenburg und verwüsteten alles Land mit Feuer und Schwert bis zum Kahlenberg. Zwar trieben der Herzog von Bayern und der Markgraf von Oestreich den Feind wieder zurück, stellten die Festungswerke von Heimenburg wieder her und schlugen eine zahlreiche Schaar Ungarn, welche die

*) Ohne alle Veranlassung und Ursache überschritt dieser Bischof, gleich im Anfange des Jahres, die ungarische Grenze, plünderte alle benachbarte Ortschaften rein aus, und führte den gemachten Raub, als eine wohl errungene Beute, mit sich fort. Diese Frechheit wollten nun die Ungarn um so weniger geduldig ertragen, als gerade damals zwischen ihnen und den Polen ein Bündniß, das jedoch nachher nicht zu Stand kam, im Werk war. Sie fielen also ebenfalls in die deutsche Reichsgrenze ein, und die Rache, die sie durch die schrecklichste Verwüstung alles Landes bis zum Kahlenberg nahmen, war nun weit größer, als die ihnen zugefügte Beleidigung. Der Bischof Gebhard fiel mehrere Jahre nachher in die Ungnade Heinrichs, und ward, weil mehrfacher Verrätherei gegen den Kaiser beschuldiget, gefangen gesetzt.

Arbeit hindern wollten. Aber damit begnügte sich Heinrich nicht. Gleich im folgenden Jahre unternahm er in eigener Person einen neuen Feldzug nach Ungarn. Sein Heer war sehr zahlreich. Auch die Herzoge von Böhmen und Polen hatten Hülfsvölker schicken müssen. Der Einmarsch der Deutschen in das feindliche Land geschah auf mehreren Punkten. Aber unglücklicher Weise für sie traten jetzt mehrere große Ströme, besonders die Donau, aus ihren Ufern und überschwemmten große Strecken Landes. Natürlicher Weise wurden dadurch Heinrichs verschiedene Heerabtheilungen in allen ihren Operationen gehemmt; auch die Herbeischaffung der nothwendigen Subsistenzmittel ward durch dieses Austreten der Flüsse ungemein erschwert, oft um viele Tage verspätet. Zudem wurden die Ungarn von dem Bruder des Königs Andreas, dem kriegskundigen Bela, angeführt. Dieser, wohl wissend, daß in einer offenen Feldschlacht die Deutschen unüberwindlich wären, vermied sehr klug jedes entscheidende Treffen, zog sich immer fechtend zurück, verwandelte aber stets die Gegend, die er verließ, in eine leere, völlig öde Wüste, nahm Menschen, Vieh, und alle Gattungen von Vorräthen mit sich, und ließ zerstören und verbrennen, was nicht fortgeschafft werden konnte. Je weiter die Deutschen vorrückten, desto größer und peinlicher ward ihre Verlegenheit. Da sie weder auf den Seiten noch im Rücken feste Städte, mithin auch keine Magazine hatten, so trafen die Zufuhren an Lebensmitteln immer sparsamer ein, und eine mit Grund zu befürchtende bald eintretende Hungersnoth, verbunden mit jeder Art des Elendes, zwang nun Heinrich zum Rückzug. Alles dieses hatte der kluge ungarische Feldherr vorausgesehen. Diesen Augenblick hatte er erwartet, um jetzt ebenfalls auch von seiner Seite operiren zu können; und kaum

hatten demnach die Deutschen ihren Rückzug angetreten, als Bela aus seiner bisherigen Defensive in eine entschiedene, ungemein thätige und wohl berechnete Offensive überging. Begreiflicher Weise mit den Localitäten des Landes ungleich besser als die Feinde bekannt, konnte Bela die verschiedenen Corps seines Heeres immer in den kürzesten Linien vorschieben, während die Deutschen wegen der großen Umwege, die sie nehmen mußten, sich immer nur in sehr weiten Bögen bewegten. In kurzer Zeit war demnach Heinrichs Heer in seinen beiden Flanken wie in seiner Fronte umgangen. Menschlicher Ansicht nach waren die Deutschen jetzt verloren, und nur die Wahl zwischen Tod und Gefangenschaft schien ihnen noch übrig. Aber was dem deutschen Heere an Bewegungskunst fehlte, ersetzte dessen ganz ungewöhnliche Unerschrockenheit und seine, in diesem Feldzug bewiesene, beinahe mehr als menschliche Tapferkeit. Unbekümmert, ob umgangen oder nicht, griffen sie den Feind, wo sie ihn erblickten, sogleich an, schlugen, sey es rechts oder links, im Rücken oder in der Fronte, jedes feindliche Corps vor sich nieder und setzten ihren Rückzug über Sümpfe und Moräste, durch zahllose feindliche Schwärme und unter ununterbrochenen siegreichen Gefechten unaufhaltsam fort. Die größte Gefahr drohete indessen dem Heere, als es die Ufer der Raab erreicht hatte. Der Fluß war breit und tief, und nur eine einzige Brücke führte über denselben. Zudem stand schon wieder eine feindliche Schaar jenseits desselben. Um den Uebergang über die Brücke unmöglich zu machen, hatten die jenseits stehenden Ungarn ganz nahe bei derselben Verschanzungen aufgeworfen und diese mit Bogenschützen und andern Waffengattungen sehr stark besetzt, während Bela mit dem Hauptheere die Deutschen von hinten immer mehr drängte und auf dem Fuße

ihnen folgte. Aber nun trat aus dem deutschen Heere eine Schaar Freiwilliger, aus den tapfersten Kriegern bestehend hervor, und übernahm es, dem Heere den Weg über die Brücke zu öffnen. Das kühne Unternehmen gelang. Zwar kamen die Tapfern nicht ohne bedeutenden Verlust über die Brücke, aber desto wüthender griffen sie die Verschanzung an, erstürmten dieselbe und reinigten das jenseitige Ufer von dem Feinde. Ohne zu zögern ging nun das ganze Heer über den Fluß, und nur ein kleiner Theil des Nachtrabes fiel, weil man wegen des schnell nachfolgenden Feindes die Brücke zu bald abgebrannt hatte, den Ungarn in die Hände. Ohne ferner mehr beunruhiget zu werden langte Heinrich mit seinem Heere im deutschen Vaterlande an*).

16. Die Deutschen hatten zwar ihre alte Tapferkeit wieder auf das neue bewährt. Selbst die Feinde waren gezwungen, die ausserordentliche Kühnheit und den ausdauernden Muth des deutschen Heeres zu bewundern. Aber bei allem war dennoch die Unternehmung, weil völlig erfolglos und keiner einzigen Erwartung entsprechend, ein Flecken in Heinrichs bisherigem Waffenruhm. Jenen so schleunig als möglich zu tilgen, ward also ein zweiter Feldzug für das folgende Jahr beschlossen. Zwar wandte sich Andreas mit friedlichen Anträgen an den Markgrafen Adelbert von Oestreich. Aber Heinrich gab denselben kein Gehör und führte gleich im Anfange des Frühlings des Jahres Ein Tausend und zwei und fünfzig ein neues Heer nach Ungarn. Vorsich-

*) Ein noch etwas mehr detaillirter Bericht über diesen sonderbaren Feldzug müßte einen ungemein interessanten Beitrag liefern zu der Geschichte der frühesten Kindheit der deutschen Kriegskunst.

tiger als im vorigen Jahre, begann Heinrich den Feldzug mit Belagerung fester Städte und Schlösser, und schon war die sehr wohl befestigte Stadt Presburg, der die Belagerer seit einigen Wochen sehr stark zugesetzt hatten, im Begriff sich zu ergeben, als der Pabst Leo IX., der sich gerade in Deutschland befand, in das Lager zu dem Kaiser kam, und einen Waffenstillstand vermittelte. Diesem folgte nach einer kurzen Zwischenzeit ein förmlicher und dauerhafter Friede. Gesandte des Königes Andreas erschienen auf dem, von Heinrich entweder am Ende des Jahres Ein Tausend und drei und fünfzig, oder im Anfange des folgenden Jahres, zu Tribur gehaltenen Reichstag. Hier kam nun folgender Friedensvertrag zu Stande. Der ungarische König verpflichtete sich zur Zahlung einer sehr bedeutenden Summe Geldes als Entschädigung für die von Heinrich aufgewandten Kriegsunkosten, gab ferner alles Land bis an die Leitha wieder zurück, und versprach endlich auch die Heerfolge in allen Kriegen des Kaisers, nur mit Ausnahme der Heereszüge nach Italien. Von einer Oberhoheit Deutschlands über Ungarn geschah, wie man sieht, in diesem Vertrag keine ausdrückliche Erwähnung. Aber die versprochene Heerfolge in allen Kriegen Heinrichs schien dieselbe stillschweigend zu bedingen. Indessen ist es wohl möglich, daß auch dieses Versprechen nicht viel mehr als ein bedeutungsloses, leeres Wort, oder wie man heute zu Tage zu sagen pflegt, ein bloßes Compliment war, um dem ganzen Vertrag einen für Heinrich und die Deutschen noch etwas ehrenvollern Anschein zu geben. Allem Ansehen nach hatte Heinrich schon in Gedanken auf die Heersfolge, und noch mehr auf die, nur während der innern Zerrissenheit Ungarns errungene Oberhoheit stillschweigend verzichtet, wohl einsehend, daß eben diese so schwer zu

behauptende Lehnsherrlichkeit, ohne die reelle Macht Deutschlands zu vermehren, für dieses nur eine sehr drückende, es in ununterbrochene Kriege verwickelnde Last seyn würde. Noch mehr befestigt ward der Friede von Tribur durch die um dieselbe Zeit verabredete Vermählung des ungarischen Königes ältesten Sohnes Salomon mit Heinrichs Tochter, der Prinzessin Sophia.

XIII.

Fortsetzung der Geschichte Italiens.

1. Zustand Italiens bei dem Tode Conrads II. Das Hinscheiden dieses Monarchen veranlaßte keine jener gewaltsamen Bewegungen, welche vor fünfzehn Jahren der Tod Heinrichs II. herbeigeführt hatte. Der italienischen Stände damals so sehr mißlungener Versuch, Italien wieder von Deutschland zu trennen, hatte dieselben klüger gemacht. Zudem gab es auch keinen auswärtigen Prinzen, den eine Krone hätte reizen können, wegen der er mit dem mächtigen deutschen König sich erst, und zwar ohne alle Aussicht eines glücklichen Erfolges, in einen schweren und blutigen Kampf hätte einlassen müssen; und von den italienischen Fürsten konnte um so weniger jetzt irgend Einer seine Gedanken bis zum Throne erheben, da sie, bei ohnehin mannigfach getheilten und durchkreuzten eigenem Interesse, nun auch noch ihren Vasallen nicht mehr völlig trauen konnten, indem diese, weil Conrad ihnen ihre Lehen gleichsam in Eigenthum verwandelt, das heißt, lebenslänglich und erblich gemacht hatte, dem deutschen Kaiserhause ungleich mehr als ihren bisherigen Unterdrückern ergeben waren. Allgemein ward also jetzt auch Heinrich, sogleich nach dem Tode seines Vaters, von sämmtlichen italienischen Ständen, und zwar ohne daß diese

ihr Wahlrecht geltend zu machen gesucht hätten, als König anerkannt. Vollkommene Ruhe herrschte demnach jetzt in der ganzen Lombardei. Nur das unter Erzbischof Heribert so sehr emporgekommene Mailand machte eine Ausnahme und blieb noch mehrere Jahre hindurch der traurige Schauplatz ungemein blutiger, und zum Theil selbst schreckhafter Ereignisse.

2. Man wird sich erinnern, daß Kaiser Conrad, ehe er im Jahre Ein Tausend und acht und dreißig Italien verließ, alle ihm ergebenen Fürsten und Städte, und besonders die Häupter der Motta verpflichtete, jedes Jahr die ganze Gegend um Mailand mit Feuer und Schwert zu verheeren, und zwar so lange, bis die Mailänder, endlich der jedes Jahr wiederkehrenden Zerstörung ihres Eigenthums müde, ihr Interesse von jenem des Erzbischofes trennen und diesen seinem Schicksal überlassen würden. Conrads Auftrag zu erfüllen war niemand bereitwilliger als die Motta. Frühzeitig begann sie ihre Rüstungen, und gleich nach Ostern (1039) rückten sie gegen Mailand vor. Aber auch Erzbischof Heribert war indessen nicht unthätig geblieben, hatte alle seine Streitkräfte zusammen gezogen, auch die Stadt mit allen während einer langen Belagerung nöthigen Bedürfnissen versehen. Aber diesmal wollten Mailands Einwohner nicht mit trübem und trauerndem Blick von ihren Mauern herab in die Verwüstung ihrer Fruchtfelder, Weinberge, Obstgärten, Wiesen ꝛc. hineinschauen, sondern lieber kühn dem Feinde entgegen gehen und, gleich einem verzweifelten Spieler, in einer entscheidenden Schlacht Alles auf eine und dieselbe Karte setzen. Wohlgerüstet zog also Mailands ganze waffenfähige Bevölkerung aus, in ihrer Mitte das Carocium, prächtiger als je geschmückt, und mit einer Menge zur Tapferkeit und Vaterlands-

liebe entflammender Bilder und Embleme geziert. Bald kamen beide feindliche Heere einander zu Gesicht, und mit jedem Tage sah man einer mörderischen Schlacht entgegen, als auf einmal ganz unerwartet die Kunde von Conrads am Pfingstfeste zu Utrecht erfolgten Tode in Italien ankam. Plötzlich gewann jetzt alles eine völlig veränderte Gestalt. Der Motta, die in Conrad ihre einzige und größte Stütze erblickt hatte, entsank der Muth; ihr Heer trennte sich von selbst, und entschieden war nun Heriberts und der Mailänder Triumph. Aber der Erzbischof, dessen scharfer Blick auch die noch entferntere Zukunft durchschauete, war zu klug, um im Taumel seines vermeintlichen Sieges sich nun ganz rücksichtslos zwar schönen, aber immer noch schwankenden und nicht ganz sichern Hoffnungen zu überlassen. Im Gegentheil suchte er den gegenwärtigen günstigen Augenblick zu benutzen, um sich mit den Valvassoren zu vergleichen, diese zugleich auch mit den Capitanen, das heißt, dem höhern Adel wieder auszusöhnen und so der blutigen, nur zu lange schon dauernden Fehde ein Ende zu machen. Vollkommen gelang dem Erzbischofe das Friedenswerk. Er bestätigte den Vasallen die ihnen von Conrad ertheilten Rechte, nämlich den lebenslänglichen, von keiner Willkühr mehr abhängenden Besitz ihrer Lehen und deren Erblichkeit auf ihre Nachkommen. Alles übrige ward leicht ausgeglichen, worauf die Valvassoren, wie auch die Freien, die sich ihnen angeschlossen und mit ihnen gekämpft hatten, mit ihrer Habe und ihren Familien wieder in Mailand einzogen, und von den Einwohnern zwar nicht mit Jubel, aber doch mit frohem und freundlichem Sinne empfangen wurden. Erzbischof Heribert, froh des ihm gelungenen Werkes, eilte hierauf nach Deutschland. In Ingelheim kam er zu Heinrich. Trotz seines Vaters Zorn gegen

Heribert war Heinrich dennoch stets mit demselben in freundlichem Verhältnisse geblieben, hatte sogar seines Vaters allzuhartes Verfahren gegen den ersten Kirchenfürsten Italiens mehr als einmal mißbilliget. Die völlige Aussöhnung des jungen Monarchen mit dem Erzbischofe war demnach kein schweres Werk. Heribert huldigte Heinrich als König von Italien, begleitete ihn nach Köln, und ging dann, der Gnade und des Wohlwollens des neuen Königes versichert, wieder nach Mailand zurück.

3. Leider war Mailands innerer Friede nur von kurzer Dauer. So lange in frühern Zeiten noch königliche Statthalter mit herzoglicher Würde in Mailand residirten und dem Gemeinwesen vorstanden, erhob sich die Stadt in einem immer mehr zunehmenden Flor. Weise Gesetze und Verordnungen schützten alle Klassen der Einwohner in ihrem Eigenthum. Ackerbau und alle Arten städtischen Gewerbes wurden mehr und mehr belebt, und mit dem sich immer weiter ausbreitenden Handel wuchs auch mit jedem Jahre die Wohlhabenheit der Stadt*). Die Hauptmasse der Bevölkerung gehörte zwar, wie auch noch in der gegenwärtigen Geschichtsperiode, dem hörigen Stande an, und die Freien, welche in Mailand lebten, bildeten bei weitem die Minderzahl. Da jedoch diese, obgleich der Lehnsdienst damals schon ungleich höher geachtet ward, daher auch größere Ehre verschaffte, sich dennoch, und mit Recht, den niedern Lehnsleuten gleichstellten, und, weil jeder von ihnen, wenn er es wünschte und die Gunst des Lehnsherrn zu gewinnen wußte, Lehen erhalten konnte, auch für ritterbürtig gehalten wurden, so hielten sie sich von den übrigen Einwohnern getrennt, vereinig-

*) Landulph. sen. lib. II. c. 26.

ten sich in abgeschlossenen Zünften oder Gemeinden, und erhielten nach und nach mancherlei, ihre Rechte und Freiheiten begünstigende Privilegien; und so ward schon in längst verflossenen Zeiten bei allen Klassen der Einwohner der Grund zu Mailands künftiger Größe, Reichthum und Macht gelegt. Als aber nachher die Kirche von Mailand, durch Exemtionen, mit welchen besonders die sächsischen Kaiser so verschwenderisch waren, der Jurisdiktion der Herzoge oder königlichen Statthalter und deren Einfluß völlig entzogen ward, bemächtigten sich sehr bald die Capitane (der höhere Adel) ausschließlich aller Aemter in dem mailändischen Staat, suchten nach Willkühr zu herrschen, machten keinen Unterschied mehr zwischen Freien und Unfreien, und würden, da Selbstsucht allen höhern patriotischen Sinn verschlungen hatte, ihr drückendes Regiment dem Volke noch ungleich fühlbarer gemacht haben, hätte nicht das Ansehen des Erzbischofes Heribert, von dem die Capitane, ihrer Lehen wegen, abhängig waren, ihnen noch gewisse, nicht zu überschreitende Schranken gesetzt. Als aber in Heriberts Kriegen, zuerst gegen Kaiser Conrad und dann gegen die rebellischen Valvassoren, des Erzbischofes und seiner Capitane Stärke vorzüglich, oder vielmehr ganz allein, auf der physischen Kraft des Volkes beruhete, dieses sich auch bald nicht blos durch Kühnheit, Tapferkeit und ausdauernden Muth, sondern auch durch Gewandtheit in dem Gebrauche der Waffen und kriegerische Kunstfertigkeit sehr vortheilhaft auszeichnete, so wurde es auch, besonders während des Kampfes, dem Adel bedeutend näher gerückt. Nichts war nun natürlicher, als daß das Volk, nach hergestelltem Frieden, noch die nämliche Schonung, Achtung und Auszeichnung foderte, die es in den Tagen des Dranges und der Noth genossen hatte. Aber dadurch ward gerade der

Stolz des Adels auf das neue geweckt, der nun glaubte, nach und nach das wieder zurücknehmen zu müssen, was er in der Zeit gemeinschaftlicher Gefahr und gemeinschaftlichen Kampfes zuzugestehen gezwungen war. Es ist wohl möglich, daß das Volk, in dem nun erwachten Gefühle seiner Kraft, ebenfalls seine Foderungen höher, als es geziemte, mag gestellt haben; und so entstand nun bald ein sich immer mehr verwickelnder Conflikt zwischen dem Stolz der Adelichen und dem Uebermuth der Plebejer. Zuerst blos ununterbrochene Neckereien, nicht ohne Bitterkeit und gegenseitigen, beleidigenden Hohn; hierauf das Erwachen einer Menge noch nicht ganz erloschener gehässiger Rückerinnerungen, und endlich ein ganzer Schwarm kleinlicher Leidenschaften, deren Reibungen, weil in dem engen Spielraum einer ienzigen Stadt eingeschlossen, mit jedem Tage heftiger und gefährlicher wurden. Ohne die niedern Lehnsleute gerade in sich aufzunehmen, duldete doch jetzt der höhere Adel, daß jene, die durch Conrads Lehngesetze nun weit selbstständiger als vorher waren, und mit derselben stolzen Verachtung auf das Volk, Freie wie Unfreie, herabsahen, sich ebenfalls ihm anschlossen. Aber eben dadurch kamen die Gemüther in nur noch größere Gährung, und bei der Menge des sich täglich mehr anhäufenden brennbaren Stoffes bedurfte es zu einem allgemeinen, alles verzehrenden Brand, nur noch eines, wenn auch noch so kleinen, zündenden Funkens. Diesen schleuderte endlich ein Valvassor durch grobe Mißhandlung eines Mannes aus dem Volke. Sogleich griff dieses zu den Waffen. Dasselbe that auch der Adel. In allen Straßen der Stadt erblickte man jetzt blos Bewaffnete, und sogleich floß Blut, wo nur immer zwei feindliche Partheien auf einander stießen. Hatte in irgend einem solchen Gefecht der Adel die Oberhand, so wurden

die Besiegten erbarmungslos gemordet; keines Lebens ward geschont. Aber doppelt und dreifach vergalt das Volk, sobald in irgend einem andern Theil der Stadt der Sieg sich auf seine Seite neigte *). Alle bürgerliche Ordnung war jetzt zerstört, aller Verkehr gehemmt und ganz Mailand blos ein allgemeiner, blutiger Tummelplatz der gräßlichsten, völlig entzügelten Leidenschaften.

4. Aber bei allem diesem furchtbaren Tumult, der alle Theile einer Stadt erfüllte, die jetzt im Begriff stand, in ihren eigenen Eingeweiden zu wühlen und sich grausam zu zerfleischen, gab es dennoch einen Mann, der ruhig in den Sturm hineinschauete, und, obgleich dem höhern Adel angehörig, dennoch an dem Kampfe nicht Theil nahm, nur auf Mittel sann, seine in sich zerrissene, unglückliche Vaterstadt zu retten, und daher jetzt plötzlich als Vertheidiger und Schirmvogt des unterdrückten Volkes auftrat. Derselbe hieß Lanzo, und war einer der ersten und vornehmsten mailändischen Capitane. Nicht die Eitelkeit, als Partheihaupt zu glänzen und sich bemerkbar zu machen; auch nicht persönliches Interesse, sondern blos ächter Patriotismus hatte ihn zu diesem Schritte bewogen. Als ein Mann von ungewöhnlichem Verstande und scharfem, alle Verhältnisse Italiens durch-

*) Propterea factum est, ut in quacunque urbis regione Capitanei et Valvassores populum superabant, inhumaniter ipsum trucidabant. At populus, ut solet, sine misericordia iratus, magis mori diligens, quam vivere inhoneste, ac dulcius judicans mortem videre, quam vitam summo dedecore ducere longam, ubicunque ipsos armis ac jaculis diversis vincebat, velut serpentes aut dracones crudelissimos per omnia mortificabat. (Land. sen. lib. II. c. 26.)

schauendem Blick, fühlte er sich nämlich überzeugt, daß dieser blutige Zwist mit allen ihn begleitenden Greuelthaten am Ende nothwendig nichts als Knechtschaft, Verlust aller städtischen Freiheiten, und so den völligen Untergang Mailands herbeiführen müsse. Da er den Adel, obschon ein Genosse desselben, durch seine conciliatorischen Vorschläge auf mildere Gesinnung zu bringen nicht vermocht hatte, so war er jetzt entschlossen, durch Waffengewalt ihn zu zwingen, den Foderungen der Vernunft und Gerechtigkeit Gehör zu geben. Freudig und zutrauungsvoll warfen sich Mailands Einwohner in die Arme Lanzo's, und schnell kamen nun in alle Unternehmungen des Volkes Ordnung, Zusammenhang und ungleich mehr Nachdruck. Der Adel zog jetzt beinahe überall den Kürzern, und als endlich in der Stadt selbst es zu einer entscheidenden mörderischen Schlacht kam, und beide Partheien, von gleichem Haß beseelt, aber auch mit gleicher Tapferkeit und Erbitterung fechtend, sich eine ganze Nacht hindurch unter dem Fackelschein einer Menge in Brand gesteckter Gebäude geschlagen hatten, sahen endlich gegen Anbruch des Tages die Capitane, Valvassoren und deren ganzer Anhang sich gezwungen, das mit Leichen bedeckte Schlachtfeld den Siegern zu überlassen und eiligst mit ihren Familien und Angehörigen die Stadt zu räumen. Mit ihnen zog auch der Erzbischof aus Mailand. Heribert war jetzt nicht mehr der mächtige Gebieter, der er vor einigen Jahren noch war. Seit seiner Rückkehr aus Deutschland war sein Ansehen bedeutend gesunken. Ueber die Vasallen, die, weil ihnen der lebenslängliche Besitz ihrer Lehen und deren Erblichkeit zugesichert war, nun nichts mehr von ihm befürchten zu müssen glaubten, hatte er bei weitem nicht mehr die frühere Gewalt; und da er im Anfange des Streites das Gleichgewicht zwischen beiden

Partheien zu halten bemühet gewesen war, so hatte er dadurch auch einen großen Theil seiner ehemaligen Volksgunst verloren, und Er, einst der Gegenstand einer enthusiastischen Volksliebe, war nun gerade ein Gegenstand des größten Mißtrauens und immer lauernden Argwohns geworden. Ohnehin schon in Jahren weit vorgerückt, und der vielen Unruhen endlich müde, war er schon seit einiger Zeit entschlossen, aus dem schwülen Dunstkreise weltlicher Sorgen und Geschäfte sich in die Einsamkeit stiller Klostermauern zurückzuziehen. Diesen Entschluß führte er jetzt aus, denn die letzten schrecklichen und blutigen Auftritte in Mailand machten ihm den ferneren Aufenthalt allda unerträglich. Das Benehmen des Adels wie des Volkes gleich stark mißbilligend, verließ er also ebenfalls die Stadt. Nicht sehr ferne von Mailand lag ein nach dem heiligen Dionysius genanntes Kloster. Sehr oft hatte dasselbe theils in geschenkten Ländereien, theils auch in vielen andern reichen Gaben die Wirkungen von Heriberts frommer Freigebigkeit empfunden. Dahin begab sich nun der Erzbischof, und von jetzt an blos seinen erzbischöflichen Berufsgeschäften lebend und von allem Getümmel der Welt entfernt, blieb er auch hier, ohne je wieder zu seinem bischöflichen Sitze zurückzukehren, bis zu seinem, einige Jahre darauf erfolgten Tode.

5. Durch den von den Mailändern innerhalb ihrer Mauern errungenen Sieg und die darauf erfolgte Auswanderung des Adels, war jedoch der unselige Bürgerkrieg noch lange nicht beendigt. Die Ausgewanderten oder vielmehr Vertriebenen fanden überall eine ungemeine Theilnahme. Der größte Theil des italienischen Adels interessirte sich für die Sache derselben. Von allen Seiten her erhielten sie demnach Hülfe und Unterstützung, und gleich im

Anfange des folgenden Jahres ſtand wieder ein zahlreiches Vaſallenheer unter den Mauern von Mailand. Durch Sturm eine Stadt zu gewinnen, die erſt unlängſt ſelbſt der Tapferkeit eines deutſchen Heeres getrotzt hatte, ließen ſich die Anführer nicht in Sinn kommen. Ihr Plan war demnach, durch Hungersnoth das verächtliche gemeine Bürgervolk, ſo nannten ſie die Einwohner von Mailand, zur Unterwürfigkeit zu zwingen. Um der Stadt alle Zufuhr abzuſchneiden, legten ſie gegen die ſechs Thore derſelben eben ſo viele ſehr geräumige, ungemein feſte Bollwerke an, und in den Zwiſchenräumen derſelben ließen ſie das übrige Heer ſtark verſchanzte Lager beziehen. Daß Mailands Einwohner die Errichtung jener, Kaſtellen ähnlichen Bollwerke nicht zu verhindern vermochten, beweißt die numeriſche Ueberlegenheit des verbündeten Vaſallenheeres. Drei volle Jahre dauerte die Belagerung. Beinahe täglich, beſonders im Anfange, machten die Belagerten Ausfälle, und griffen die gegen ihre Thore gerichteten Verſchanzungen an, aber alle ihre Angriffe waren ſtets eben ſo erfolglos, wie der Belagerer oft gemachte Verſuche, die Mauern von Mailand zu erſtürmen. Dieſer ſo lange anhaltende Kampf brachte auf beiden Seiten vielen Tauſenden den Tod, und ward, wie jeder Bürgerkrieg, mit unmenſchlicher Härte und Grauſamkeit geführt. Aber im zweiten Jahre der Belagerung ſtellte ſich Mangel an Lebensmitteln bei den Belagerten ein. Innerhalb der Mauern ward zwar einiges Getreide gebaut, aber für die zahlreichen Einwohner war dieß bei weitem nicht zureichend. Auch die Streifpartheien, denen es gelang, durch die Feinde ſich entweder durchzuſchleichen oder durchzuſchlagen, um in der umliegenden Gegend Lebensmittel aufzubringen, brachten gewöhnlich, da alles umher weit und breit verwüſtet

war, nur äußerst wenig oder gar nichts in die Stadt zurück. Bald quälte eine schreckliche Hungersnoth, im Gefolge tödtlicher Seuchen und ansteckender Krankheiten, die unglücklichen Einwohner, und Mailands noch vor ein paar Jahren so ungeheure Bevölkerung war endlich, theils durch das Schwert der Feinde, theils durch Hunger und Krankheiten bis weit unter die Hälfte zusammen geschmolzen. In dieser verzweiflungsvollen Lage fiel Lanzo auf einen Gedanken, der unstreitig nur einem eben so verständigen als schlauen und an Hülfsquellen unerschöpflichen Kopfe jetzt kommen konnte. Mit großen Summen an Gold und Silber versehen verließ er heimlich und verkleidet Mailand, hatte das Glück, durch die feindlichen Linien unbemerkt und unerkannt durchzukommen, erreichte ohne widrigen Zufall die italienische Grenze und kam glücklich zu Heinrich III. nach Deutschland. Durch seine mit kluger Umsicht und Wahl an Heinrichs Umgebungen gemachten Geschenke erhielt er gleich in den ersten Tagen nach seiner Ankunft eine Audienz bei dem Könige. Diesem entwarf nun Lanzo ein rührendes Gemälde von der höchst traurigen und unglücklichen Lage der Stadt Mailand, blos eine Folge der jetzt schon so lange dauernden blutigen und grausamen Fehde, die jedoch auch nur in dem Uebermuth und den überspannten Foderungen des Adels ihren Grund hätte, und schloß endlich damit, daß er den König im Namen der Stadt Mailand um Unterstützung und schleunige Hülfe bat. Heinrich, der gleich seinem Vater das Emporkommen der Städte begünstigte, und durch sie die Macht des Vasallenthums noch mehr zu brechen suchte, zudem die Vortheile wohl einsah, die ihm die Besitznahme Mailands, der bedeutendsten Stadt von ganz Oberitalien, für die Zukunft verschaffen könnte, überdieß auch dem mailändischen Adel zürnend, weil derselbe einen an ihn von Heinrich

während der Belagerung abgeordneten Sendboten nicht angenommen, gar nicht gehört und auf eine für den König ziemlich beleidigende Weise wieder zurückgeschickt hatte, zeigte sogleich die größte Bereitwilligkeit, die erbetene Hülfe zu leisten. Er versprach, unverzüglich eine Schaar von vier tausend geharnischten Reitern nach Mailand zu schicken, jedoch unter der Bedingung, daß die Mailänder sich verbindlich machen sollten, dieses Armeekorps willig in ihre Stadt aufzunehmen, es bis zur Ankunft des Königes zu verpflegen, ihm selbst auch unverbrüchliche Treue zu geloben, und, so oft er es fodern würde, ihm in allen seinen Unternehmungen kräftigen Beistand zu leisten. Lanzo, in der zuversichtlichen Hoffnung, daß man bald dieser Hülfe nicht mehr benöthiget seyn werde, ging alle Foderungen des Königes ein, drückte sich darüber in ganz deutlicher und entschiedener Sprache aus, und kehrte dann, vollkommen zufrieden mit dem Resultat seines kurzen Aufenthalts in Deutschland, wieder über die Alpen zurück. In Mailand ward Lanzo von den Einwohnern, deren grenzenloses Zutrauen er bisher auf das glänzendste gerechtfertiget hatte, mit dem größten Jubel empfangen. Aber nachdem er durch die Zusicherung eines in kurzer Zeit ihnen zu Hülfe kommenden deutschen Armeekorps ihren Muth auf das neue belebt hatte, machte er ihnen auch kein Geheimniß daraus, welche Gefahr ihrer Stadt, ihren Freiheiten und Privilegien drohete, und wie leicht alsdann Mailand, jetzt die Königin unter allen Städten Italiens, zu einer unbedeutenden Patrimonialstadt herabsinken könnte, wenn sie eine so ansehnliche Besatzung aufnehmen, und diese, wie es zu fürchten wäre, die Stadt gewiß nicht so bald, ja vielleicht nie mehr verlassen würde. Er gab ihnen daher den Rath, den von ihm schon entworfenen Versöhnungsplan anzunehmen, keine all-

zu große Foderungen zu machen, und durch einen gerechten und daher dauerhaften Vergleich ihre bisherigen Feinde zu Freunden zu machen. Die Mailänder fühlten die Stärke von Lanzo's Gründen, gaben ihm daher unbedingt zur Abschließung eines, Alles ausgleichenden Vertrages die ausgedehnteste Vollmacht. Unverzüglich begab sich nun Lanzo zu den Anführern der Belagerer. Auch auf diese machten seine Vorstellungen den nämlichen Eindruck, wie auf das Volk. Auch sie sahen ein, welche Folgen, wenn Mailand für die Deutschen zu einer festen, mit einer permanenten, starken Besatzung versehenen Position gemacht würde, dieses für ganz Italien haben müßte. Da nun beide Theile zu einer Aussöhnung geneigt waren, so kam ohne fernere Zögerung folgender Vertrag zu Stande. Mailands Einwohner sollen ihre Thore öffnen und den nun wiederkehrenden städtischen Adel friedlich in die Stadt einziehen lassen. Der beiderseitige Verlust wird gegen einander aufgerechnet, alles Geschehene einer ewigen Vergessenheit übergeben, und beide Partheien sollen in Zukunft freundlich unter und neben einander wohnen und nach ihren Kräften das allgemeine Beste ihrer Vaterstadt zu befördern suchen. Capitane und Valvassoren, hoher und niederer Adel zogen nun mit ihren Familien und allen ihren Angehörigen wieder ein. Zwar sah man bei dem Einzug nur wenig heitere Gesichter, und nur zu sehr ward es merkbar, daß in den Gemüthern beider Theile der alte Groll nichts weniger als jetzt schon völlig entwurzelt sey. Indessen suchte man doch gegenseitig sehr sorgfältig alles zu vermeiden, was die, wenigstens jetzt schon einigermaßen eingeschlummerten Leidenschaften wieder wecken und einen neuen Ausbruch hätte herbei führen können. (1044) Von jetzt an bildeten die freien Bürger von Mailand einen abgeschlossenen, für sich bestehenden eigenen

Stand, und zwar nicht ohne thätige Theilnahme an Allem, was das gemeinsame Wohl des mailändischen Staates betraf *).

*) Dieser freie Bürgerstand ward nun, obgleich unter einer völlig veränderten Bedeutung des Wortes, immer noch Motta genannt. Eine Benennung, die sich in Mailand bis zur Periode der Viscontis erhielt. Die Glieder der Motta behielten alle ihre alten Standesrechte, blieben daher ritterbürtig; daher es kam, daß in weit spätern Zeiten, nämlich noch in jenen der hohenstaufischen Kaiser, die vornehmern Bürger, die zu der Motta gehörten, oder sich indessen in dieselbe verschmolzen hatten, wie z. B. Großhändler, Banquiers, Doktoren des Rechts und der Arzneikunde ꝛc. ꝛc., in Mailand die Ritterwürde erhalten konnten. (Man sehe Leo's Geschichte von Italien, Band I. Buch IV. Kap. II.)

6. An König Heinrich hatten die Mailänder, nach geschlossenem Frieden, sogleich Gesandten abgeordnet, welche dem König für das gegen ihre Stadt geäußerte Wohlwollen und die daher ihr zugesagte Hülfe in den ehrerbietigsten Ausdrücken dankten, jedoch zugleich bemerkten, daß, da jetzt Ruhe und Ordnung in Mailand wieder hergestellt wäre, man nun auch jener so gnädig zugesagten Hülfe nicht mehr bedürfe. Heinrich sah wohl ein, daß Lanzo ihn getäuscht und überlistet habe, zürnte daher nicht nur ihm, sondern den Mailändern überhaupt, und ganz besonders dem Adel, dem er es vorzüglich zuschrieb, daß die mailändischen Angelegenheiten plötzlich eine so ganz unerwartete, durchaus nicht in dem königlichen Interesse liegende Wendung genommen hatten. Aber auch Lanzo, und mit ihm der Adel wie das Volk fühlten es eben sowohl, daß Heinrich wirklich nicht ganz ungegründete Ursache

zur Unzufriedenheit habe, und eingedenk der unter Kaiser Conrad erduldeten harten Belagerung; auch mürbe gemacht durch die vielen, seit dieser Zeit über sie gekommenen Stürme, suchten sie auf jede Weise den Unwillen des Königes zu besänftigen und als jetzt Heinrich, wahrscheinlich um fernern Partheiungen und Unruhen bei Zeiten zuvorzukommen, den Markgrafen Azzo zu seinem Statthalter in Mailand ernannte, nahmen sie diesen ohne alle Widerrede ganz willig und sehr ehrenvoll auf. Aber bald darauf bot sich dem Könige schon wieder eine Gelegenheit dar, den mailändischen Adel noch tiefer und weit empfindlicher zu kränken. Erzbischof Heribert nämlich war im Anfange des Jahres Ein Tausend und fünf und vierzig gestorben*). Sogleich traten die hohe Geistlichkeit, der Adel und der freie Bürgerstand zu einer neuen Wahl zusammen. Diese fiel auf vier, dem hohen Clerus angehörige, durch Gelehrsamkeit wie Frömmigkeit ausgezeichnete, und zugleich aus den edelsten Geschlechtern entsprossene Männer. Diese schickten die Mailänder mit einer zahlreichen, aus den drei Ständen gewählten Be-

*) Landulph der ältere erzählt: Die Mönche zu St. Dionysius hätten nach zehen Monaten Heriberts Sarg eröffnet, den Leichnam desselben unversehrt und alle Gesichtszüge noch vollkommen kennbar gefunden, was aber, als die Kunde davon nach Mailand gekommen, eine große Bewegung unter den Einwohnern veranlaßt habe. Nach dem Bericht des so eben erwähnten Geschichtschreibers soll der Tod des Erzbischofes ungemein erbauend gewesen, und er selbst nicht nur von der Geistlichkeit, sondern von allen seinen Diöcesanen aufrichtig betrauert worden seyn. Noch lange nach seinem Tod ward Heriberts Andenken von dem mailändischen Volke gleich jenem eines Heiligen verehrt.

gleitung nach Deutschland, um den König zu bitten, einem derselben die königliche Investitur zu ertheilen. Unter dem Gefolge der Gesandtschaft befand sich auch ein Geistlicher niederer Ordnung, Namens Guido, ein Mann von obscurer Geburt, der jedoch, man weiß nicht durch welche Veranlassung, dem Könige war bekannt worden. Als die Gesandtschaft Heinrich vorgestellt ward, fingen die Abgeordneten sogleich an, die Verdienste der vier zum erzbischöflichen Stuhle vorgeschlagenen Geistlichen zu rühmen, und baten den König, in Einem derselben die von ihnen getroffene Wahl zu bestätigen. Heinrich hörte sie ruhig an, warf aber, als sie geendet hatten, plötzlich einen Blick auf den ganz weit zurückstehenden Guido, befahl ihm hervorzutreten, und dann sich wieder zu den Gesandten wendend, sagte er diesen: „Ihr wollet einen braven und frommen Bischof, nun so nehmet diesen Mann; ich gebe ihn Euch zu euerm Erzbischof.“ Bei diesen Worten des Königes verloren die Abgesandten alle Fassung. Bläße und Röthe wechselten auf ihren Gesichtern. Endlich faßten sie wieder Muth, und erlaubten sich sogar Gegenvorstellungen, in die sie manches, auf Guido's geringe Herkunft sich Beziehendes mit einfließen ließen. Statt aller Antwort fragte sie Heinrich: Was feiert man heute für einen Tag? den Tag des heiligen Maternus. Wer war dieser Maternus? Er war Primicerius über die Vorleser unserer Kirche, und nachher unser Erzbischof. Aber wer, fuhr Heinrich zu fragen fort, waren die Eltern des Maternus, welchem Stande hatten sie angehört? Da nun Maternus ebenfalls von ganz geringer Abkunft war, so wußten die Abgeordneten sich nicht anders zu helfen, als daß sie dem Könige sagten, die Abkunft des heiligen Maternus sey unbekannt, man wisse blos, daß er Erzbischof von Mailand

gewesen. „Nun gut," erwiederte Heinrich, „da Ihr den Maternus, ohne nach dessen Familie sich zu erkundigen, zu euerm Erzbischofe angenommen, so könnet Ihr jetzt auch den Guido annehmen." Dem bestimmten Willen des Königes mußte man sich unterwerfen; und so war nun Guido, der Sohn eines Bauernknechtes, Erzbischof von Mailand, und Italiens erster Kirchenfürst. Wenig zufrieden mit dem Erfolge ihrer Sendung, kehrten die Gesandten mit ihrem neuen Erzbischofe wieder nach Mailand zurück. Mit großem Jubel, besonders von Seite des Adels, ward zwar Guido von den Mailändern nicht empfangen, aber aus Furcht vor Heinrich doch so, daß wenigstens der äußere Anstand nicht verletzt ward. Am meisten ärgerte sich der hohe Clerus. Dieser konnte seinen Groll nicht verbergen, und suchte auf mancherlei, oft unwürdige Weise sich an dem neuen Erzbischof zu reiben. Eines Tages, als derselbe, und zwar bald nach Antretung seines erzbischöflichen Amtes, einen feierlichen Gottesdienst hielt, liefen sämmtliche Geistlichen auf ein verabredetes Zeichen aus der Kirche, und ließen den Erzbischof allein an dem Altar. Aber großen Anstoß daran nahm das zahlreich in der Kirche versammelte Volk. Es blieb ruhig in der Kirche bis zum beendigten Gottesdienst, erwieß sich hierauf noch ungleich ehrerbietiger als gewöhnlich gegen den Erzbischof, tadelte aber desto lauter das schändliche Betragen der Geistlichkeit, und zwar mit solcher Heftigkeit und in so derben Ausdrücken, daß die meisten dieser Herren in den ersten Tagen sich gar nicht vor dem Volke durften sehen lassen; und so fiel nun alle Schmach, die den Erzbischof durch jenen Fechterstreich hatte treffen sollen, blos auf dessen Urheber zurück. Indessen muß man doch gestehen, daß Heinrich diesmal gerade nicht den Würdigsten auf den Stuhl von Mailand erhoben

hatte. Derselbe Erzbischof Guido ward nach Heinrichs III. Tod ein eifriger Vertheidiger aller unkeuschen Priester, suchte die in offener Ehe oder im Concubinate lebenden Geistlichen, selbst gegen den römischen Stuhl, zu schützen, soll sogar den nach seinem Märtyrertode heilig gesprochenen Arialb durch seine Satelliten haben ermorden lassen, ward endlich des Lasters der Simonie überführt und von dem Pabste Alexander II. auf einige Zeit in Bann gethan. Gegen das Ende seines Lebens resignirte er seine Kirche und trat die erzbischöfliche Würde an einen Kanonicus der mailändischen Kirche, Namens Gottfried, unter der Bedingung ab, daß dieser ihm ein nicht unbedeutendes Jahrgeld auszuzahlen sich verpflichte. Dieses geschah. Eiligst wurden nun Ring und Stab nach Deutschland geschickt, jedoch auch eine sehr ansehnliche Summe Geldes beigefügt, worauf Heinrich der vierte ohne weiters die erbetene Investitur ertheilte. Da aber gerade deßwegen der Pabst den Gottfried mit dem Bann belegte, und überdieß Erlenbald, ein sehr vornehmer Mailänder, mit gewaffneter Hand sich ihm widersetzte und ihn endlich aus der Stadt trieb; er mithin nun auch kein Jahrgeld an Guido bezahlen konnte, so wollte dieser alles Geschehene als ungeschehen betrachten und das erzbischöfliche Amt wieder antreten. Alle seine Bemühungen diesfalls blieben jedoch fruchtlos. Guido gerieth dadurch in große Noth, lebte noch ein ganzes Jahr und starb im größten Elende. Seine ganze Regierung hindurch mühete sich Heinrich III. ab, das schändliche Laster der Simonie in allen Kirchen, so weit nur immer seine Macht und sein Einfluß reichten, in der Wurzel zu vertilgen. Aber wahrscheinlich wußte der aufrichtig fromme König nicht, daß auch jener schon sich mit diesem Laster befleckt, der, wenn auch nicht um Geld, doch wegen

irgend eines andern weltlichen, und vorzüglich politischen Vortheils, geistliche Würden vergibt; und höchst wahrscheinlich war es bei Heinrich der Gedanke, daß Guido, weil ohne Halt und Anhang in Mailand, ihm um so mehr anhangen, und daher auch alle seine weltlichen Zwecke in Italien unbedingt zu befördern suchen werde, welcher ihn bewogen, den ehemaligen Bewohner von Velate*) auf den ersten Stuhl von Italien zu erheben.

7. In Unteritalien fuhren die Normänner fort, ihr bisheriges Wesen zu treiben. Sie machten nämlich immer neue Eroberungen über die Griechen, entrissen ihnen eine Stadt nach der andern, ein Schloß nach dem andern, und drückten sie Schritt für Schritt ganz gemächlich aus Italien hinaus; machten zugleich oft sehr glückliche Raubzüge nach Sicilien, unterließen jedoch bei allem dem auch nicht, die longobardischen Fürsten immer mehr und mehr zu drängen. Die Vertreibung der Griechen aus Italien lag in dem Interesse der deutschen Kaiser, und was die longobardischen Fürstenthümer betraf, so war es ihnen gleichgültig, ob sie dort Normänner oder Longobarden zu Lehnsleuten hätten. An diesen Ereignissen nahm Oberitalien keinen Antheil, obgleich sie bei dem römischen Stuhle, wäre dieser damals nicht durch andere, noch ungleich gewaltigere Stürme so heftig bewegt worden, nothwendig keine kleine Besorgnisse hätten erregen müßen. Uebrigens war jetzt schon nicht mehr daran zu zweifeln, daß in kurzer Zeit ganz Süditalien eine Beute der überaus tapfern, aber auch sehr schlauen, und wenn es ihr Interesse erfoderte, nicht selten treulosen

*) Ein kleines, ganz nahe bei Mailand gelegenes Dorf, und Guidos Geburtsort.

Normänner werden würde. Ein Ergebniß, dem man, wie es scheint, ganz unbekümmert entgegen sah.

8. Aber desto grauenvoller sah es in der Hauptstadt der Christenheit aus. Die römische Kirche, die Grundfeste aller Wahrheit, und deren leuchtende Strahlen bisher den ganzen christlichen Erdkreis erhellet hatten, lag jetzt verfinstert und gefesselt in den Armen des Lasters. Eine bis dahin unerhörte Sittenlosigkeit war unter der römischen Geistlichkeit, und von dieser unter dem größten Theil des italienischen hohen wie niedern Clerus eingerissen. Schamlos und ohne Scheu herrschten überall Simonie, grenzenlose Ueppigkeit und die schändlichste Unzucht, und oft gar noch im Gefolge einer Menge anderer nicht minder grauenvoller Frevel. Ueberall wurden die Gaben des heiligen Geistes um Geld verkauft, und jede Kirche gleich einer Handelsbude, wo man unbedingt jede Würde dem Meistbietenden zuschlug, und schon war in den Augen des gesammten Christenvolkes der geistliche Stand überall ein Gegenstand, wo nicht des Abscheues, doch wenigstens der höchsten Verachtung geworden. Um den Greuel der Verwüstung in der Kirche des Sohnes Gottes voll zu machen, hatten überdieß noch drei Männer, wovon zwei ohne allen moralischen Werth, sich gewaltsam auf dem apostolischen Stuhle niedergesetzt, nannten sich jetzt zu gleicher Zeit Päbste, bestritten sich schon seit zwei Jahren mit geistlichen und weltlichen Waffen um die Schlüssel des heiligen Petrus, und in allen christlichen Ländern, ja sogar in Italien selbst, wußte Niemand, wer das wahre und rechtmäßige Oberhaupt der Christenheit sey. Der Eine von diesen drei Päbsten war Benedikt IX. Kaum zum Jüngling gereift, ward er durch das Geld seines Vaters, des Grafen Alberichs, und den Ein-

fluß des mächtigen Tusculanischen Hauses, dem er angehörte, in dem Jahre Ein Tausend und drei und dreißig auf den römischen Stuhl erhoben, aber bald nach seines Vaters Tode, nicht sowohl seines leichtfertigen Wandels wegen, als blos durch die Umtriebe einer gegen das Tusculanische Haus feindlich gesinnten Parthei, aus Rom vertrieben, jedoch, wie wir schon berichtet, von Kaiser Conrad II. nach Rom zurückgeführt und in seine Würde wieder eingesetzt. Da aber leider Benedikt seinen unsittlichen Lebenswandel fortführte, sich auch allerlei Gewaltthätigkeiten gegen seine Gegner erlaubte, so entstand einige Jahre darauf eine neue Empörung. Benedikt ward abermals aus Rom vertrieben, und an seiner Statt der Bischof von Sabina, jedoch nicht von dem Volke und der Geistlichkeit, sondern blos von einer Parthei des römischen Adels, welche einige Geistlichen gewonnen hatte, mit völliger Umgehung der Canons, und wie sein Zeitgenosse, der nachherige fromme Pabst Viktor II. sagt: „Canonica parvipendentes decreta" auf den römischen Stuhl erhoben. Nach seiner Wahl nahm er den Namen Sylvester III. an. Sein Pontificat hatte jedoch nur die kurze Dauer von drei Monaten. Von den Angehörigen seines weit verzweigten Hauses unterstützt, kam Benedikt mit gerüsteten Schaaren nach Rom zurück, bemächtigte sich des Vatikans, und trieb den Sylvester aus der Stadt. Dieser ging nach Sabina, entsagte aber nicht dem Pabstthum, behielt den Titel wie die Insignien päbstlicher Würde bei, erlaubte sich sogar Handlungen, die zu verrichten es nur dem höchsten Oberhaupt der Kirche geziemt. Benedikt belegte ihn daher mit dem Bann. Dadurch ward jedoch Sylvester nicht geschreckt. Er vergalt Gleiches mit Gleichem und sprach nun auch über Benedikt den Bannfluch aus.

9. In Rom lebte damals ein Erzpriester, Namens Johannes Gratianus. Es war ein Mann von ganz reinen Händen und völlig unbescholtenen Sitten, was zu jener Zeit in Rom, und selbst unter der so zahlreichen römischen Geistlichkeit eine höchst seltene Erscheinung war. Seiner ungeheuchelten Frömmigkeit wegen ehrte und liebte ihn das Volk, besonders die niedern und mittlern Klassen, deren Urtheil gewöhnlich in solchen Fällen das zuverläßigste ist. Tief schmerzte diesen ehrwürdigen Priester das ärgerliche Schisma, noch mehr die immer einen noch frechern Schwung nehmende Sittenlosigkeit seiner Brüder im heiligen Amte, und endlich am meisten der eben dadurch nothwendig erfolgende gänzliche Verfall der Kirche. In der Ueberzeugung, daß, so lange Benedikt das oberste Kirchenregiment führe, an gar keine Besserung zu denken sei, jedoch auch wohl einsehend, daß Benedikt, der von der gesammten Geistlichkeit und allen Klassen des römischen Volkes zum Pabste gewählt, und als Solcher von dem ganzen christlichen Erdkreise war anerkannt worden, weder von Römern, noch auch von einem Concilium, und noch weniger von irgend einer weltlichen Macht könnte abgesetzt werden, fiel er endlich auf den Gedanken, einen Versuch zu machen, ob er nicht Benedikt würde bereden können, freiwillig dem Pabstthum zu entsagen. Dem eben so verständigen als frommen Priester gelang sein Versuch über alle Erwartung. Gratians Vorstellungen machten auf Benedikt, der, obgleich leichtsinnig und ziemlich liederlich, dennoch nichts weniger als ein durchaus ruchloser Sünder war, einen tiefen Eindruck. Er versprach, die päbstliche Würde niederzulegen; nur äußerte er den Wunsch, daß, weil jetzt, was nicht selten bei ihm der Fall war, seine Kassen ganz erschöpft wären, Gratian ihm eine gewisse, jedoch

nicht sehr bedeutende Summe Geldes verschaffen möchte, mit der er alsdann Rom verlassen und sich in eines seiner Familienschlösser zurückziehen würde. Dem Gratian ward es nicht schwer, das verlangte Geld herbeizuschaffen. Von seinen Freunden und noch vielen andern edeln Seelen, denen er den Zweck, wozu das Geld bestimmt wäre, entdeckte, erhielt er so reiche Beiträge, daß er schon nach wenigen Tagen die verlangte Summe dem Benedikt zustellen konnte, worauf dieser, seinem Versprechen treu, sich sogleich aus Rom entfernte, und Gratian von dem Volke, sobald diesem Benedikts freiwillige Abdankung war bekannt gemacht worden, unter großem Jubel, und wahrscheinlich nicht ohne Zustimmung eines großen Theils der römischen Geistlichkeit, unter dem Namen Gregors des Sechsten zum Pabst gewählt ward. Dieser Wahl hatte zwar der Adel sich nicht widersetzt, aber auch nichts weniger als einen sehr warmen Antheil daran genommen. Gregor war ein Mann des Volkes, mithin nicht nach dem Sinne der, an alle Arten von Gewaltthätigkeiten gewöhnten römischen Großen. Indessen dauerte es nicht lange, so vermehrte sich mit jedem Tag die Anzahl der Gegner des neuen Pabstes; denn als Gregor sehr ernste Maaßregeln ergriff, um den schändlichen Räubereien in und um Rom herum Einhalt zu thun*), und als seine Ermahnungen fruchtlos blieben, sogar eine Schaar Soldaten anwarb, mit diesen die Räuber verfolgte, sie scharf züchtigte und einige da-

*) Das Räuberhandwerk ward damals in Rom so scheu- und schamlos getrieben, daß sogar die Opfergaben, welche man an den Gräbern der heiligen Apostel niederlegte, von Räubern, welche mächtig genug waren, solche Frevel zu begehen, am hellen Tage geraubt wurden.

von, die nicht gerade zu dem gemeinen Volke gehörten, mit dem Tode bestrafen ließ; auch den römischen Baronen viele Güter, die sie der römischen Kirche gewaltsam entrissen hatten, wieder abnahm; da erhob das vornehme wie gemeine Räubergesindel ein furchtbares Geschrei, und nannte Gregor einen blutgierigen Mann, unwürdig das Oberhaupt der Kirche zu seyn. Jetzt bekam die Parthei, welche größtentheils aus dem niedern römischen Adel bestehend, Sylvester III. gewählt hatte, neuen Muth, und führte denselben nach Rom zurück. Aber Gregor hatte das Volk auf seiner Seite, und verließ daher auch nicht die Stadt. Diesen Augenblick immer größer werdenden Verwirrung suchte nun das tusculanische Haus und dessen zahlreiche Anhänger ebenfalls zu benutzen. Benedikt ließ sich abermals von denselben bethören, ging mit ihnen nach Rom zurück und, zwischen die beiden andern Päbste sich stellend, behauptete er auf das neue, daß keiner von jenen und nur er allein der rechtmäßige Pabst sey. Blutige Reibungen und die skandalösesten Scenen schienen unvermeidlich. Gregors Klugheit fand Mittel, ihnen zuvorzukommen. Er wußte, daß Heinrich III. nun ganz gewiß bald nach Italien kommen würde, und in der Ueberzeugung, daß die beiden andern Päbste, wovon der Eine offenbar blos ein Afterpabst war, der Andere nicht nur freiwillig resignirt, sondern auch, weil großer Verbrechen bewußt, eine schwere Anklage zu erwarten hatte, bei dem Erscheinen Heinrichs in Rom von selbst verschwinden müßten, brachte er einstweilen einen, allen Partheien für den Augenblick genügenden Vergleich in Vorschlag, und auch wirklich zu Stande. Diesem zu Folge sollten nun die drei Päbste ruhig und friedlich in Rom zusammen wohnen, die Einkünfte des römischen Stuhles in drei Theile getheilt,

und jedem Pabste ein besonderer Palast zu seiner Wohnung angewiesen werden. Benedikt bezog demnach den Palast im Lateran, Sylvester den bei St. Maria Maggiore und Gregor den Vatikan*).

XIV.

Heinrichs III. erste Heerfahrt nach Italien.

1. Schon in das siebente Jahre beherrschte Heinrich Deutschland, Burgund und Italien, ohne den Kaisertitel zu führen und die Kaiserkrone aus den Händen des Oberhaupts der Christenheit erhalten zu haben. Aber sehr am Herzen lagen dem wahrhaft frommen, von dem reinsten Willen beseelten Monarchen der traurige Verfall der Kirche, die grenzenlose Sittenlosigkeit der Geistlichkeit und die tiefe Erniedrigung des, den wilden Partheien in Rom und deren ungezügelten Leidenschaften preisgegebenen Stuhles des heiligen Petrus. Der Gedanke also, der so sehr gesunkenen Kirche wieder aufzuhelfen, die auf ihr liegende Schmach von ihr zu nehmen, den römischen Stuhl von den ihm angelegten schändlichen Fesseln zu befreien und ihm sein voriges Ansehen, seine vorige Gewalt und die ihm von allen Völkern gebührende Ehre und Anerkennung wieder zu verschaffen, war gewiß ein, eines gottes-

*) Die Nachrichten über die drei Päbste sind so verschieden, und wie gewöhnlich so unzusammenhängend und lückenvoll, daß es beinahe unmöglich ist, die Art und Weise, wie dieser scandalöse Knäuel sich nach und nach geschürzt und seine monströse Unform erhalten, mit voller historischen Gewißheit anzugeben. Wir wählten aus den vielen uns vorliegenden Berichten stets das, was sich uns als das wahrscheinlichste darstellte, und auch in der Folge der Begebenheiten eine gewisse Bestätigung zu finden schien.

fürchtigen und mächtigen Monarchen würdiger Gedanke. Seit Gründung des heiligen römischen Stuhles hatte sich dessen Bedürfniß einer ihn schirmenden christlichen Macht noch nie so laut und dringend ausgesprochen, als jetzt. Sehr wohl fühlte dieß Heinrich; aber zugleich auch, daß er selbst zur Uebernahme dieses erhabenen Schirmvogteiamtes berufen sey, jedoch dieses nicht ausüben, der Kirche in ihren geistigen Bedrängnissen nicht zu Hülfe kommen könne und dürfe, bevor er nicht aus den Händen der von dem Joch des Satans und der Welt wieder befreiten Kirche des Sohnes Gottes Weihe, Salbung und Krönung eines römischen Kaisers erhalten hätte.

2. Nicht Ehrgeiz, nicht die eitle Sucht, seine Herrschermacht auch vor den Augen der Völker jenseits der Alpen zu entfalten, sondern blos die Drangsale der Kirche Jesu und der schreckliche über sie gehäufte Greuel waren es, die jetzt in dem Jahre Ein Tausend und sechs und vierzig Heinrich nach Italien riefen. Kurz bevor er das Vaterland verließ, berief er noch den Erzbischof Widger von Ravenna zu sich nach Deutschland. Das an dem Hofe Benedikts IX. herrschende Sittenverderbniß hatte in kurzer Zeit beinahe alle Kirchen Italiens ergriffen; und so wie man in Rom Bisthümer und Abteien verkaufte, eben denselben schändlichen Handel trieben nun auch die Bischöfe mit allen kirchlichen Aemtern ihrer Sprengel. Die bischöflichen Stühle waren nur Sitze der Trägheit und Schwelgerei. Das Heilige ward auf die ärgerlichste Weise mit dem Gemeinen und Gemeinsten vermischt, dabei das Letztere ausschließlich als das Wesentliche, und Jenes nur als Mittel dazu betrachtet; daher auch Bisthümer und Abteien nur deßwegen so theuer er-

kauft und bezahlt wurden, um dann ein allem Göttlichen völlig entfremdetes, in Pracht, Ueppigkeit und Unzucht schwelgendes Leben zu führen, und zwar sehr oft noch gar im Gefolge solcher unnatürlicher Laster und Frevel, daß, wenn man nicht unleugbare, auf Urkunden beruhende Beweise davon hätte, es allen Glauben weit übersteigen würde. Ausgezeichnet durch Raubsucht, Grausamkeit und Gewaltthaten jeder Art hatte sich auch der so eben erwähnte Erzbischof Widger. Schon zwei Jahre stand er der Kirche von Ravenna vor, hatte sich aber in dieser ganzen Zeit noch nicht zum Bischofe consecriren lassen. Dieß hielt er für überflüssig; denn er wollte nicht der Hirt, sondern der Schinder der ihm anvertrauten Herde sein. Mehrerer Verbrechen bei dem König angeklagt, mußte er jetzt vor demselben erscheinen. Heinrich entsetzte ihn der bischöflichen Würde, ließ ihn einige Zeit gefänglich in Deutschland zurückhalten, und behielt sich die Wiederbesetzung des erzbischöflichen Stuhles von Ravenna bis zu seiner Ankunft in Italien vor*).

*) Heinrich konnte den Widger mit desto größerem Rechte der bischöflichen Würde entsetzen, da derselbe, weil noch nicht consecrirt, auch in Wahrheit noch nicht Bischof war, blos zwei Jahre lang die Rechte eines Bischofes usurpirt hatte. Wäre Widger wirklich zum Bischof geweiht worden, so wäre dessen Absetzung, ohne Zuziehung und Beistimmung eines Concilliums, dessen Spruch noch überdieß von dem Oberhaupt der Kirche hätte bestätiget werden müssen, eine offenbare Nullität gewesen. Es könnte befremden, daß Heinrich, obgleich schon im Begriffe nach Italien aufzubrechen, mit dem Widger so sehr eilte, daß er denselben nach Deutschland berief, um hier noch und zwar wenige Tage vor seinem Aufbruch, ihm das Bisthum Ravenna zu nehmen. Aber höchst wahrscheinlich sollte dieser Akt der Gerechtigkeit gegen Widger für Italien eine

3. In Begleitung seiner Gemahlin, der Königin Agnes, und mehrerer deutschen, lotharingischen und burgundischen Bischöfe, unter denen sich auch Adelbert von Bremen befand, brach Heinrich im Herbst dieses Jahres mit einem zahlreichen Heere nach Italien auf. Wie vieles Heinrichs Ansehen schon aus weiter Entfernung zu wirken vermocht hatte, haben wir bereits gesehen, besonders als die stolzen Mailänder Heinrichs Eingriffe in ihr Wahlrecht schweigend ertrugen, und den ihnen so unangenehmen, aufgedrungenen Bischof, blos aus Ehrfurcht gegen den. König, willig und ehrenvoll aufnahmen. An Widerstand war also nicht zu denken. Alles unterwarf sich mit zuvorkommender Bereitwilligkeit dem mächtigen jungen Herrscher. Schon gleich an der Grenze Italiens ward er von den meisten italienischen Fürsten und Bischöfen als König begrüßt, und besonders von dem mächtigen Markgrafen Bonifacius, der an Reichthum und verschwenderischer Pracht alle anderen Fürsten weit überstrahlte, auf das prachtvollste empfangen. Zu Pavia ward Heinrich von dem Erzbischofe von Mailand zum König von Italien gekrönt. Er berief hierauf eine Versammlung von Bischöfen zusammen, wahrscheinlich um über den Zustand der italienischen Kirche noch nähere Kunde zu erhalten. Indessen geschah gar nichts Bedeutendes auf diesem Concilium; wenigstens weiß man nichts davon*), außer daß ein Präeminenzstreit zwischen Bischöfen hier entschieden und dem Bischofe von Verona der Rang unmittelbar nach

Art von Manifest seyn, in welchem er den Italienern schon vorläufig verständlich machen wollte, was ihn eigentlich jetzt über die Alpen führe, und welche Zwecke er vorzüglich dort zu verfolgen gesonnen sey.

*) *Mansi* ampliss. collect. Concil. T. XIX. p. 617. Concil. Tein.

jenem von Aquileja zuerkannt ward. Von Pavia ging Heinrich nach Piacenza. Hier kam der Pabst Gregor VI. dem Könige entgegen. Die beiden sogenannten Päbste, nämlich Benedikt und Sylvester, waren, gleich bei der ersten Nachricht von Heinrichs Ankunft in Italien, aus Rom entflohen, um in irgend einer dunkeln Verborgenheit sich der ihnen bevorstehenden Demüthigung zu entziehen. Gregor ward von dem Könige mit allen äußern Merkmalen der größten Ehrerbietung empfangen; und nachdem er sich einige Zeit mit dem Monarchen über die wichtigsten und dringendsten Angelegenheiten besprochen hatte, kehrte er voll Trostes wieder nach Rom zurück. Man hat Grund zu vermuthen, daß Heinrich hier nicht ganz aufrichtig handelte, entweder sich schon gegen Gregor von dessen Gegnern hatte einnehmen lassen, oder vielleicht gar nicht ganz rein von politischen Nebenabsichten zu Werke ging. Der König trat hierauf die Reise nach Rom an. In den letzten Tagen des Novembers war er in Lucca, wo der von Bonifacius ihm bereitete Empfang wieder Alles an Pracht und Herrlichkeit übertraf. Wenige Tage vor Weihnachten traf Heinrich in Sutri ein, wohin auch Pabst Gregor, auf eine erhaltene königliche Einladung, sich sogleich begab, und auf Verlangen des Königes ein sehr zahlreiches Concilium zusammen berief, dem auch alle, Heinrich nach Rom begleitende deutsche, italienische, lotharingische und burgundische Bischöfe beiwohnten. Der Pabst und der König führten auf diesem Concilium den Vorsitz. Die Beschlüsse dieser zahlreichen Synode sind nicht auf uns gekommen; und was gleichzeitige, oder dieser Periode sehr nahe stehende Geschichtschreiber uns von dem Detail der Verhandlungen dieses Conciliums berichten, ermangelt jeder nur einiger-

maßen annehmbaren Bürgschaft*), ist größtentheils offenbar unwahr, auch meistens so sinnlos, daß es sich von selbst schon widerlegt. Von den Verhandlungen der Synode von Sutri ist uns also blos das Endresultat derselben bekannt; nämlich die Absetzung Benedikts und Sylvesters, und dann des ehrwürdigen Pabstes Gregors VI. freiwillige Niederlegung seiner päbstlichen Würde. Was die Erstern betraf, so war es für die versammelten Väter keine schwere Arbeit, über Beide, ohne daß es einer langen Berathung bedurft hätte, definitiv abzusprechen. Sylvester war nie Pabst gewesen, und Benedikt hatte, zu Folge seiner freiwillig gegebenen und von der Kirche angenommenen Verzichtleistung auf die päbstliche Würde, schon seit zwei Jahren aufgehört, Pabst zu seyn. Aber bald nahmen die Verhandlungen der Synode eine ganz andere sehr ernste, besonders auf die fremden Bischöfe einen tiefen Eindruck machende Wendung. Der rechtmäßige Pabst Gregor VI. nämlich erklärte jetzt vor der ganzen zahlreichen Versammlung, daß er entschlossen sei, ebenfalls die päbstliche Würde niederzulegen; erhob sich hierauf von seinem Sitze, legte alle Zeichen seines hohen Amtes ab, und verließ, nachdem er im Geiste apostolischer Demuth die Versammlung um Verzeihung gebeten hatte, wenn er allenfalls während seiner Amtsführung aus Irrthum gefehlt haben sollte, sogleich die Versammlung. Was Gregor zu diesem Schritte bewogen haben mag, ist leicht zu errathen. Ohne Zweifel war es der ihm bekannte Wunsch des Königs, einen, Italien und der römischen Kirche völlig fremden Bischof auf den päbstlichen Stuhl zu erheben, und dann Gregors eigene Demuth und sein warmes Ver-

*) *Mansi* Coll. T. XIX. p. 618. Concilium Sutrinum.

langen, der Kirche einen dauerhaften Frieden zu geben, und dem römischen Stuhl durch einen von Heinrich selbst gewählten Pabst, der mithin auch des mächtigen Schutzes dieses Monarchen versichert sein könnte, sein früheres, jetzt so tief gesunkenes Ansehen wieder zu verschaffen. Was nachher, als Gregor abgetreten war, eine von dem Winke eines weltlichen Beherrschers abhängige Versammlung, wovon gewiß die meisten italienischen Bischöfe nichts weniger als ein reines Gewissen hatten, denen daher auch um so mehr an der Gunst des Königs gelegen sein mußte, noch ferner perorirt und decretirt haben mag, ist völlig ohne Bedeutung. Daß nichts Gewisses davon auf uns gekommen, ist wirklich sehr gut; wenigstens ward höchst wahrscheinlich dadurch der Nachwelt ein kirchliches Aergerniß mehr erspart. Daß Heinrich schon vor der Zusammenberufung der Synode von Sutri entschlossen war, den Pabst Gregor von dem römischen Stuhle zu entfernen, darüber liefert uns Anselm, ein lüttticher Geistlicher, in seiner Geschichte der Bischöfe von Lüttich einen schlagenden Beweis*). Wegen seiner Frömmigkeit und gelehrten Kenntnisse stand Anselm bei dem Bischofe Wazo, einem der erleuchtetsten und gelehrtesten Bischöfe seiner Zeit, in großer Gunst und ward in hohem Grade dessen Vertrauens gewürdiget. Aber Wazo hatte ebenfalls König Heinrich auf seinem ersten Zuge nach Italien begleitet; und nun erzählt Anselm von diesem Bischofe, daß derselbe, als er erfahren, Heinrich sei entschlossen, Gregor von dem apostolischen Stuhle zu entfernen, dem Monarchen diesfalls die dringendsten Gegenvorstellungen gemacht, und ihm mit der einem Bischofe

*) Gesta pontificum Trajectensium et Leodiensium. (*Martene* Collect. ampliss. monument. T. IV.)

geziemenden Freimüthigkeit erklärt habe, daß Gregor durchaus auf dem heiligen Stuhle müße erhalten werden; indem derselbe auf canonischem Wege auf denselben erhoben worden, daher auch ein rechtmäßiger Pabst sei, der durch keine menschliche Gewalt seiner Würde könnte beraubt werden. „Hüten sich Eure Hoheit," sollen Wazo's eigene Worte gewesen sein, „an die Stelle Gregors einen andern Pabst zu „setzen. Göttliche und menschliche Gesetze verbieten „dieß, denn es ist ein schon in den urältesten Zeiten „von der ganzen Kirche anerkannter Grundsatz, mit „dem auch die Lehren der heiligen Väter übereinstim„men, daß nämlich der Pabst von keinem Menschen, „mithin auch von keinem Concilium, sondern nur „von Gott allein gewählt werden kann, und dem„nach auch gerichtet werden darf". Gewiß werden Wazo's Worte nicht unbeachtet an den Ohren Heinrichs vorüber gegangen seyn, und höchst wahrscheinlich wird nun dieser, weil dennoch bei seinem einmal gefaßten Entschluß beharrend, den Pabst in geheimen Unterredungen, durch Vorstellungen, vielleicht selbst durch Bitten oder auch andere Vorspiegelungen zu bewegen gesucht haben, seiner Würde freiwillig zu entsagen. Gregors ungeheuchelter Demuth war dieses Opfer leicht, und obgleich man jetzt dessen Verzichtleistung als völlig freiwillig betrachten kann, so wird man doch ebenfalls gestehen müssen, daß bei derselben immerhin einiger Zwang mit unterlief; denn eines mit Allgewalt ausgerüsteten Beherrschers dringende Vorstellungen und Bitten, besonders wenn vielleicht noch mit einigen drohenden Worten vermischt, sind und bleiben immer ein Zwang, wenn schon ohne Anwendung äußerer Zwangsmittel. — Durch Gregors Verzichtleistung hatte nun Heinrich seinen Zweck größtentheils erreicht, daher er auch, um unverzüglich zu einer neuen Pabstwahl zu schrei-

ten, gleich am andern Tage mit allen in Sutri anwesenden Bischöfen sich nach Rom begab*).

) Wenn Hermannus Contraktus, und nach ihm, wie mit ihm, auch noch andere Geschichtschreiber sagen: Gregor VI. sei auf dem Concilium von Sutri der Simonie überführt und daher abgesetzt worden; so ist dieses eine grundfalsche, durchaus unhaltbare Behauptung). Es ist gewissermaßen empörend, daß die meisten Chroniker und Geschichtschreiber, und selbst Muratori, der doch bei minder bedeutenden Veranlassungen sich den mühsamsten Forschungen hingibt, dennoch über dieses so ungemein wichtige kirchliche Ereigniß mit einer unbegreiflichen Oberflächlichkeit hinweg gehen. Wer konnte, wer durfte Gregor VI. der Simonie beschuldigen? Daß er, um grenzenlose Schmach von der Kirche zu nehmen, um von dem Kirchenregiment ein allgemein anerkanntes unwürdiges Oberhaupt zu entfernen, diesem das von demselben verlangte Geld gab: dadurch erwarb er sich offenbar um die Kirche wie um die ganze Christenheit ein nicht kleines Verdienst. Aehnliche Beispiele bietet uns die Geschichte, selbst aus den ältesten Zeiten unserer heiligen Kirche; so z. B. ward auf einem Concilium von Antiochien von mehreren Bischöfen, die man von ihren Stühlen entfernen zu müßen glaubte, deren freiwillige Verzichtleistung dadurch erlangt, daß man ihnen gewisse Jahrgelder zusagte. Nun aber ist es doch ganz dasselbe, ob man dem Abtretenden jedes Jahr eine bestimmte Summe zu zahlen verspricht, oder ihm, statt derselben, ein Aversum einmal für allemal reicht. Hätte Gregor unter das römische Volk Geld austheilen lassen, oder einige der einflußreichern Römer, damit sie seine Wahl befördern möchten, mit Geld zu gewinnen gesucht, dann würde er unstreitig sich des Lasters der Simonie schuldig gemacht haben. Aber Johannes Gratianus suchte die päbstliche Würde nicht; und was ihn auf den

*) Illud vero, quod (Hermanus) ait, Gregorium in hoc concilio Sutrino convictum et depositum fuisse, *nequaquam* sustineri potest. (*Mansi* Coll. conc. T. XIX. p. 118.),

apostolischen Stuhl erhob, war blos sein reiner, fleckenloser Wandel, seine ungeheuchelte Frömmigkeit und die daher ihm zu Theil gewordene allgemeine Liebe des Volkes. Pabst Viktor sagt selbst, daß, als Gratianus zum Pabst wäre gewählt worden, man unter der ganzen römischen Geistlichkeit keinen Würdigern hätte finden können. Auch Glaber, in seinem Bericht über die Abdankung Benedikts und die Erhebung Gregors, sagt, daß der hohe Ruf von der allgemein anerkannten Heiligkeit des neu gewählten Pabstes nun bald das von seinem Vorfahrer gegebene Aergerniß tilgen werde. Da auf der nämlichen Synode, auf welcher die Absetzung Benedikts und Sylvesters ausgesprochen ward, auch Gregor abdankte; so ist es, bei der Leichtfertigkeit der Chronisten und Geschichtschreiber jener Zeit, höchst wahrscheinlich, daß man, ohne sich viele Mühe zu geben, Alles recht zu erkunden, ohne weiters das Eine wie das Andere in eine und dieselbe Kategorie warf. Um eine Lüge zu einer Art von Wahrheit zu stempeln, braucht man oft gar nicht viele Zeit. Man wirft die falsche Münze unter den unkundigen Haufen, und dieser bringt sie alsdann schon selbst in Umlauf. Was unstreitig als der größte Lobspruch für Pabst Gregor VI. betrachtet werden muß, ist, daß der große und heilige Pabst Gregor VII., damals noch unter dem Namen Hildebrand bekannt; aber wegen seiner Gottesfurcht, Gelehrsamkeit und großen Einsichten schon berühmt und allgemein geehrt, mit vieler Liebe an demselben hing, ihn auch, obgleich, wie er selbst sagt, mit schwerem Herzen nach Deutschland begleitete, und nachher, als er selbst auf den päbstlichen Thron erhoben ward, um das Andenken Gregors zu ehren, denselben Namen annahm; und zwar Gregor den Siebenten sich nannte, um dadurch vor den Augen der ganzen Christenheit zu bezeugen, daß Gregor der Sechste wahrer und rechtmäßiger Pabst gewesen sey. Mit vielem Erfolge haben indessen neuere Gelehrten, als Baronius, Labbe, Papebroch und noch mehrere andre, Gregors VI. Vertheidigung übernommen, und die Grundlosigkeit der gegen ihn erhobenen Beschuldigung vollkommen genügend erwiesen.

4. Am Tage vor Weihnachten hielt Heinrich seinen Einzug in Rom. In der Vatikankirche versammelten sich die Vornehmsten aus der Geistlichkeit, aus dem Adel und römischen Volke. Von einer Menge Fürsten und Prälaten umgeben, trat Heinrich in die Versammlung, verkündete derselben, was bereits zu Sutri geschehen, und foderte sie auf, jetzt einen neuen Papst zu wählen, bemerkte aber zugleich, daß er den Bischof Suidger von Bamberg für den Würdigsten zum Pabstthum halte. Natürlicher Weise theilte die ganze Versammlung die Ansicht eines Monarchen, dessen zahlreiches Heer um Rom herum im Lager stand, und einstimmig ward demnach Suidger als höchstes Oberhaupt der Kirche begrüßt*). Am folgenden Tage, am Feste der Geburt des Erlösers, setzte der neue Pabst, der den Namen Clemens II. annahm, die Kaiserkrone auf Heinrichs und Agnesens Haupt. Unter den frohlockenden Zurufungen erhob sich jetzt plötzlich ein Geschrei, nicht blos von Seiten des Volkes, sondern auch der Geistlichkeit und des ganzen anwesenden Adels, daß nämlich der Kaiser und alle seine Nach-

*) Was Benzo, ein an sich schon jämmerlicher Schriftsteller, und als Panegyrist Heinrichs III. noch mehr verdächtig, von dieser Wahl erzählt, ist offenbar, was auch der scharfsinnige Luden anerkennt, falsch, und wir möchten hinzusetzen, im höchsten Grade absurd. Es ist gar nicht gedenkbar, daß Roms Geistlichkeit, Adel und Volk eine, den apostolischen Stuhl so herabwürdigende, sich selbst entehrende, und die Rechte der Kirche, wie ihre eigenen so tief verletzende Sprache sollte geführt haben. Aber gerade der Bericht des Benzo bestätiget uns nur noch mehr, daß der Hergang bei dieser Wahl wirklich so gewesen sein muß, wie wir ihn hier oben angegeben haben. Wer übrigens Benzo's Relation näher zu kennen wünscht, findet sie bei *Menken.* script. rer. german. T. I. col. 957.

folger, wie einst Carl der Große, ebenfalls das römische Patriciat übernehmen möchte. Um den Römern sich willfährig zu erzeigen, ließ sich Heinrich nun den Patriciermantel anlegen, und auch die übrigen Zeichen*) dieser Würde sich reichen. Gleich nach der Krönung reißte die Kaiserin nach Ravenna, wo sie von einer Tochter entbunden ward. Der Kaiser blieb noch einige Zeit in Rom, und in seiner Gegenwart hielt der Pabst im Lateran ein Concilium, dessen Verhandlungen sehr frohe Aussichten zu einer gründlichen Verbesserung des Sittenzustandes der Geistlichkeit öffneten, und daß nun bald durch völlige Ausrottung des Lasters der Simonie, auch alle Quellen des bisherigen Verderbnißes versiechen würden. Während seines Aufenthalts in Rom ernannte Heinrich auch den Humphred, seinen Kanzler für Italien, zum Erzbischof von Ravenna, an der Stelle des von ihm der bischöflichen Würde entsetzten Widgers. Für mehrere andere Bischöfe ließ

*) Diese waren ein goldener Reif um die Stirne und ein goldener Ring. Der Mantel oder das Gewand des römischen Patriciers war grün. Welche Bewandtniß es damals in Rom mit dem Patriciat hatte, ist nicht recht klar. Es scheint, daß, nachdem die deutschen Kaiser sich von den Päbsten diese Würde nicht mehr hatten übertragen lassen, die römischen Großen sie an sich gerissen, und unter der Hülle derselben mancherlei Bedrückungen gegen das Volk sich erlaubt haben. Daher auch jetzt der bei der Krönung allgemein geäußerte Wunsch, daß der Kaiser selbst diese Würde wieder übernehmen möchte. Indessen findet man doch nicht, daß Heinrich einigen Gebrauch davon gemacht habe. Le Bret, in seiner Geschichte von Italien, glaubt vielmehr, der Kaiser habe diese Würde an den Markgrafen Bonifacius übertragen; indem unter der Menge glänzender Titel, die Bonifacius führte, auch jener eines römischen Patriciers nicht fehlt.

der Kaiser ebenfalls Bestätigungsdiplome ausfertigen, und setzte durch einen Machtspruch den Bischof von Cremona, der klagbar bei ihm eingekommen war, wieder in den Besitz aller Güter, die ihm, wie er behauptete, von einem seiner Gewaltthätigkeiten wegen bekannten Neffen des verstorbenen Erzbischofes Heribert waren entrissen worden. Um endlich den bisher bei den Pabstwahlen üblichen Bestechungen, und allem, von den jedesmal in Rom herrschenden Partheien gegebenen Aergerniß auf immer ein Ende zu machen, mußten die römische Geistlichkeit und das Volk Heinrich das eidliche Versprechen geben, daß sie ohne Genehmigung des Kaisers nie mehr einen Pabst wählen und anerkennen wollten. Wohl mag Heinrichs Absicht dabei vollkommen rein und jedem persönlichen Zwecke fremd gewesen seyn, aber demungeachtet ward doch jenem schändlichen Mißbrauch jetzt blos durch einen andern Mißbrauch gesteuert, und zwar durch einen Mißbrauch, der in der Folge der Kirche noch größeres Verderben gebracht haben würde. Doch dafür sorgte eine, den Verheißungen Jesu gemäß, über der von ihm gegründeten Kirche, bis an das Ende der Zeiten, stets waltende und wachende Vorsehung, und wir werden bald sehen, daß das jetzt dem Kaiser übertragene Recht nach kurzer Zeit schon wieder erlosch, und so völlig erlosch, daß keiner der folgenden Kaiser es je wieder in Anspruch zu nehmen vermochte.

5. Von Rom ging der Kaiser nach Monte-Cassino, wo er seine Andacht verrichtete und sich ungemein gnädig und freigebig gegen die Mönche erwieß. Von Monte-Cassino nach Capua. Hier setzte er Pandulph IV., wie wir schon an einem andern Orte berichtet, in das Fürstenthum Capua wieder ein, jedoch nur gegen eine bedeutende Summe

Geldes, welche Pandulph seinem Schwager, dem Fürsten Waimar von Salerno, welchem Conrad das Fürstenthum gegeben hatte, als Entschädigung für diese Abtretung entrichten mußte. In Capua kamen auch die beiden normännischen Grafen Rainulph und Drogo zu Heinrich, brachten ihm kostbare Geschenke, besonders eine Menge der ausgesuchtesten Pferde, und erhielten von ihm die Belehnung über alle den Griechen entrissene Städte und Ländereien. Von Capua ging es nach Benevent. Schon vor vielen Jahren hatte die Schwiegermutter des Kaisers, als sie von einer Wallfahrt nach dem Berge Gargano nach Benevent kam, hier mancherlei Kränkungen erfahren. In der eiteln Furcht, daß Heinrich wegen jener der Mutter der Kaiserin zugefügten Beleidigungen jetzt Rache nehmen möchte, setzten sich Benevents Einwohner, die unlängst ihren Fürsten Landulph vertrieben hatten, sobald sie hörten, daß der Kaiser sich nahe, in offenbaren Insurrektionszustand gegen denselben, schloßen ihre Thore, besetzten die Mauern und verweigerten Heinrich die Aufnahme in ihre Stadt. Der Kaiser, der gleich nach seiner Krönung in Rom den größten Theil seines Heeres nach Deutschland zurück geschickt, demnach jetzt nur noch sehr wenige Truppen bei sich hatte, konnte unmöglich mit dieser Handvoll Leute die Belagerung der großen, volkreichen und trefflich befestigten Stadt unternehmen. Er zog also weiter, jedoch auf eine andere Zeit die Züchtigung der aufrührerischen Beneventaner sich vorbehaltend, die einstweilen von dem Pabste, der den Kaiser auf diesem Zuge begleitete, mit dem Kirchenbanne belegt wurden.

6. Heinrich eilte jetzt nach Deutschland zurück. In der ersten Hälfte des Aprils (1047) war er schon in Mantua. Hier feierte er in Gemeinschaft mit

dem Pabste das Osterfest; fiel aber gleich darauf in eine sehr gefährliche Krankheit, wovon er in kurzer Zeit wieder vollkommen genaß. In Mantua soll auch Heinrich, was jedoch auf sehr schwankenden, unzuverläßigen Zeugnissen beruht, gegen die Freiheit des Markgrafen Bonifacius einen verrätherischen, man will nicht sagen einer Heldenseele, sondern jedes Fürsten, in dessen Brust nicht der letzte Funke von Großmuth gestorben ist, höchst unwürdigen, ihm jedoch mißlungenen Versuch gemacht haben. Des Markgrafen große Territorialmacht und unermeßliche Reichthümer, so erzählt Donizo, ein italienischer Geschichtschreiber, hatten bei dem Kaiser seit einiger Zeit mancherlei Besorgnisse erregt. Er fürchtete, dem übermächtigen Reichsfürsten möchte es endlich selbst nach der Krone von Italien gelüsten. Um dieser Gefahr bei Zeiten zuvorzukommen, wollte der Kaiser sich jetzt der Person des Bonifacius, der ihm doch nicht die mindeste Ursache zur Unzufriedenheit gegeben hatte, durch List versichern und ihn nach Deutschland abführen lassen. Er berief ihn daher nach Mantua. Bonifacius kam, jedoch mit einer sehr starken Bedeckung. Der Kaiser befahl hierauf seiner Wache, daß, wenn der Markgraf in den Palast kommen würde, man ihn nur mit drei oder vier Personen einlassen, hierauf sogleich die Thore schließen und ihn auf diese Weise von seinem Gefolge trennen sollte. Der Befehl des Kaisers ward befolgt. Aber des Markgrafen zahlreiches Gefolg war mit Waffen jeder Art, die es unter den weiten und langen Gewändern verborgen hatte, wohl versehen. Zu diesen griff es, sobald es sah, daß man die Thore verschließen wollte, erzwang nun ohne große Mühe den Eingang, und begleitete seinen Herrn sogar bis an das Gemach des Kaisers. Einander gegenüber waren nun der Kaiser wie der Markgraf in ziemlich gleicher

Verlegenheit. Auf die Klage des Letztern gegen die kaiserliche Wache, erwiederte Heinrich, daß es wahrscheinlich ein bloßes Mißverständniß seyn müße, und schob alle Schuld auf den Unverstand des Officiers von der Wache. Aber noch weit gekünstelter und erzwungener war die Entschuldigung, die der Markgraf, wegen des gewaltsamen Eindringens seiner Leute in den Palast, jetzt vorbrachte: Große Besorgnisse, sagte er nämlich, seien plötzlich in ihm entstanden, man möchte in dem Palaste verderbliche Anschläge gegen die Person Seiner Hoheit haben, und hätte eben daher ihn, als den treuesten Diener des Monarchen, von seinem Gefolge trennen wollen, um ihn dadurch außer Stand zu setzen, dem Kaiser zu Hülfe zu kommen. Beide nahmen die Miene an, einander zu glauben, und schieden nun unter allen äußern Merkmalen von Vertraulichkeit freundlich von einander. Aber nun soll Heinrich, wie Donizo weiter erzählt, noch am Abend desselben, oder gleich darauf folgenden Tages, einen neuen Versuch gemacht haben, sich des Markgrafen zu bemächtigen. Donizo's Erzählung ist jedoch so mährchenhaft, dabei so unverständlich, läßt so vieles zu fragen übrig, weicht so sehr von aller Bahn historischer Wahrscheinlichkeit, ja wohl Möglichkeit ab, und läßt endlich den Kaiser wie den Markgrafen eine so alberne, kindische Rolle spielen, daß man sich vollkommen überzeugt fühlen muß, beide Histörchen seien blos eines, den Deutschen recht abholden, italienischen flachen Anekdotensammlers müßige Erfindung. Daß Donizo sie in seiner Lebensgeschichte der Markgräfin Mathildis mit aufgenommen, ist sehr begreiflich. Die Markgräfin war bekanntlich eine erklärte Feindin des Salischen Kaiserhauses, und Herr Donizo ihr Panegyrist, dem also jede auch noch so abgeschmackte Anekdote willkommen seyn mußte, sobald er dadurch nur eine Veranlassung

fand, auf die Gegner seiner Heroin, auf Heinrich den Vierten, und dessen Vater, Heinrich den Dritten, eine Hand voll Koth zu werfen *).

---

*) Markgraf Bonifacius war ein eben so staatskluger als kriegskundiger Fürst. Conrad II. leistete er ungemein wichtige Dienste, ward aber auch dafür von demselben über alle Erwartungen belohnt; denn zu seinen großen und weitschichtigen Besitzungen gab ihm Conrad noch die Markgrafschaft Toscana und die Grafschaft Lucca. Bonifacius war jetzt der reichste und mächtigste Fürst von ganz Italien. Zu Kaiser Conrad und dessen Haus hielt er immer mit unverbrüchlicher Treue. Er war einer der Ersten, die nach Conrads Tod dessen Sohne Heinrich III. als König von Italien huldigten. Als Heinrich selbst nach Italien kam, eilte er ihm bis an die Grenze entgegen, und bereitete ihm in allen Städten seines Gebietes, durch die Heinrich kam, stets den glänzendsten und prachtvollsten Empfang, und blieb, so lange Heinrich in Italien war, stets dessen treuer Begleiter. Mit inniger Freude ergriff der Markgraf jede Veranlassung, dem Könige Beweise seiner Anhänglichkeit zu geben, und dadurch immermehr das Zutrauen des Monarchen zu gewinnen. Als Heinrich sich in Piacenza bei dem Markgrafen beklagte, daß der Essig in Italien so schlecht wäre, sorgte derselbe sogleich für trefflichen Essig. Da ihm aber dieses Geschenk zu geringfügig schien, ließ er einen silbernen Wagen und silberne Fässer verfertigen, und machte diese sammt dem Essig Heinrich zum Geschenke. In Lucca erbat sich der Vicegraf dieser Stadt, mithin ein Beamter des Bonifacius, von Heinrich die Erlaubniß, ihm ein Geschenk von hundert Pferden und zwei hundert zur Jagd abgerichteten Falken machen zu dürfen. Natürlich mußte dieß Heinrich einen großen Begriff von der Macht und dem Reichthum eines Fürsten beibringen, dessen Diener schon so kostbare Geschenke machen könnten. Aufmerksam auf die Macht des Bonifacius mögen dessen Reichthümer wohl den König gemacht, aber gewiß nie einen so unerhört niedrigen

und treuloſen Entſchluß in ſeiner Bruſt erzeugt haben. Dazu war Heinrichs Seele viel zu edel. Der Bruch zwiſchen dem König und dem Bonifaciſchen Hauſe entſtand erſt nach dem Tode des Bonifacius; als nämlich Heinrichs erklärter Feind, Herzog Gottfried der Bärtige von Lothringen heimlich nach Italien ging, und ohne Wiſſen des Königs, mit Bonifacius nachgelaſſener Wittwe, der reichen und mächtigen Markgräfin Beatrix ſich vermählte; wovon in dem folgenden Abſchnitte noch umſtändlichere Rede ſeyn wird.

7. Am 11. Mai befand ſich der Kaiſer ſchon wieder in Trient. Pabſt Clemens II. begleitete ihn auf dieſer Reiſe, aber auch Gregor den Sechsten hatte Heinrich mit nach Deutſchland genommen, nicht weil er den ehrwürdigen Greis ruheſtörender Umtriebe fähig glaubte, ſondern nur aus Furcht vor den Römern ſelbſt. Dieſe hatten, als Gregor war erwählt worden, demſelben, und zwar aus eigenem Antriebe, eidlich verſprochen, nie, ſo lange er lebe, einen andern als Pabſt anzuerkennen. Daher hing noch immer der größere, wie beſſere Theil des Volkes an Gregor, betrachtete ihn im Stillen als einen rechtmäßigen Pabſt, und blos aus dieſer Urſache hielt Heinrich die Entfernung deſſelben aus Italien für nothwendig. Gregor kam nicht mehr nach Italien. Er ſtarb ſchon im folgenden Jahre höchſt wahrſcheinlich in dem Kloſter von Clugni; jedoch erſt, als ſeine beiden unmittelbaren Nachfolger auf dem Stuhle des h. Petrus ihm im Tode vorangegangen waren. Clemens blieb noch einige Monate bei dem Kaiſer in Deutſchland, kehrte dann Anfangs Septembers wieder nach Italien zurück, erkrankte aber unter Weges, und ſtarb im Anfange Oktobers in einem, nach dem heiligen Apoſtel Thomas genannten Kloſter, nicht ferne von Peſaro, einem in dem römiſchen Gebiete liegenden Städtchen. Das Pontificat Cle-

mens des Zweiten hatte demnach nur die kurze Dauer von neun Monaten gehabt. *).

*) Daß Pabst Clemens II. den Kaiser nach Deutschland begleitet habe, und nach einem Aufenthalt von mehreren Monaten an dem kaiserlichen Hofe, auf seiner Rückreise aus Deutschland gestorben sey: dies wird von allen neuern Geschichtschreibern, bei Muratori anfangend, allgemein angenommen. Indessen dürfen wir es unsern Lesern nicht vorenthalten, daß diese Annahme, so allgemein sie auch seyn mag, dennoch von einem sehr geistvollen und gründlichen Geschichtforscher, nämlich von Herrn Professor Luden, nicht allenfalls bezweifelt oder bestritten, sondern ohne weiters völlig verworfen wird, und zwar so völlig verworfen, daß dieser ausgezeichnete Gelehrte es nicht einmal der Mühe werth hält, sich darüber noch in irgend eine Discussion einzulassen. Wir müßen gestehen, daß wenigstens nach unserer Einsicht, und innigsten Ueberzeugung, Luden vollkommen Recht hat. Zwar findet derselbe es für überflüssig, seine Gründe näher auseinander zu setzen; aber diese sind so stark und so schlagend, daß sie sich einem Jeden bei einigem Nachdenken gleichsam von selbst aufdringen. Erstens begründen Muratori, Pagi und alle Uebrigen jene (irrige) Annahme blos auf das einzige Zeugniß des Leo Ostiensis, aber auch nur wieder in Folge einer höchst gezwungenen, ganz unnatürlichen Interpretation. Leo Ostiensis sagt: »Totam civitatem (Beneventum) a Pontifice Romano, qui cum illo (Henrico) tunc erat, excommunicari fecit, cunctamque terram Beneventanam Normannis auctoritate sua confirmans, ultra montes exinde est reversus, Gregorium secum asportans.» Wie kann man aber daraus, daß Clemens den Kaiser nach Unteritalien begleitete, nun auch schließen wollen, daß er mit ihm nach Deutschland gegangen sey? Würde er in diesem Falle am Ende nicht eben so gut des Clemens, wie des Gregorius erwähnt, und allenfalls gesagt haben, Clementem et Gregorium secum asportans? Wenn endlich Leo in dem gleich darauf folgenden Capitel sagt: «Clemente ultra montes defuncto», so ist

dieß, wie die Leser sogleich hören werden, ein längst erwiesener, durch Urkunden widerlegter Irrthum. Ueberhaupt ist Leo Ostiensis, sobald er von Sachen spricht, die nicht unmittelbar sein Kloster von Monte-Cassino betreffen, ein oft höchst unzuverlässiger Berichterstatter. Zudem wäre es ganz unbegreiflich und fast unerklärbar, in einem so kritischen und gefahrvollen Momente, wie in dem damaligen, wo der Partheigeist und die Leidenschaften der Partheien noch im mindesten nicht erloschen, ja nicht einmal unterdrückt, sondern blos durch die Gegenwart des Kaisers einige Wochen waren niedergehalten worden; wo ferner Benedikt noch in einer festen Burg in der Romagna sich aufhielt, mithin es zu befürchten war, daß der unruhige Mann, nach des Kaisers Entfernung, sogleich wieder seine alten Umtriebe anfangen, und seine zahlreichen Anhänger neue Unruhen in Rom erregen würden, und endlich bei dem bekannten wetterwendischen, unstäten, so leicht zu entflammenden, und von jedem Winde hin und her zu bewegenden Charakter der Römer, kurz, daß unter diesen trüben, so gerechte Besorgnisse erregenden Verhältnissen, wo alle Umstände in Rom nicht nur die Gegenwart des Pabstes, sondern auch dessen höchste Wachsamkeit, Fürsorge und Thätigkeit gebieterisch erfoderten, nun Clemens auf einmal auf den excentrischen Gedanken hätte kommen sollen, Rom, und seinen apostolischen Sitz ganz unbekümmert und sorglos zu verlassen, mit dem Kaiser nach Deutschland zu gehen, und gar noch mehrere Monate dort zu verweilen, was doch jetzt durchaus gar keinen gedenkbaren vernünftigen Zweck haben konnte, es müßte denn seyn, daß allenfalls der ehemalige Bischof von Bamberg die deutsche vaterländische Luft noch einige Monate länger hätte einathmen wollen. Wahrscheinlich, je mehr man über jene Annahme denkt, je mehr sublimirt sie sich gleichsam unter der Hand zu einer wahren Absurdität. Blieb aber Clemens, woran gar nicht mehr zu zweifeln ist, in Rom, so ward er, da das feindliche Eindringen Benedikts in Rom und dessen abermalige Usurpation des päbstlichen Stuhles ebenfalls keinem Zweifel unterliegt, auch von diesem aus der Stadt

vertrieben, und starb demnach nicht auf seiner Rückkehr aus Deutschland, sondern auf seiner Flucht aus Rom. Selbst daß seine Leiche nach Deutschland gebracht ward, scheint dafür zu zeugen. Als er starb, herrschten und hausten ja Benedikt und sein Anhang in Rom. Wie hätte unter diesen Verhältnissen auch nur mit einigem Anstande Clemens Leiche wieder nach Rom zurückgebracht werden können? Nichts war also natürlicher, als daß der sterbende Pabst verordnete, seinen Leichnam nach Deutschland zu bringen, und in der Kirche, der er so lange Zeit als Bischof vorgestanden, zu beerdigen. Offenbar war dieß eine von der Noth und der Gewaltthätigkeit der Zeit ihm abgedrungene Verfügung, denn wie wäre es möglich, daß ein Pabst wünschen könnte, daß nach seinem Tode seine Gebeine nicht in Roms durch das Blut so vieler Tausend heiliger Märtyrer geweihtem Boden, nicht neben und unter den Gräbern der Apostel und so vieler großen, erleuchteten und heiligen Päbste ruhen sollten! Bis auf den heutigen Tag zeigt man zu Bamberg das Grab Pabstes Clemens II. Aber die Grabschrift enthält einen großen Irrthum, ist daher unächt und unstreitig das Produkt weit späterer Zeit, wie auch der Stein, auf welchen man sie gesetzt hat, nach Papebrochs, auf sicheren Forschungen beruhendem Zeugniß, ein ganz neuer Stein ist. Auf der Grabschrift heißt es: Clemens sey in Rom gestorben, da doch zu Folge einer von Muratori aufgefundenen und allgemein als ächt anerkannten Urkunde, Clemens in dem St. Thomaskloster bei Pesaro starb. Die so eben erwähnte Urkunde ist eine Bulle, in welcher Pabst Nicolaus II. in dem Jahre 1060, also kaum dreizehn Jahre nach dem Tode des Clemens dem genannten Kloster den Besitz eines Landgutes bestätiget, welches Domnus Papa Clemens, *qui ibi obiit*, obtulit praedicto Monasterio(*Murat.* ad ann. 1047.).

8. Kaum trennten die Alpen Heinrich wieder von Italien, als auch Benedikt aus der festen Burg, in die er bei der Annäherung des Kaisers sich ge-

flüchtet hatte, wieder hervorbrach und, unterstützt von den zahlreichen Angehörigen seines mächtigen weit verzweigten Hauses, mit gewaffneten Schaaren nach Rom eilte und sich der Stadt und des apostolischen Stuhles auf das neue wieder bemächtigte. Der Greuel der Verwüstung und des Scandals schien sich jetzt wiederholen zu wollen. Aber einige der besser gesinnten Römer verließen heimlich Rom, gingen nach Deutschland und kamen zu dem Kaiser, als dieser gerade zu Pölten in Sachsen das Weihnachtsfest feierte. Sie berichteten dem Monarchen, was neuerdings in Rom vorgefallen war, und baten ihn, den Eingedrungenen wieder zu vertreiben und der römischen Kirche ein würdiges Oberhaupt zu geben. Heinrich eilte diesmal nicht sehr mit Ernennung eines neuen Pabstes, und erst gegen Ostern des folgenden Jahres 1048, nachdem er sich indessen öfters mit den Römern wie mit mehreren Bischöfen seines Reiches berathen hatte, bestimmte er den Bischof Popo von Brixen zu des verstorbenen Clemens Nachfolger auf dem apostolischen Stuhle. Aber auf diesem saß jetzt wieder Benedikt und beherrschte Rom. Auf kräftigen Widerstand desselben und seines, wie es scheint, nicht wenig zahlreichen Anhanges in Rom mußte man sich also vorbereiten. Heinrich gab daher dem mächtigen und klugen Markgrafen Bonifacius den Auftrag, den neuen Pabst an der Grenze von Italien zu übernehmen, ihn nach Rom zu führen und bei dessen Weihe und Erhebung gegenwärtig zu seyn*). Willig übernahm

*) Dieser Auftrag des Kaisers setzt Zutrauen zu dem Markgrafen voraus, kann also ebenfalls etwas zur Entkräftung jener von Donizo erfundenen oder nacherzählten Verhaftungsfabel beitragen. Auch wird dadurch Le Brets Vermuthung einigermaßen

und vollzog Bonifacius den Auftrag des Kaisers. Als er aber gegen Ende Juni dieses Jahres mit dem neuen Pabst in Rom ankam, war Benedikt schon nicht mehr in der Stadt. Getroffen von einem Strahle göttlicher Gnade, die bisweilen selbst die größten Sünder noch heimsucht, hatte Benedikt einige Zeit nach dem Tode Clemens des Zweiten den heiligen Abt Bartholomäus von Grotta Ferrara zu sich rufen lassen. Die ernsten Worte des heiligen Mannes weckten nur noch mehr Benedikts jetzt schon einigermaßen entschlummertes Gewissen. Er unterwarf sich der Leitung des frommen Abtes, faßte den festen Entschluß, alle Sünden eines ganzen in den gröbsten Verirrungen hingebrachten Lebens durch strenge Buße zu tilgen, ging demnach in das Kloster von Grotta Ferrara, ward dort Mönch und blieb es auch bis zu seinem Tode*). Der neue Pabst nahm den Namen Damasus II. an.

9. Hatte das Pontificat Clemens II. ein frühzeitiges Ende genommen, so war jenes seines Nachfolgers von noch ungleich kürzerer Dauer; denn schon

---

bestätiget, daß nämlich der Kaiser sein römisches Patriciat dem Markgrafen Bonifacius übertragen habe; denn Wem konnte es mehr geziemen, einen neu erwählten Pabst gegen dessen Feinde und deren Nachstellungen zu schützen, ihn der römischen Kirche und dem römischen Volke vorzustellen, und hierauf zu inthronisiren, als nur dem, von dem Kaiser ernannten und an dessen Stelle waltenden Patricier Roms.

*) Daß Benedikt sich bekehrt habe und am Ende in ein Kloster gegangen sey, wird von Einigen bezweifelt, von andern sogar bestritten. Wir werden daher zu seiner Zeit und am gehörigen Orte wieder darauf zurückkommen.

am drei und zwanzigsten, nach andern am dreißigsten Tage nach seiner Erhebung war auch Pabst Damasus II. eine Leiche. Dieses schnelle Absterben zweier Päbste nach einander erregte großes Aufsehen in der ganzen Christenheit, besonders in Deutschland und Italien. Der größte Theil, und darunter viele erleuchtete Bischöfe, betrachteten es als ein göttliches Strafgericht, nicht sowohl wegen der damals, wo nicht gerade nothwendigen, doch einigermaßen zu entschuldigenden Einmischung der weltlichen Macht in die Pabstwahlen, als vielmehr, weil man zu Lebzeiten des rechtmäßigen Pabstes, Gregors des Sechsten, andere auf dessen Stuhl erhoben hatte. Heinrich selbst war darüber betroffen. Indessen um sich selbst sowohl als auch den Kaiser zu beruhigen, schrieb man den schnellen Tod der beiden Päbste einem von Benedikt ihnen gereichten Gifte zu. Allerdings konnte, als Clemens II. so frühzeitig von der Welt schied, Benedikts bisheriges Leben einem solchen Verdacht ein großes Gewicht geben. Aber durchaus war dieß nicht mehr der Fall bei dem Tode Damasus des Zweiten; denn als dieser zu Palästrina, dem alten Präneste, starb, war Benedikt schon seit mehreren Monaten ein büßender, demüthiger Mönch in dem Kloster von Grotta Ferrara. Wegen Besetzung des erledigten päbstlichen Stuhles ordneten die Römer nun wieder Gesandte an den Kaiser. Um jedoch noch einen Schein von Wahlfreiheit beizubehalten, begehrten sie, daß der Kaiser ihnen den burgundischen Erzbischof Helinard von Lyon geben möchte. Helinard war ein ausgezeichneter Oberhirt, und würde gewiß auch ein eben so großer und erleuchteter Pabst gewesen seyn. Gerne hätte demnach Heinrich die Bitte der Römer erfüllt. Aber Helinard, sobald er von dem, was jetzt vorging, etwas erfahren hatte, entfernte sich sogleich von dem kai-

serlichen Hoflager und hielt sich so lange in der Verborgenheit, bis die Pabstwahl vorüber war *). Bis zum Ende des Jahres blieb also der römische Stuhl erlediget; und erst in der Mitte des Dezembers ward diese wichtige kirchliche Angelegenheit zu Worms auf einer zahlreichen Versammlung von Bischöfen und Fürsten in Gegenwart der römischen Gesandten berathen. Einstimmig erkannten alle Anwesenden den Bischof Bruno von Toul für den Würdigsten zu dem hohen apostolischen Amte, worauf der Kaiser, nachdem Bruno wegen der Annahme noch eine Bedenkzeit von drei Tagen sich erbeten und auch erhalten hatte, ihn zum Pabste ernannte.

10. Bruno kam im Anfange Februars 1049 in Rom an, ward von den Römern mit vieler Liebe empfangen und nahm den Namen Leo IX. an. Fünf Jahre stand Leo mit Weisheit und einer ungemeinen Thätigkeit der Kirche des Sohnes Gottes vor. Er starb am 19. April des Jahres Ein Tausend und vier und fünfzig. Eine Gesandtschaft, an deren Spitze Hildebrand, Subdiacon und Oeconom der römischen Kirche, stand, ging also wieder nach Deutschland, um aus den Händen des Kaisers einen Pabst zu erhalten. Aber an das ihnen und ihrer Kirche ausschließlich zukommende Wahlrecht wollten jetzt die Römer Heinrich in etwas klarern

*) Helinard hatte, mittelst eines ungemein biegsamen Organs, die ganz eigene Fähigkeit, im Lateinischen die Aussprache einer jeden Nation anzunehmen. Redete er mit einem Römer, so sprach er das Lateinische gerade so aus, wie die Römer es aussprechen, eben so auch mit einem Mailänder, Venetianer, Deutschen, Franzosen, Engländer ꝛc., daher er auch in seinen Unterredungen mit Fremden gar leicht die Herzen derjenigen gewann, mit denen er sprach.

und bestimmtern Ausdrücken erinnern. Die Gesandten eröffneten demnach dem Kaiser, daß die Römer sie gesandt hätten, um von ihm die Erlaubniß zu erbitten, im Namen der römischen Geistlichkeit und des römischen Volkes unter den Bischöfen seines Reiches einen Pabst zu wählen, indem jetzt unter der Geistlichkeit der römischen Kirche sich niemand finde, der zur Uebernahme eines so erhabenen Amtes ihnen geeignet scheine *). Der Kaiser genehmigte ohne Anstand das Gesuch der römischen Abgeordneten, wohl wissend, daß, wenn sie einen wählen würden, der ihm unangenehm wäre, es ja sogleich in seiner Macht stünde, einen andern zu ernennen. Aber Hildebrand, die Seele der Gesandtschaft, war so klug, nur einen Mann zu bezeichnen, von dem er wußte, daß er in hohem Grade die Gunst des Kaisers besäße. Dieser Mann war Bischof Gebhard von Eichstädt, ein Anverwandter des Kaisers, der dessen Treue kannte, auch bisher in den wichtigsten Reichsangelegenheiten ihn stets zu Rathe gezogen und dessen Einsichten gefolgt war. Eines so brauchbaren Ministers wollte natürlicher Weise der Kaiser sich nicht berauben; auch Gebhard selbst schien nicht sehr geneigt dazu. Da aber Hildebrand und dessen Gefährten mit Bitten nicht nachließen, so fügte sich endlich Gebhard den Wünschen der Römer, worauf nun auch Heinrich seine Ein-

*) Es wird kaum nöthig seyn zu bemerken, daß dieß ein bloßer Vorwand war. In der Ueberzeugung, daß sie von dem Kaiser keinen andern, als einen deutschen Pabst erhalten würden, wollten sie sich den Schein geben, als wenn dieses ihr eigener Wille wäre und sie selbst einen deutschen Bischof zum Pabst zu haben verlangten. Es war für die Römer der einzige Ausweg, um ihr Wahlrecht einigermaßen zu behaupten.

willigung gab. Gebhard kam in den ersten Tagen des Aprils mit den römischen Gesandten in Rom an, und ward am 13. desselben Monates unter dem Namen Viktors II. zum Pabste erwählt (1055). Bis auf wenige Tage war demnach der apostolische Stuhl ein ganzes Jahr unbesetzt geblieben.

11. Das an kirchlichen wie andern Ereignissen so fruchtbare Pontificat Leos IX. wie auch Viktors II. gehört ausschließlich der speciellen Kirchengeschichte an. Es enthält so viel Heiliges und wieder Menschliches, so viel Kirchliches und wieder Profanes, und alles so fest in einander verwebt und verschmolzen, daß das Eine ohne das Andere nicht gegeben werden kann. Da aber das Kirchliche und dessen vollständige, völlig genügende Entwickelung hier nicht an seinem rechten Orte seyn würde, jedoch auf der andern Seite, so wie überhaupt jedes bedeutenden großen Mannes Leben nur in dessen vollem Zusammenhang verstanden werden kann, auch das Pontificat dieser beiden Päbste nur in allen seinen mannigfaltigen Verzweigungen dargestellt werden muß, so fällt es auch eben daher ganz allein der Geschichte unserer heiligen Kirche anheim. Wenn wir jedoch hier der Wahl Leo's und Viktors, wie auch deren beiden Vorfahrer etwas umständlicher erwähnt haben, so geschah es nur deswegen, weil wir Heinrichs III. bis dahin unerhörten, herrisch-gebietenden Einfluß auf alle kirchliche Angelegenheiten, auf Concilien wie auf Pabstwahlen, einen der hervorspringendsten, charakteristischen Züge der Regierung dieses Kaisers weder mit Stillschweigen übergehen wollten, noch auch übergehen durften.

XV.

Fortsetzung der Geschichte Deutschlands. Gottfried der Bärtige, Herzog von Lotharingen.

1. Mit der königlichen Gewalt auch die herzogliche über vier deutsche Völker vereinigend, war Heinrich zu mächtig, als daß irgend einer der deutschen Fürsten seinem Willen hätte widerstehen können; er war und blieb stets im strengsten Sinne des Wortes derselben wahrhaft königlicher Gebieter. Auch das beinahe nicht zu bändigende Fehdewesen ward, seit dem auf den Tagen von Ulm und Constanz eingeführten allgemeinen Landfrieden, durch des Königs Wachsamkeit und strenge Gerechtigkeit, wo nicht gänzlich unterdrückt, doch kräftig darniedergehalten. Kurz, Friede und Einigkeit herrschten während Heinrichs Regierung in dem Innern des Reiches, und nur in den westlichen Provinzen ward die Ruhe durch Herzog Gottfried von Lotharingen, mit dem Beinamen: der Bärtige, und dessen Verbündete einigemal gestört. Man wird sich erinnern, daß, nach dem Tode Herzogs Friedrich von Oberlotharingen, Kaiser Conrad II. dem Gozelo, dessen Treue er geprüft hatte und der schon mit Unterlotharingen belehnt war, nun auch Oberlotharingen, mithin das ganze, große und mächtige Herzogthum in die Hand legte. Gozelo's Dankbarkeit und Treue entsprachen vollkommen dem Vertrauen, das Conrad auf ihn setzte. Er leistete demselben besonders in den burgundischen Händeln wichtige Dienste, befreite auch endlich durch seinen über den Grafen Eudes von Champagne erfochtenen Sieg den Kaiser von dessen ärgstem Feinde, und dem einzigen, der noch einige Ansprüche auf Burgund hätte machen können.

2. Gozelo hatte zwei Söhne, Gottfried und Gozelo. Der Erste war ein Jüngling, ausgezeichnet durch Kühnheit und Thatkraft, in kriegerischen Eigenschaften seinem jüngern Bruder weit überlegen, und hatte auch in der Schlacht, in welcher Eudes von Champagne fiel, durch ungewöhnliche Proben persönlicher Tapferkeit das Meiste zum Siege beigetragen. Um den nach Thätigkeit dürstenden Geist seines ältern Sohnes zu befriedigen, übertrug ihm Gozelo noch bei Lebzeiten, mit Heinrichs Bewilligung, das an der Maas gelegene Herzogthum Unterlotharingen, behielt jedoch sich selbst bis zu seinem Tode das Herzogthum Oberlotharingen vor, und da er dieses seinem jüngern Sohne bestimmte, so bat er den König um das Versprechen, daß ihm nach seinem Tode sein Gozelo in dem Herzogthum folgen sollte. Heinrich war um so bereitwilliger, diese Bitte zu erfüllen, da er, theils weil er den alten Gozelo, wegen dessen seinem Vater, dem Kaiser Conrad, erwiesenen Treue, ebenfalls liebte und ehrte, theils auch, weil er ein so bedeutendes Herzogthum, doppelt wichtig wegen seiner Lage an den Grenzen Frankreichs und Burgunds nicht in der Hand eines Einzigen wissen wollte. Mit dieser von seinem Vater getroffenen Einrichtung war jedoch Gottfried nichts weniger als zufrieden; seinem unruhigen, thatenlustigen Geiste genügte bei weitem nicht die Hälfte eines Herzogthums. Indessen schmeichelte er sich doch einstweilen mit der Hoffnung, daß ihm, wegen seines Bruders bekannter Unfähigkeit, am Ende doch noch die Verwaltung von Oberlotharingen werde übertragen werden. Als nun in dem Jahre 1044 der alte Herzog gestorben war, wandte sich Gottfried sogleich an den König mit der Bitte, ihn ebenfalls mit dem durch den Tod seines Vaters erledigten Herzogthum Oberlotharingen zu be-

lehnen. Aber Heinrich, treu seinem Gottfrieds Vater gegebenen Versprechen, wieß dieses Ansuchen mit vielem Ernste zurück, worauf Gottfried, der nun alle seine Hoffnungen, an deren Erfüllung die stolze Erinnerung seiner frühern dem Königshause geleisteten Dienste ihn gar nicht mehr hatte zweifeln lassen, völlig gescheitert sah, den verzweifelten Entschluß faßte, mit Waffengewalt sich des Herzogthums zu bemächtigen. Der Augenblick zu einer Empörung gegen König Heinrich schien ihm um so günstiger, da die beiden mächtigen burgundischen Grafen, Reinhold von Hochburg und Gerhard von Genf, Heinrich noch nicht als ihren König anerkannt hatten, im Gegentheil die ihm getreuen Vasallen in blutige Fehden verwickelten. Zudem konnte Gottfried auf die Hülfe des unruhigen Grafen Balduin von Flandern mit Zuversicht rechnen, und endlich hatte auch Markgraf Theodorich von Holland, der seine Besitzungen auf die gewaltsamste Weise zu vermehren suchte, den Landfrieden gebrochen und ganz Friesland in Unruhe und Verwirrung gesetzt. Gottfried brach also jetzt ebenfalls los, eroberte mit leichter Mühe alles Land bis an den Rhein, und hinterließ in der Verwüstung ganzer Länderstrecken überall Spuren seines Zorns gegen seinen Bruder wie gegen den König. Aber bald gewann Alles wieder eine andere Gestalt. Vielleicht gerade in dem unglücklichen Augenblick, in welchem Gottfried seinen Empörungsplan entworfen und dabei auf eine kräftige Diversion zu seinen Gunsten von Seiten der beiden, ebenfalls im Aufruhr begriffenen burgundischen Grafen gezählt hatte, waren diese, sich eines Bessern besinnend, zu dem König nach Solothurn gekommen, hatten sich ihm unterworfen und waren von demselben wieder zu Gnaden aufgenommen worden. Als nun jetzt Heinrich mit

Heeresmacht herbeieilte, die lotharingischen Schaaren zurücktrieb, die sehr feste Burg Böckelheim eroberte und zerstörte, entfiel Gottfried sein bisheriger Muth. Er wünschte sobald als möglich sich wieder mit dem König auszusöhnen. In der zuversichtlichen Hoffnung völliger Straflosigkeit, worin ihn einige Prälaten, vielleicht von Heinrich an ihn gesandt, noch mehr bestärkt hatten, begab er sich also zu dem König und überließ sich unbedingt der Gnade desselben. Obgleich nicht ganz, aber wenigstens zur Hälfte, sah sich jedoch jetzt Gottfried in seiner Hoffnung getäuscht. Zwar entsetzte ihn Heinrich nicht seines Herzogthums, glaubte aber doch den Uebermuth desselben etwas demüthigen zu müssen, und ließ ihn gefangen auf unbestimmte Zeit nach der Feste Giebichenstein abführen.

3. Aber schon im folgenden Jahr erhielt Gottfried seine Freiheit wieder, und mit dieser auch sein Herzogthum zurück. Bevor jedoch dieses geschah, sollte erst noch der unruhige Markgraf Theodorich von Friesland gedemüthiget werden. Heinrich ging mit einer Flotte über den Meerarm von Vlaerdingen, nahm dem Markgrafen alles Land, was er gewaltsam an sich gerissen, wieder ab, gab es den rechtmäßigen Besitzern zurück und zwang den nun gedemüthigten und um Gnade flehenden Fürsten zu dem Versprechen, sich für die Zukunft ruhig zu verhalten, den Landfrieden in der Provinz nie mehr zu stören. Heinrich verfügte sich hierauf nach Aachen. Dahin hatte er auch Gottfried kommen lassen, empfing ihn höchst wohlwollend und gab ihm auf einem, bei Gelegenheit der Pfingstfeier hier gehaltenen öffentlichen Tage, das Herzogthum Niederlotharingen wieder zurück. Die Gefangenschaft auf Giebichenstein, glaubte jetzt Heinrich, würde den Gottfried

klüger gemacht und er selbst an dem tapfern und kühnen jungen Fürsten in Zukunft einen treuen, ihm völlig ergebenen Vasallen haben. Diese Hoffnung war jedoch eitel, und daß sie nicht in Erfüllung ging, daran war Heinrich selbst Schuld; denn da indessen auch Gottfrieds Bruder, der Herzog Gozelo, gestorben war, und der König dem Erstern nun alle Hoffnung, einst dennoch Oberlotharingen zu bekommen, dadurch auf immer benahm, daß er jetzt zu gleicher Zeit auch einen Grafen Albrecht aus dem Elsaß mit Oberlotharingen belehnte, so fühlte sich Gottfried nur noch mehr gekränkt. Zwar mußte er den Schein annehmen, als sei er mit dieser neuen Belehnung vollkommen einverstanden, aber in seinem Herzen schlug der alte Groll gegen Heinrich nur noch tiefere Wurzeln. Kaum war also Heinrich, der, wie der Leser weiß, im Herbste dieses Jahres nach Italien zog, jenseits der Alpen, als auch Gottfried schon wieder anfing, neue Ränke zu schmieden. In der Hoffnung, daß Heinrich, wie dessen Vater Conrad, ebenfalls in mancherlei schwere Händel in Italien verwickelt und dadurch zu einem langen Aufenthalt allda gezwungen werden würde, wollte Gottfried diese Zeit benutzen, um ein Land, es möge kosten was es wolle, wieder zu gewinnen, das er, weil sein Vater es verwaltet, als eine väterliche, ihm gebührende, aber gewaltsam vorenthaltene Erbschaft betrachtete. Mit Heinrichs geheimen Feinden, mit Balduin von Flandern, mit den Grafen von Mons und Theodorich von Friesland schloß er auf das neue ein Bündniß, suchte mit Frankreich Unterhandlungen anzuknüpfen, begann auch sich in Geheim und ganz unbemerkt zum Kriege zu rüsten. Aber in Italien ging Heinrich alles nach Wunsch, und die eben daher so frühzeitige Rückkehr des nun auch zum römischen Kaiser gekrönten Hein-

richs zerstörte auf einmal wieder alle Pläne der Verbündeten. Zum Glück für Gottfried hatte derselbe noch keine offenbare feindlichen Bewegungen gemacht. Er zögerte also nicht, ebenfalls nach Speier zu gehen, um gleich den meisten andern Fürsten, welche dahin gekommen waren, dem Kaiser zu seiner glücklichen Ankunft in Deutschland Glück zu wünschen und ihn seiner Treue und Ergebenheit zu versichern. Heinrich glaubte seinen Versicherungen, oder schien wenigstens denselben zu glauben. Auch Balduin von Flandern und noch einige andere Grafen, die Gottfrieds Umtrieben nicht fremd geblieben waren, folgten dem Beispiele des Herzogs. Nur für den Markgrafen Theodorich von Holland war es zu spät. Der Ungestümme hatte zu frühe losgeschlagen, Vlaerdingen wieder erobert, auch noch andere Distrikte gewaltsam an sich gerissen und ganz Friesland wieder zu einem wilden Tummelplatz blutiger Fehden und Gewaltthaten jeder Art gemacht. Da Theodorich keine Verbündeten hatte, so hielt auch Heinrich die Empörung desselben für wenig bedeutend, und nach andern weit höhern Dingen strebend, überließ der Kaiser es einstweilen den angrenzenden Fürsten, so gut sie könnten, Ruhe und Ordnung in der Provinz wieder herzustellen; und vertagte die Züchtigung des aufrührerischen Markgrafen auf eine ihm gelegenere Zeit *).

*) Dieser Theodorich war der Sohn desselben Theodorichs, der schon unter Heinrich II., wie man sich aus der Regierungsgeschichte dieses Kaisers erinnern wird, bedeutende Besitzungen an sich brachte, durch räuberische Anfälle alle benachbarten Fürsten und deren Lehnleute beunruhigte, und endlich, nachdem er ein von den Bischöfen von Lüttich, Cöln und Trier gegen ihn geschicktes Heer völlig vernichtet hatte, es so weit brachte, daß man ihm in dem

4. Es dauerte nicht lange, so erschien diese Zeit, und vielleicht noch früher, als des Kaisers Feinde es erwartet hatten. Noch im Herbste desselben Jahres unternahm Heinrich einen Zug gegen den Markgrafen. Aber dadurch ward der kühne und trotzige Theodorich nicht geschreckt. Er verließ sich auf die, einen Offensivkrieg ungemein erschwerenden, einen Defensivkrieg aber eben daher desto mehr begünstigenden Localitäten des Landes, auf dessen Sümpfe, Moräste, Seen und Flüsse. Der Angriff mußte zu Wasser geschehen. Den Bischöfen von Utrecht und Lüttich, wie auch den übrigen benachbarten Fürsten gebot demnach der Kaiser, Schiffe herbeizuschaffen. Eine Flotte ward ausgerüstet und die erforderliche Anzahl von Truppen eingeschifft. Die Leitung dieser Expedition ward vorzüglich dem Bischofe von Lüttich übertragen. Aber dieser, so wie die andern Fürsten, die an dieser Unternehmung Theil nahmen, kannten entweder nicht genau genug die Beschaffenheit des Landes, oder ließen sich Versäumniß und Nachlässigkeit zu Schulden kommen; kurz, das ganze Unternehmen scheiterte aus Mangel an Vorsicht und Kriegskunde derer, die es leiten sollten. Die Schiffe blieben auf den Untiefen sitzen, wurden bewegungslos von den leichten Fahrzeugen Theodorichs auf allen Seiten angegriffen, verloren viele Leute von ihrer Bemannung. Mit der größten Anstrengung wurden sie endlich wieder flott ge-

---

dieser blutigen Fehde ein Ende machenden Friedensschluß, den ruhigen Besitz einer zwischen der Maas und der Wahl gelegenen Insel, die er gewaltsam an sich gebracht, so wie von Allem was er zusammen geraubt hatte, zusagen mußte. Auf die nämliche Weise wollte nun auch der Sohn es treiben, jedoch, wie wir bald hören werden, nicht mit dem nämlichen Erfolge, mit dem es sein Vater getrieben hatte.

gemacht, aber auf ihrem Rückwege von einer noch weit größern Anzahl kleiner Fahrzeuge umschwärmt und verfolgt. Mehrere Schiffe wurden genommen oder in Grund gebohrt. Auch an Mannschaft war der Verlust nicht geringer als an Schiffen, und jetzt um so bedeutender, da das Verlorne nicht sogleich wieder ersetzt werden konnte. Gebeugt und trauernd über die erlittenen Unfälle, ging das Heer auseinander. Die Niederlage der kaiserlichen Flotte und das völlige Mislingen dieser Unternehmung steigerten nun auf das höchste den Trotz wie den Muth aller Verbündeten Theodorichs. Schon im folgenden Jahre Ein Tausend und acht und vierzig brach demnach auch Gottfried wieder los. Der Herzog Albrecht von Oberlotharingen, der sich ihm widersetzen wollte, ward geschlagen und blieb in dem Treffen. Markgraf Theodorich, stolz auf den im vorigen Jahre errungenen Erfolg, verließ jetzt die Defensive und ging in einen förmlichen Angriffskrieg über, rückte vor Nimwegen und zerstörte und verbrannte dort die von Carl dem Großen erbaute kaiserliche Pfalz. Mit Balduin vereiniget, fiel Gottfried in das Bisthum Verdun ein, blos weil der Bischof treu zu dem Kaiser hielt. Aber die Stadt Verdun schloß ihre Thore und die Einwohner waren zu dem hartnäckigsten Widerstand entschlossen. Nicht um wie ein Mordbrenner Krieg zu führen, sondern blos um die Einwohner zu schrecken, ließ Gottfried Feuer in die Stadt werfen. Leider erhob sich plötzlich ein heftiger Westwind. Schnell griff das Feuer um sich. Es entstand ein furchtbarer Brand, und der größte Theil der Stadt sammt allen Klöstern, Stiftern, Kirchen und Kapellen, selbst die prächtige Kathedrale nicht ausgenommen, wurden ein Raub der Flammen. Gottfried war jetzt Herr von ganz Lo-

tharingen und der Schrecken Aller, die mit dem Kaiser hielten.

5. Der Triumph der Feinde Heinrichs war jedoch nur vorübergehend; und bald verfinsterte sich wieder die Glückessonne, in deren Scheine sie sich einige Augenblicke erwärmt hatten. Sehr frühzeitig begann nämlich in diesem Jahr der Winter, ward immer strenger und die Kälte endlich so groß, daß eine dicke Eisdecke über allen Flüssen, Seen und Sümpfen lag. Die Bischöfe von Utrecht, Lüttich und Metz und noch andere Fürsten eilten, diesen glücklichen Zeitpunkt zu benutzen. Gleich einem ganz offenen, durch nichts geschützten Lande lag jetzt Friesland vor ihnen da. Sie zogen schleunigst ihre Truppen zusammen, und mitten im Winter, bei der strengsten Kälte, nämlich im Jänner des Jahres 1049, brach das verbündete Heer in Friesland ein. Bald kam es zu einem entscheidenden Treffen. Das Heer des Markgrafen ward völlig geschlagen. Theodorich, der einen ehrenvollen Tod einer schmähligen Gefangenschaft vorzog, stürzte sich mitten unter einen feindlichen Haufen und fand nun ebenfalls in der Schlacht seinen Tod. Um seinem Freunde und Bundesgenossen zu Hülfe zu kommen, zog zwar Herzog Gottfried mit Heeresmacht in Eilmärschen heran. Als er aber anlangte, war schon alles geschehen, Theodorichs Heer zerstreut, und er selbst nicht mehr unter den Lebenden. Gerne hätte vielleicht Gottfried sich jetzt eben so eilig wieder zurückgezogen, aber die Verbündeten zwangen ihn zu einer Schlacht, und nun ward auch er so total geschlagen, daß es ihm kaum noch gelang, durch schleunige Flucht sich zu retten. Diese Unfälle beugten jedoch nicht den kühnen und stolzen Geist des Herzoges; und Heinrich war gezwungen, noch im Sommer desselben Jahres

sich zu einem Feldzug gegen Gottfried und dessen Verbündeten, den Grafen Balduin, zu rüsten. Nun kam aber um die nämliche Zeit auch Pabst Leo IX. nach Deutschland, und wegen der von Gottfried und Balduin in Verdun niedergebrannten Kirchen und Klöster, sprach Leo sogleich über beide im Aufruhr begriffene Fürsten den Fluch der Kirche aus. Gleich einem zentnerschweren Steine fiel nun Gottfried die Erinnerung an seinen bei Verdun begangenen Frevel auf das Herz. Was verlorne Schlachten nicht vermocht hatten, bewirkte jetzt der Bannstrahl der Kirche. Er demüthigte sich, bat flehentlichst den Pabst um Lösung des Bannes, legte sich schwere Bußübungen auf, unternahm den Bau einer neuen Kirche in Verdun, und versprach auch, sich dem Kaiser seinem Herrn wieder zu unterwerfen. Der eben so milde als weise Leo nahm den reumüthig Büßenden wieder in die Gemeinschaft der Kirche auf, ward auch dessen Vermittler bei dem Kaiser. Gottfried kam hierauf nach Aachen zu Heinrich, ward von demselben freundlich und wohlwollend empfangen, erhielt aber das Herzogthum Lotharingen nicht wieder zurück. Niederlotharingen gab Heinrich dem Grafen Friedrich von Luxemburg, und Oberlotharingen einem Grafen Gerhard aus dem Elsaß, Brudersohn des in der Schlacht gegen Gottfried gebliebenen Herzogs Albrecht. Gerhard ward der Stammvater aller nachmaligen Herzoge von Lotharingen; und sein Geschlecht blieb im Besitze des Herzogthumes, bis es im Anfange des verflossenen Jahrhunderts (1735) an Frankreich gegen das Großherzogthum Toskana vertauscht ward *). Der wider-

*) Dieser Herzog Gerhard von Lotharingen aus dem Elsaß hatte noch einen Bruder Guntram, mit dem Beinamen: der Reiche. Um dieselbe Zeit, oder

spenstige, kriegerische Graf Balduin, der, weil auch ein Vasall Frankreichs, sich auf französische Hülfe verließ, wollte den Krieg gegen Heinrich fortsetzen, ward aber bald gezwungen, ebenfalls in Aachen zu erscheinen, auf eine sehr demüthigende Weise bei dem Kaiser um Frieden zu bitten und Geißeln zu stellen. Als bald darauf Pabst Leo noch einmal nach Deutschland kam, und im Anfange des Jahres 1053 wieder nach Rom zurückkehrte, folgten ihm Gottfried und dessen Bruder Friederich über die Alpen, nicht ahnend, welch ein glänzendes Gestirn ihnen beiden an Italiens Himmel einst noch aufgehen werde.

6. Von den übrigen Fürsten, nur mit Ausnahme des Herzogs Conrad von Baiern, von dem sogleich die Rede seyn wird, erfuhr Heinrich während seiner ganzen Regierung wohl bisweilen einen geheimen, in finstern Intriguen sich verlierenden, aber nie offenen, mit Waffengewalt verbundenen Widerstand. Die Unzufriedenheit der Fürsten ver-

---

vielleicht auch etwas früher war dieser ebenfalls aus dem Elsaß ausgewandert, und nach Hochburgund gegangen. In der Schweiz ließ er sich nieder, erwarb sich dort ansehnliche Besitzungen, und ward der Gründer und Stammvater des habsburgischen Hauses. Als Franz Stephan, letzter Herzog von Lotharingen, wofür er, wie wir so eben hier oben erwähnt, das Großherzogthum Toscana erhielt, sich mit Maria Theresia, Kaiser Carls des Sechsten einziger Tochter vermählte, wurden jene beiden, im eilften Jahrhundert getrennten Zweige wieder mit einander vereiniget, und bilden nun das jetzt regierende Habsburgisch-, Lotharingisch-, Oestreichische Kaiserhaus, unstreitig eben so ehrwürdig und alt, ja vielleicht noch älter, als das erlauchte capetingische oder welfische Königsgeschlecht in Frankreich und England.

hallte gewöhnlich in stillem, thatenlosem Murren. Worin aber die in der zweiten Hälfte der Regierung dieses Kaisers immer allgemeiner werdende Unzufriedenheit der Vasallen höherer wie niederer Ordnung, ihren Grund gehabt haben mag, ist schwer mit Bestimmtheit anzugeben. Wahrscheinlich war es Heinrichs unermüdete, über alle Theile des Reiches waltende Wachsamkeit, sein ununterbrochenes Hin- und Herziehen in den Provinzen, seine strenge, keine Verhältnisse berücksichtigende Gerechtigkeitspflege, und endlich das von Heinrich in immer engern Schranken zurückgehaltene, beinahe völlig unterdrückte Fehdewesen, was vorzüglich Mißmuth und Unzufriedenheit erzeugte. Gewiß war es für Heinrich eine schwer zu lösende Aufgabe, die bei den Deutschen schon so tief gewurzelte Fehdelust gänzlich zu vertilgen, mithin der Raubsucht alle Aussicht auf Vermehrung ihrer Besitzungen, oder ihres Reichthums zu benehmen. Man sehnte sich nach den alten Zeiten, wo Gesetz, Recht und Gerechtigkeit auf der Spitze des Schwertes standen, und jede auch noch so freche Gewaltthat, wenn nur mit Kühnheit und ritterlicher Tapferkeit ausgeführt, wo nicht immer Lob, doch selten Schande brachte. Etwas, jedoch sehr weniges, und nur vorübergehend, mag zu der Unzufriedenheit einzeler fürstlichen Familien vielleicht die Willkühr beigetragen haben, mit welcher Heinrich mit den Herzogthümern verfuhr. Indessen ist auch dieß kaum glaublich, da ja schon Heinrichs Vater, Conrad II., Deutschland an diese Ausdehnung königlicher Machtvollkommenheit gewöhnt hatte; auch Heinrich selbst, als er zur Regierung kam, schon vier Herzogthümer in seiner Hand hatte, und doch lange Zeit ein Gegenstand allgemeiner Verehrung und Liebe blieb. Uebrigens scheint es ein Irrthum zu seyn, wenn man behauptet,

Heinrich sey in Ansehung der Herzogthümer nachher von dem Systeme seines Vaters und Carls des Großen abgewichen; vielmehr sollte man glauben, er habe dasselbe nur noch mehr geläutert und den Bedürfnissen der Länder noch anpassender gemacht. Durch die Erfahrung belehrt, daß die innere Verwaltung der Provinzen dabei gewinne, ernannte er zwar bisweilen wieder Herzoge, aber diese waren keine Herzoge wie in der frühern Zeit. Sie waren nur Träger der herzoglichen Würde, blieben Heinrichs Beamte und Feldherren, und wurden, wenn sie seinen Erwartungen nicht entsprachen, Saumseligkeit oder Ungerechtigkeit sich zu Schuld kommen ließen, von ihm, jedoch stets mit Beistimmung anderer Fürsten, ihrer Würde wieder entsetzt. Endlich war Heinrich auch so klug, nie Einem ein Herzogthum zu geben, der selbst reiche Erbgüter und große Besitzungen darin hatte, mithin in demselben leichter, als anderswo, sich einen dem königlichen Ansehen gefährlich werdenden Anhang verschaffen konnte. So z. B. gab er dem Grafen Welf, der viele Erbgüter in Schwaben hatte, das Herzogthum Kärnthen; dem Conrad von Zütphen, der nichts in Baiern besaß, gerade dieses Herzogthum; daher auch dieser Fürst, als er, weil von Heinrich seiner Würde entsetzt, sich dennoch darin behaupten wollte, in Bayern keine Unterstützung fand, nach Kärnthen entweichen mußte, und erst hier, wo er sehr ausgedehnte Besitzungen hatte, seine eigenen Vasallen um sich sammeln, andere zu seiner Parthei herüberziehen, Truppen werben und ein nicht ganz unbedeutendes Heer auf die Beine bringen konnte. Dieser Aufstand hätte, wegen der Nachbarschaft Ungarns und des ungarischen Königs Andreas projektirten Bündnisses mit dem Herzoge, für den Kaiser sehr ernste Folgen herbeiführen können; aber Conrads

unvermutheter, plötzlicher Tod machte allen Besorgnissen Heinrichs wieder ein Ende. Conrads Empörung war demnach blos eine zwar schwarze, gewitterschwangere, aber äußerst schnell vorüberziehende Wolke, die in demselben Augenblick, als sie an Deutschlands politischem Horizont sich zeigte, auch sogleich von selbst wieder zerrann.

7. Ueberhaupt findet man nicht, daß Heinrich weder bei seinen Fortschritten in Erweiterung der königlichen Macht, noch auch in der Vorsorge für sein Haus durch ängstliche Rücksichten auf das Wohlgefallen oder Mißfallen der Fürsten sich hätte hemmen lassen, oder nur irgend einmal sich minder entscheidend dabei benommen hätte. Als Beweis, auf welcher Höhe Heinrichs königliches Ansehen in Deutschland stand, mag Folgendes dienen. Seit den Zeiten Heinrichs II. behauptete Sachsen eine ganz eigene Stellung zu dem übrigen Deutschland. Die Nachbarschaft der zahlreichen slavischen Volksstämme, schon so oft, wie wir gesehen, der Schrecken und die Geißel des nördlichen Deutschlands, hatte nach und nach ein ganz eigenes, völlig abgesondertes Verhältniß der sächsischen Herzoge und Fürsten zu dem Kaiser und dem deutschen Reiche erzeugt. Die Erblichkeit des Herzogthums Sachsen in dem billungenschen Hause betrachtete man schon als eine Grundbedingung der Sicherheit der nördlichen Grenzen Deutschlands. Diese zarte Saite hatte Conrad II. nie, und auch Heinrich III. bisher nicht zu berühren gewagt. Aber durch die über die slavischen Völker gemachten Eroberungen hatten die sächsischen Herzoge und Fürsten mehr ihre eigene Macht, ihre eigenen Einkünfte und Reichthümer, als jene des Reiches vermehrt; und sich durch dieselben Mittel immer noch mehr zu vergrößern, lag nun nothwen-

dig in dem, gleichsam von den Zeitumständen selbst, ihnen vorgezeichneten Plane. Aber mit der Erweiterung ihrer Territorialmacht stieg auch ihr Streben nach Unabhängigkeit und einer vollkommen selbstständigen Stellung. Natürlicher Weise mußte ihr Interesse nun nicht selten mit dem, was man für das Beste des Reiches hielt, in Widerspruch gerathen; auch war offenbar schon jetzt der eben so kluge, als tapfere und kühne Herzog Bernhard mehr, als der Kaiser selbst, der wahre Oberherr der bezwungenen slavischen und wendischen Völker. Ein Monarch, der, wie Heinrich, von der Hoheit der königlichen Würde, und der an dieselbe geknüpften Machtvollkommenheit so ungemein hohe Begriffe hatte, konnte einen solchen abnormen Zustand nicht länger dulden. Das Alter des grämlichen, übrigens um die Sicherheit der deutschen Nordgrenze wohl verdienten Herzogs Bernhard erfoderte jedoch einige Schonung. Wohl sah Heinrich dieß ein; bereitete aber einstweilen, und zwar gar nicht in Geheim, alle Mittel vor, um nach des alten Herzogs Tode Sachsens innere wie äußere Verhältnisse, besonders zu den Slaven, ganz anders zu gestalten. Er selbst kam nun öfters nach Sachsen, wußte durch Gnadenbezeugungen jeder Art sich bald einen Anhang dort zu verschaffen, und ließ auf allen in dem Lande gelegenen Krongütern eine Menge fester, geräumiger Burgen erbauen. Die Festungsarbeiten wurden mit ungemeiner Thätigkeit und Eile betrieben, und in kurzer Zeit trug Sachsen einen ganzen Schild von Burgen und festen Schlössern auf seinem Nacken. Auch den blödesten Augen konnten Heinrichs Absichten kein Geheimniß bleiben. Die Fürsten ergrimmten, und ihr Unwille ging endlich in lautes Murren über, das jedoch, sobald Heinrich wieder in Sachsen erschien, sich in dessen Gegenwart auch sogleich wie-

der in ehrfurchtsvolles Schweigen zurückzog. Aber nun wollte gar Heinrich, in dem Jahre Ein Tausend und fünfzig, den Grafen Thietmar, Bruder des alten Herzogs Bernhard, weil eines hochverrätherischen Anschlages gegen die Person des Königes verdächtig, vor ein Gericht stellen. Die Macht und das ganze Ansehen des Herzoges vermochten nicht, den Grafen gegen diese Demüthigung zu schützen. Um ihr zu entgehen, begehrte er, durch ein Gottesgericht im offenen Zweikampfe sich zu reinigen. Dieß ward von dem Kaiser genehmiget, aber Thietmar im Kampfe von seinem Gegner niedergeschlagen. Nach der damals allgemein herrschenden Ueberzeugung war das Urtheil eines Gottesgerichtes entscheidend und unfehlbar; und hatte vor dem Kampfe blos der Verdacht eines Frevels auf Thietmar gelastet, so hielt man ihn desselben jetzt völlig überführt. Selbst ein untrügliches, göttliches Gericht hatte ja, vor den Augen aller Fürsten, Thietmars Schuld aufgedeckt. Ein Theil der Schmach hievon fiel nothwendiger Weise nun auch auf das gesammte sächsische Herzogshaus zurück, und viele Gemüther wurden von dem Herzoge und dessen Angehörigen jetzt abgewandt. Daß Heinrich großen Gewinn davon zog, versteht sich von selbst; aber eben so begreiflich ist es auch, daß des alten Herzogs und der übrigen Fürsten Erbitterung gegen Heinrich nur noch höher stieg. Aber demungeachtet waren es doch diese nämlichen Fürsten, die, als noch in demselben Jahre dem Kaiser sein erster Sohn geboren ward, sogleich, den alten Herzog an ihrer Spitze, nach Goslar eilten, um dem Neugebornen, bevor er noch getauft war, schon als ihrem künftigen Herrn und Könige zu huldigen. Drei Jahre darauf empfing dieser Prinz, nachher als König unter dem Namen: Heinrich der Vierte bekannt, auf dem Reichs-

tage zu Tribur auch die Huldigung sämmtlicher übrigen Reichsfürsten; und ward hierauf in Aachen von dem Erzbischofe Hermann von Köln als König gekrönt. Diesem, seinem erstgebornen Sohne, gab Heinrich auch das Herzogthum Bayern, dessen er den Herzog Conrad von Zütphen, wie wir schon erwähnt, entsetzt hatte*). Einige Zeit darauf ward ihm ein zweiter Sohn, der in der heiligen Taufe den Namen Conrad erhielt, von seiner Gemahlin geboren. Nun gab er diesem das Herzogthum Bayern; und als der kleine Conrad schon nach einem Jahre wieder starb, ertheilte er es endlich gar seiner Gemahlin, der Kaiserin Agnes, gleichsam um es für einen künftig noch zu hoffenden Prinzen aufzubewahren. Mit größerer Willkühr und unumschränkterer Eigenmacht konnte man doch wahrhaftig nicht mit den Herzogthümern verfahren. Selbst Otto der Große würde es in solchem Maße nicht gewagt haben. Unter Heinrich dem Dritten erreichte die königliche Macht ihre höchste Stufe; und hätte dieser große und weise Monarch länger gelebt, so würde er, durch seine immer noch fester gegründete Alleinherrschaft, und die daraus nothwendig hervorgehende Vereinigung und völlige Verschmelzung

*) In Bayern war man mit dem Geschenke eines dreijährigen Herzoges nicht sehr zufrieden. Otto, Graf von Scheiern, stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen, und wollte in unglaublicher Verblendung, sich dem Willen des mächtigen Kaisers widersetzen. Diesen Aufstand bayerscher Vasallen dämpfte jedoch sehr schnell wieder der Bischof Gebhard, den der Kaiser zum Statthalter in Bayern ernannt hatte, und Graf Otto büßte seine unbesonnene Schilderhebung mit dem Verlust aller seiner Güter, so daß, wie Westenrieder sich ausdrückt, ihm nichts als sein Muth und seine Tapferkeit übrig blieben.

aller deutschen Nationen zu einem einzigen Hauptvolk, Deutschland zu einem der Monarchie Carls des Großen vollkommen ähnlichen, das ganze Abendland beherrschenden Weltreich erhoben haben. Schon war der Grund dazu gelegt, und schon fühlten und ehrten auch fremde Könige Deutschlands Uebergewicht und vorherrschendes Ansehen. Als in Spanien, nach Vereinigung der Reiche Leon und Kastilien, Ferdinand I. den Kaisertitel annahm, widersetzte sich Heinrich dieser Anmassung, ließ sie auf einem Concilium, bei welchem Hildebrand als päbstlicher Legat den Vorsitz führte, förmlich verdammen und dem spanischen Monarchen die Weisung zukommen, daß der christliche Erdkreis, wie nur Eines geistlichen, auch nur Eines weltlichen Oberhauptes bedürfe. Ferdinand ließ diese Belehrung nicht unbeachtet; und an seine noch ungleich mehr lächerliche als anmaßungsvolle Annahme des Kaisertitels erinnern jetzt blos noch hie und da einige wenige spanische Geschichtbücher. Aber ein neues Weltreich, ganz im antiken heidnischen Sinne und Geschmack, lag nicht in dem Plane der Vorsehung, konnte nicht darin liegen; denn frei sollte die Kirche neben dem Staate bestehen, und ein durchaus geistiges, daher völlig fesselloses, alle Völker, die sich zu dem Namen Jesu bekennen, in sich schließendes, ächt christliches, weil von Jesu Christo selbst gegründetes, Weltreich bilden. Dieß war jedoch unmöglich, sobald Europa das Erbe eines Einzigen, und dieser Einzige der völlig unumschränkte Gebieter von ganz Deutschland, Burgund und Italien geblieben wäre. Daher mußte auch das von Heinrich errichtete, wahrhaft staunenswerthe Herrschergebäude schon wieder über dem Grabhügel seines Erbauers zusammenstürzen *).

*) Selbst des frommen Heinrichs III. gebieterischer, ob-

gleich bisweilen wohlthätiger Einfluß in allen kirchlichen Angelegenheiten würde, wenn daraus ein der Kaisermacht inhärirendes Recht geworden wäre, grenzenloses Verderben über die Kirche herbeigeführt haben. Bald würde den römischen Stuhl dasselbe Loos getroffen haben, das den Stuhl von Constantinopel, nachdem er sich von dem Felsen losgerissen, so furchtbar traf, und der, zuerst einige Jahrhunderte hindurch ein Spielball der frechen Willkühr byzantinischer Despoten, endlich gar in neuern Zeiten, in eine, von den Launen Peters des Ersten geschaffene, daher von seinem und seiner Nachfolger Willen völlig abhängige, willenlose Synode sich auflößte.

XVI.

Heinrichs III. zweite Heerfahrt nach Italien und letzte Regierungsjahre.

1. Auch in seiner freiwilligen Verbannung in Italien vermochte Gottfried von Lotharingen dem Argwohn des Kaisers nicht zu entgehen, und die glänzenden Verhältnisse, in welchen er sich bald nach seiner Ankunft in Italien befand, waren der Hauptgrund, der jetzt in dem Jahre Ein Tausend und fünf und fünfzig den Kaiser zu einem zweiten Zuge über die Alpen bewog. Der reiche und mächtige Herzog und Markgraf Bonifacius war im Jahre 1052 von einigen seiner Lehnsleute ermordet worden*). Er hin-

*) Auf einer Reise von Mantua nach Cremona. In einem Walde, durch den er ziehen mußte, hatten die Mörder sich verborgen und mit vergifteten Pfeilen nach ihm geschossen; von einem derselben ward er getroffen und mußte an der Wunde sterben. Bonifacius war ein eben so staatskluger als kriegskundiger Fürst. Aber über seine Unterthanen herrschte er mit eisernem Scepter. Deutsche Geschichtschreiber, ohne Ausnahme dem Bonifacius wenig hold, nennen ihn geradezu einen Tyrannen. Weit besser sprechen von ihm die italienischen Chronisten. Wahrscheinlich wird auch hier die Wahrheit wieder in der Mitte liegen.

terließ von seiner Gemahlin Beatrix einen Sohn und zwei Töchter. Der Erstere hieß Friederich, die jüngste Tochter Mathildis, und die ältere hatte den Namen ihrer Mutter erhalten. Als Gottfried in dem Jahre darauf, im Gefolge des Pabstes Leo IX. nach Italien kam, begab er sich sogleich an den Hof der verwittweten Markgräfin von Toscana. Sie war, wie man sich erinnern wird, eine lotharingische Prinzessin. Gottfried fand daher eine sehr wohlwollende Aufnahme. Das Unglück des jungen, aller seiner Lehen in Deutschland beraubten Fürsten rührte das Herz der schönen, zart fühlenden Wittwe. Mit jedem Tage stieg Gottfried höher in ihrer Gunst, und schon im folgenden Jahre 1054 ward Beatrix seine Gemahlin, und er durch diese Verbindung der reichste und mächtigste Fürst von Italien. Bald gelangte die Kunde von Beatrix Vermählung nach Deutschland. Schon an und für sich selbst konnte sie dem Kaiser nicht sehr angenehm seyn. Aber bald liefen noch mancherlei andere Berichte aus Italien ein, die Heinrich immer mehr und mehr zu beunruhigen anfingen. Heinrichs Verstand war nicht immer im Dienste seines Gemüthes; auch pflegte er jedes Ereigniß größtentheils in dessen Beziehungen mit seinen eigenen, nicht selten ihn selbst beherrschenden Zwecken zu betrachten. In Gottfried glaubte er jetzt einen unversöhnlichen, nur nach Rache dürstenden Feind erblicken zu müssen, und an diese Voraussetzung knüpfte nun seine Phantasie ganz willkührlich eine Menge der gefährlichsten und schreckhaftesten Folgen. Schon sah er ganz Italien heftig erschüttert, und Gottfried entweder im Bündnisse mit den Normännern, oder vom griechischen Kaiserhofe in Constantinopel unterstützt, seine Hand sogar nach der Krone von Italien ausstrecken. In dieser letztern peinlichen Vorstellung ward er noch mehr be-

stärkt, als er vernahm, Gottfrieds Bruder, Friederich, dem der Pabst Leo, der den umfassenden und tiefen Geist dieses Prinzen kannte, die Cardinalswürde ertheilt und ihn zu seinem Kanzler ernannt hatte, sey als päbstlicher Legat in sehr wichtigen Angelegenheiten nach Constantinopel gereißt. Daß nun Friederich diese Gelegenheit benutzen werde, um auch zu Gunsten seines Bruders geheime Unterhandlungen mit dem griechischen Hofe anzuknüpfen: dieß war in der Einbildung Heinrichs gar keinem Zweifel mehr unterworfen.

2. Besorgnisse dieser Art quälten den Kaiser so sehr, daß er sich entschloß, selbst nach Italien zu gehen. Sogleich konnte er jedoch Deutschland nicht verlassen. Er sandte demnach einstweilen an alle italienischen Fürsten, von deren Treue und Ergebenheit er sich überzeugt glaubte, Briefe, worin er ihnen auf das dringendste empfahl, Gottfried ja nicht aus dem Auge zu lassen, alle seine und seiner Gemahlin Schritte genau zu beobachten. Zudem ordnete er auch jetzt eine Gesandtschaft an den griechischen Kaiser, die offenbar keinen andern Zweck haben konnte, als des Cardinals Friederich vermeintlichen politischen Umtrieben in Constantinopel bei Zeiten entgegen zu arbeiten. Schon war Heinrich zu seiner Fahrt nach Italien gerüstet, als er, ihm höchst unerwartet, durch das Erkühnen des unruhigen Grafen Balduin zu einem abermaligen Feldzug nach Lotharingen gezwungen ward. Balduin hatte nämlich seinen Sohn mit der Wittwe des verstorbenen Grafen Hermann vermählt, und war, als der Kaiser Einspruch dagegen erhob, in die Grafschaft Hennegau eingefallen, hatte sich derselben bemächtiget, und seinen Zug selbst noch über die Grenzen der Grafschaft fortsetzend, quälte und plagte er jetzt geistliche wie weltliche Für-

sten, die er nicht für seinen Sohn gewinnen konnte. Diesen erbärmlichen Krieg betrieb Heinrich mit ungemeiner Eile. Ehe es sich Balduin versah, stand der Kaiser schon in Lotharingen. Die flandrischen Schaaren wurden überall schnell zurückgedrängt, wo sie Widerstand leisten wollten, geschlagen, ohne auszusetzen Tag und Nacht verfolgt, Burgen und feste Schlösser gleichsam im Fluge von Heinrich erobert und zerstört, das ganze Land schrecklich verwüstet, und Balduin und dessen Sohn endlich aus den Grenzen des Reiches hinausgejagt. Wie gewöhnlich floh Balduin jetzt wieder nach Frankreich, mit dem festen Entschluß, so bald als möglich wieder zurückzukehren und neue Unruhen anzufangen.

3. Im März des Jahres Ein Tausend und fünf und fünfzig trat endlich Heinrich seinen Zug über die Alpen an. Am sieben und zwanzigsten dieses Monates finden wir ihn schon zu Trident. Am 7. April war er in Verona und feierte am 16. desselben Monates das Osterfest in Mantua. Am fünften Mai lagerte Heinrich mit seinem Heere in den bekannten roncalischen Feldern am Po. Alle geistliche wie weltliche Fürsten waren herbeigeströmt, um den Kaiser zu begrüßen und ihm ihre Ehrfurcht zu bezeugen. Nur Herzog Gottfried, der, weil er Heinrich kannte, ihm auch nicht trauete, kam nicht; sandte Abgeordnete, welche in seinem Namen dem Kaiser versicherten: Er sinne nicht auf Empörung, denke an keine die Ruhe Italiens störende Entwürfe, sey im Gegentheil bereit, alle seine Kräfte zum Dienste des Kaisers und des Reiches aufzubieten. Auch seine Vermählung mit der Markgräfin von Toscana suchte Gottfried durch seine Gesandten zu rechtfertigen, obgleich in Ausdrücken, die nicht ganz undeutliche Spuren eines an seinem Herzen

noch gegen Heinrich nagenden Grolls trugen *). Heinrich schien demnach nichts weniger als beruhiget. Um ihren Gemahl, wo möglich, mit dem Kaiser auszusöhnen, faßte sogar Beatrix den heldenmüthigen Entschluß, sich selbst zu dem Monarchen zu begeben. Sowohl in Rücksicht auf ihr Geschlecht, als auch, weil sie eine nahe Anverwandte des Kaisers war, hoffte sie mit Zuversicht auf zarte Schonung und edle Behandlung **). Aber leider sah sie sich in ihrer Hoffnung getäuscht. Nur mit vieler Mühe konnte sie Gehör bei dem Kaiser finden, und als er sie endlich vorließ, fuhr er sie sogleich mit Worten sehr hart an, und machte ihr die bittersten Vorwürfe über ihre, ohne sein Vorwissen, mit Gottfried von Lotharingen eingegangene Verbindung. Aber ihrer Schuldlosigkeit bewußt, stand Beatrix in edler Haltung dem zürnenden Kaiser gegenüber, sprach mit Würde und Anstand, und gründete ihre Rechtfertigung auf das überall im ganzen römischen Reiche edeln Frauen zustehende Recht ***). Auf Heinrich machten

---

*) Dux Gotefridus, missis in occursum ejus (Imperatoris) nunciis, mandavit, nihil se minus quam rebellionem cogitare, paratum potius pro statu reipublicae et Imperatoris salute extrema etiam omnia experiri; gratum se habere, quod, *patriis finibus extorris, patriis possessionibus ejectus,* opibus saltem uxoris suae in peregrinatione *sustentaretur* (*Lamb. Schaffnab.* in Chron. ad annum 1055.).

**) Die Mutter der Beatrix war eine Schwester der Kaiserin Gisella, Conrads II. Gemahlin, und Mutter Heinrichs III.

***) Beatrix quoque dissimulato metu Imperatori obviam processit, et vix impetrata dicendi copia, ait: « se nihil egisse, praeterquam quod Jure Gentium sibi agere licuisset. Destitutam se priori marito, desolatae domui patronum para-

jedoch Gründe, sobald sie etwas beweisen sollten, was mit seinem Interesse nicht im Einklang stand, wenig oder gar keinen Eindruck. Sein Zorn ward nicht besänftiget. Der gebeugten Fürstin gestattete er nicht die Rückkehr zu ihrem Gemahl. Unter dem Vorwand, daß sie einem ehemaligen Reichsfeinde Italien habe überliefern wollen, hielt er sie in strenger Haft zurück, ließ sie genau bewachen, und endlich gar, als er nach Deutschland zurückkehrte, ebenfalls dahin abführen. Auf den Rath einiger der ihn umgebenden Fürsten sprach Heinrich jetzt zwar den Herzog Gottfried von der, gegen ihn erhobenen Beschuldigung frei, suchte aber, um dessen Händen die Vormundschaft über des verstorbenen Markgrafen Bonifacius nachgelassene Kinder zu entziehen, diese in seine Gewalt zu bekommen. Diesmal erreichte aber der Kaiser nicht seinen Zweck, denn der junge Prinz Friederich starb gerade um diese Zeit, nachdem kurz vorher seine älteste Schwester Beatrix ihm im Tode vorangegangen war. Von dem Hause des Bonifacius war jetzt nur noch die kaum achtjährige Mathildis übrig; und diese brachte Gottfried unverzüglich nach dem unbezwingbaren Bergschloß Canossa in Sicherheit. Auch Gottfrieds Bruder, dem Cardinal Friederich, drohete jetzt nicht mindere Gefahr. So eben war derselbe von seiner Gesandtschaftsreise nach Constantinopel in Rom wieder angekommen; sobald der Kaiser dieses vernahm, schrieb er sogleich an den Pabst und foderte von demselben die Verhaftung des Cardinals und dessen Auslieferung.

visse, et ingenuam ingenuo sine fuco nefariae cujusquam machinationis nupsisse. Nec aequi, nec boni eam memorem esse, si id sibi pace ejus non liceret, quod in Imperio Romano foeminis nobilibus semper licuisset.» (*Lamb. Schaff.* a. h. a.)

Zum Glücke ward Friederich noch bei Zeiten gewarnt. Ohne zu zögern entsagte er also seiner bisherigen Würde, legte, als ein freiwilliges, von ihm Gott dargebrachtes Opfer, alle von dem griechischen Kaiser erhaltene Geschenke auf dem Altar der St. Peterskirche nieder, eilte hierauf nach Monte-Cassino, ließ sich dort einkleiden und ward ein Mönch. Wirklich war es damals Friederichs fester Entschluß, sein ganzes übriges Leben, unberührt von den Stürmen der hin- und herwogenden Weltereignisse, ruhig auf Monte-Cassino zu beschließen, und die stillen Klostermauern sollten von jetzt an alle seine Wünsche und Bestrebungen begrenzen. Aber ganz anders auf der Wagschaale göttlicher Weisheit, als auf jener menschlicher Kurzsichtigkeit, werden die Schicksale der Menschen gewogen; und so konnte nun freilich der jetzt so demüthige und gehorsame Mönch Friederich nicht ahnen, daß die Zeit nicht mehr fern sey, wo er, sichtbar geleitet von der Hand der Vorsehung, als das geheiligte Oberhaupt der gesammten Christenheit den Stuhl des heiligen Petrus besteigen werde.

4. Das Pfingstfest feierte der Kaiser in diesem Jahre zu Florenz, wo er sich einige Zeit aufhielt, und einem vom Pabste Viktor II. zusammenberufenen zahlreichen Concilium beiwohnte. Nach Rom zu gehen hielt Heinrich diesmal für unnöthig. Mit dem Pabste hatte er ja hier in Florenz sich öfters besprochen, gemeinschaftlich mit demselben die Angelegenheiten der Kirche geordnet. Heinrich zog also wieder Italien aufwärts, hielt im Ferrarischen einigemal öffentlich Gericht; erwieß sich, wie gewöhnlich, gegen Bischöfe und Aebte sehr mild, jedoch desto strenger gegen weltliche Herren; wie er auch schon auf den roncalischen Feldern den verschiedener Ver-

brechen überführten Markgrafen Adalbert sogleich in Ketten legen ließ, und auf eine unbestimmte, blos von der Gnade des Königs abhängende Zeit, zu Gefängnißstrafe verurtheilte *). Da alles in Italien ruhig war und keiner der italienischen Fürsten dem Kaiser Ursache zur Unzufriedenheit gab, so beschloß derselbe wieder in das Vaterland zurückzukehren. Schon früher waren aus der nämlichen Ursache der Herzog Welf von Kärnthen und Bischof Gebhard von Regensburg, jedoch mit Bewilligung des Kaisers, mit ihren Leuten nach Deutschland zurückgekehrt. Gegen Ende Octobers war Heinrich wieder in Mantua. Hier erhielt er Kunde von einer Verschwörung, welche unter den Lehnsleuten des Herzogs von Kärnthen und jenen des Bischofes von Regensburg, während deren Rückmarsch nach Deutschland, sich gegen ihn und seine Regierung entsponnen habe, und der vielleicht selbst jene beiden Fürsten nicht fremd wären. Diese Nachricht erregte jedoch, wie es scheint, bei dem Kaiser keine sehr großen Besorgnisse, denn er eilte nicht, die Alpen zu erreichen; wahrscheinlich weil überzeugt, daß seine blose Gegenwart in Deutschland schon hinreichend seyn würde, dieses ohnehin so lockere Gewebe seiner Feinde schnell wieder zu zerreissen. Hierin täuschte sich der Kaiser nicht; denn da überdieß der junge, feurige Herzog Wolf von Kärnthen, dessen Macht und Ansehen ganz allein für die Mißvergnügten ein Stützungspunkt hätte werden können, noch vor des Kaisers Ankunft auf deutschem Boden, in Schwaben starb, so hätte schon dadurch jede Besorgniß, wenn Heinrich wirklich eine gehabt hätte,

*) Auf die Fürbitte mehrerer Bischöfe erhielt jedoch Adalbert in kurzer Zeit darauf seine Freiheit wieder.

von selbst wieder verschwinden müssen*). Ueber Bayern, aber ohne sich dort aufzuhalten, ging Heinrich nach Zürich und feierte allda das heilige Weihnachtsfest. Umgeben von einer Menge deutscher und italienischer Fürsten, welche ihm dahin gefolgt waren, beschäftigte sich der Kaiser mehrere Tage in Zürich mit den öffentlichen Angelegenheiten beider Reiche, besonders mit jenen Italiens, und gewiß wird jetzt auch von den Normännern sehr ernste Sprache gewesen seyn. Hier ward auch der Bischof von Regensburg, weil einer Mitwissenschaft an verrätherischen Anschlägen überführt, auf Befehl des Kaisers verhaftet und als Gefangener nach der Feste Tofeln gebracht.

5. Wer mittels einer nur einigermaßen beweglichen Phantasie sich in die Vergangenheit zu versetzen vermag, und dem selbstsüchtige Wünsche und eitle Bestrebungen die Brust noch nicht so sehr beengt haben, daß jedes sympathetische Mitgefühl an fremden Leiden durchaus keinen Raum mehr darin

*) Mit dem Tode dieses Herzoges erlosch die männliche Linie des uralten welfischen Geschlechts. Der sterbende Herzog ernannte daher in seinem Testamente das Kloster zu Weingarten zum Universalerben sämmtlicher weitläufigen und reichen Besitzungen des welfischen Hauses. Aber des Verstorbenen noch lebende Mutter Hermengarde ließ das Testament ihres Sohnes für ungültig erklären, rief ihren Enkel, nämlich den Sohn ihrer mit dem Markgrafen Azzo von Este vermählten Tochter Kunigunde, der ebenfalls Welf hieß, nach Deutschland und setzte ihn in den Besitz der ganzen welfischen Verlassenschaft. Dieser Welf IV. ist der Stammvater des jetzt in Deutschland regierenden königlichen Hauses Braunschweig. Eine Seitenlinie dieses Hauses bilden die Herzoge von Este, die sich von Welfs IV. Bruder herleiten, der sämmtliche estische Güter in Italien erhielt.

findet, der wird gewiß jetzt auch dem harten Schicksale des unglücklichen, nun so tiefgebeugten Herzogs Gottfried eine Thräne stiller Wehmuth weihen. Heimathlos und gleich einem Geächteten aus seinem Vaterlande vertrieben, eine ihm theure, zärtlich geliebte Gemahlin gewaltsam aus seinen Armen gerissen; in peinlicher, Tag und Nacht ihn quälender Unruhe über das Schicksal seiner, den Tod ihrer beiden, schnell nach einander dahin gestorbenen Kinder schmerzlich beweinenden Gattin, dabei von dem Argwohn eines weit hin gebietenden Monarchen überall verfolgt, hatten sich wirklich über Gottfrieds Haupt alle Unfälle gehäuft, die selbst den Geist des kräftigsten Mannes zu zermalmen im Stande gewesen wären. Um in eines Freundes Busen seinen brennenden Schmerz auszugießen, an seiner Seite Trost, ja sogar vielleicht Hülfe zu finden, war Gottfried wieder zu seinem alten Freunde, dem Grafen Balduin von Flandern gegangen. Träges, unfruchtbares Mitleiden war Balduins Sache nicht. Schnell war demnach Er wie Gottfried entschlossen, abermals einen Versuch zu machen, durch Waffengewalt von Heinrich zu ertrotzen, was auf friedlichem Wege von ihm zu erhalten unmöglich schien. Es kostete sie nicht viele Mühe, den französischen König für ihre Sache zu gewinnen; und der Hülfe desselben versichert, sobald nur ihre eigene Schilderhebung gleich im Anfange des Kampfes einigen Erfolg haben würde, erschienen sie plötzlich, in der Absicht Antwerpen zu überrumpeln, mit ihrer ganzen Macht vor den Mauern dieser Stadt. Aber Antwerpens Thore waren geschlossen, seine Wälle und Thürme wohl besetzt, und der Herzog Friederich von Niederlotharingen befand sich mit einer kleinen, aber auserlesenen Anzahl seiner Lehnsleute darin. Völlig mißlang demnach das Unternehmen der beiden verbündeten Für-

sten; denn jetzt eilten auch niederlotharingische Schaaren von allen Seiten ihrem Herzoge zu Hülfe, und als es endlich noch unter den Mauern Antwerpens zu einem entscheidenden Treffen kam, wurden Gottfried und Balduin abermals gänzlich geschlagen.

6. Während dieser Vorfälle befand sich Heinrich noch in Zürich. Hier knüpfte er in den letzten Tagen zwischen seinem fünfjährigen Söhnlein Heinrich und einem andern Kinde, nämlich der Bertha, des Markgrafen Otto von Susa Tochter, jenes unselige, verhängnißvolle Band, das nachher eine Quelle ward, die seines Sohnes ganzes häusliches Leben auf immer verbitterte, und nicht nur ihm selbst, sondern auch für ganz Deutschland nicht minderes Verderben brachte. Um in Italien an dem Hause des Markgrafen eine neue Stütze zu gewinnen, hatte Heinrich von demselben dessen Tochter Bertha zur Gemahlin für seinen Sohn begehrt. Gerne gab Markgraf Otto seine Einwilligung dazu. Wegen des zarten Alters beider Kinder ward zwar die Vermählung noch auf mehrere Jahre hinausgesetzt, jedoch das Verlobungsfest jetzt schon in Zürich in Gegenwart einer Menge deutscher und italienischer Fürsten gefeiert. Von Zürich begab sich der Kaiser nach Basel. Hier erhielt er die Nachricht der Niederlage Gottfrieds und Balduins. Um auch für die Zukunft den beiden Fürsten eine Stütze zu entziehen, auf welche sie immer noch große Hoffnung zu setzen schienen, ließ Heinrich dem König von Frankreich den Antrag einer mündlichen Unterredung machen. Heinrich I., so hieß Frankreichs damaliger König, wies den Antrag nicht zurück; und an den Grenzen beider Reiche, in dem kleinen Städtchen Chivois, nicht fern von Metz, hatte die Zusammenkunft der Monarchen statt. Aber der französische König, wahr-

scheinlich von Balduin und Gottfried schon zu sehr gegen den Kaiser eingenommen, empfing denselben mit harter und beleidigender Rede, erfrechte sich sogar, ihn der Lüge und des Wortbruchs zu zeihen; stimmte dann Frankreichs altes Klaglied über den Verlust von Lotharingen wieder an, und behauptete endlich gar, die schönen lotharingischen Provinzen seyen blos durch der Deutschen List und Trug seinen Vorfahren entrissen worden. Da der Kaiser sah, daß mit dem aufgeregten, von Vorurtheilen befangenen französischen Monarchen kein kluges Wort zu sprechen sey, erklärte er im edlen Unwillen, daß er die Rechtmäßigkeit der Vereinigung Lotharingens mit Deutschland durch ein Gottesgericht im Zweikampfe zu beweisen bereit sey. Diese Art der Beweisführung war jedoch nicht nach dem Geschmacke des französischen Königes. Ganz in der Stille brach er also gleich in der folgenden Nacht auf und eilte nach Paris zurück*).

7. Hie und da weilte Heinrich noch einige Zeit in Lotharingen, dann auch in Franken, und begab sich hierauf zu den Sachsen. Alle geistlichen und weltlichen Fürsten berief er jetzt nach Goslar zu einem allda zu haltenden allgemeinen Reichstag. Auch Pabst Viktor II. erhielt eine Einladung, machte sich sogleich auf den Weg und ward von dem Kaiser in der so eben genannten Stadt, wohin auch der Patriarch von Aquileja gekommen, und schon eine Menge Fürsten beisammen waren, mit ungewöhnlicher Auszeichnung empfangen. Mit der größten Pracht

*) Cum Imperator paratum se diceret, singulariter cum eo conserta manu objecta refellere, ille proxima nocte fuga lapsus in suos se fines recepit. (*Lamb. Schaffnab.* ad an. 1056.)

feierten hier am 8. September der Pabst und der Kaiser das Fest der Geburt Mariä. Des Kaisers Seele beschäftigten jetzt offenbar sehr große, vieles umfassende Entwürfe, wahrscheinlich erzeugt durch die neuesten, ganz unerwarteten Vorfälle in Böhmen, wie überhaupt durch die immer unsicherer und schwankender werdenden Verhältnisse der drei angrenzenden slavischen Reiche Ungarn, Böhmen und Polen. Herzog Brezislaw von Böhmen war gestorben und dessen Sohn und Nachfolger, Spitignew, hatte gleich im Anfange seiner Regierung nicht nur alle Deutschen, sondern auch alle, die sie schützten, die sich ihnen bisher günstig bezeugt, aus Böhmen vertrieben. Dieß ward ein Signal für die ganze böhmische Nation, ihrem Haß gegen Alles, was deutsch war, freien Lauf zu lassen. Wer nicht eilte, mit dem Verlust eines Theiles seines Vermögens Böhmen zu verlassen, ward mißhandelt, beraubt, und selbst die Ermordung eines Deutschen nicht sehr geahndet *). Aber diese feindliche Stimmung gegen die Deutschen herrschte auch unter den übrigen slavischen Völkern, unter den Ungarn wie unter den Polen, und die Vorfälle in Böhmen hatten, weit hin bis an die

*) Selbst Spitignew's eigene Mutter Judith, weil eine deutsche Prinzessin, nämlich des Markgrafen Heinrichs von Schweinfurt Tochter, die Spitignew's Vater, der Herzog Brezislaw, weil der Markgraf sie ihm nicht geben wollte, aus dem Kloster zu Regensburg entführt hatte, mußte jetzt ebenfalls aus Böhmen auswandern. Uebrigens hinterließ Spitignew nach einer kurzen kaum sechsjährigen Regierung den Ruf eines gerechten und klugen Fürsten. Ein warmer Anhänger der römischen Kirche, schaffte Spitignew den Gottesdienst in slavischer Sprache ab und führte in allen Kirchen und Klöstern die römische Liturgie ein. (Pelzel, Gesch. v. Böhmen.)

Ostsee, alle noch freien slavischen Volksstämme in Bewegung gesetzt, auch die liutizischen Slaven schon angefangen, Sachsen auf das Neue zu beunruhigen. Welche Gefahr aber ein unter den drei slavischen Reichen und allen gegen Norden hin wohnenden Slaven durch deren gemeinschaftlichen, glühenden Haß gegen die Deutschen, erzeugtes Bündniß dem deutschen Reiche bringen müßte, besonders wenn jene die ganze ungeheure Masse ihrer sämmtlichen Streitkräfte, und zwar nach einem gemeinsamen Plane, gegen Deutschland richten würden: dieß einzusehen, bedurfte es gewiß keines sehr scharfen Blickes. Um diese, obgleich noch nicht ganz in der Nähe drohende Gefahr auf immer von den Deutschen abzuwenden, mithin Ungarn, Böhmen und Polen in ein festes, vollkommen gesichertes Abhängigkeitsverhältniß von Deutschland zu setzen, bedurfte es einer eben so großen als kühnen, aber auch entscheidenden, und daher mit der größten Besonnenheit berechneten Unternehmung, die jedoch offenbar vor Allem eine in dem Innern Deutschlands völlig befestigte Ruhe, wie eine vollkommene Vereinigung aller Gemüther zu einem und demselben Zwecke voraussetzte.

8. Daß es in seinem Reiche Mißvergnügten gebe (ein Loos, das allen, und selbst den weisesten und wohlthätigsten Regierungen noch immer zu Theil ward und auch in der Zukunft zu Theil werden wird), daß er selbst jetzt nicht auf unerschütterliche Treue aller seiner Fürsten zählen könne; daß man Manches um ihn her auf krummen Wegen in Geheim zu erstreben suche und zu erstreben wünsche: alles dieß war dem Kaiser kein Geheimniß. Aber eben daher hatte er jetzt einen allgemeinen Reichstag nach Goslar ausgeschrieben, um in Gegenwart des Oberhauptes der Kirche und in der Mitte sämmt-

licher geistlichen und weltlichen Fürsten, und mit deren Hülfe allen Samen der Uneinigkeit auf immer zu ersticken, jede nur einigermaßen gegründete Ursache des Mißvergnügens zu heben, jeder gerechten Foderung mit Billigkeit zu entsprechen, und selbst seine offenen wie geheimen Gegner durch Milde und zuvorkommendes Zutrauen wieder mit sich zu versöhnen. Selbst Gottfried von Lotharingen war daher zu dem bevorstehenden Reichstag berufen worden, und eben aus diesem Grunde hatte der Kaiser auch schon befohlen, den im Gefängniß liegenden Bischof Gebhard von Regensburg in freierer und anständigerer Haft nach Goslar zu bringen. In dem Bewußtseyn seiner reinen Absichten wie seines, blos das Wohl des deutschen Reiches bezweckenden Strebens, war Heinrich hier in Goslar ungemein heiter, und sein freundliches, herablassendes Wesen verbreitete nun auch eine eben so große, völlig zwanglose Heiterkeit über alle anwesenden Herren. Da noch nicht alle Fürsten Deutschlands angekommen waren, wollte der Kaiser die kurze Zwischenzeit benutzen, um seinen Gästen das Vergnügen einer, mehrere Tage dauernden, gewöhnlich sehr beutereichen Jagd in dem Harzwald zu verschaffen. Mit der ganzen ihn umgebenden, eben so zahlreichen als glänzenden Gesellschaft begab er sich also nach dem nahe gelegenen Bothfeld. Unter den Ergötzungen der Jagd, den Freuden der Tafel und allen Vergnügungen eines von allem Zwang entbundenen gesellschaftlichen Zusammenseyns flossen froh und heiter die ersten Tage des Aufenthaltes des Kaisers in Bothfeld dahin. Aber am 28. September ward derselbe nach der Tafel plötzlich von einem Uebelbefinden befallen. Gleich darauf stellten sich alle Symptome eines sehr heftigen Fiebers ein, und nun machte das Uebel so ungemein schnelle und reißende Fortschritte, daß

Heinrich, die Nähe seines Todes fühlend, kaum noch Zeit hatte, seinen noch nicht sechsjährigen Sohn Heinrich dem Pabste und den anwesenden Fürsten zu empfehlen, allen seinen Feinden zu verzeihen und selbst Einigen deren eingezogene Güter wieder zurückzugeben. Nach einem kurzen, kaum siebentägigen Krankenlager starb Heinrich III. am 5. Oktober 1056 in dem neun und dreißigsten Jahre seines Alters; nachdem er siebzehn Jahre als König von Deutschland und zehn Jahre als römischer Kaiser geherrscht hatte. Die letzten Augenblicke seines Lebens verbitterte ihm noch die Nachricht, daß das von ihm unter den Grafen Wilhelm und Dioderich gegen die liutizischen Slaven gesandte Heer von den Barbaren geschlagen und beinahe völlig aufgerieben worden sey *).

9. Nicht zu berechnen sind für Deutschland die Folgen des allzufrühen Hinscheidens dieses Kaisers. Ob dieselben jedoch wohlthätig oder verderblich waren, dieß ist nach unserer Einsicht eine der seltsamsten Fragen, die vielleicht blos bei der gegenwärtigen, sonderbaren geistigen Richtung unsers Jahrhunderts aufzustellen möglich war. Hätte Heinrich III. länger gelebt, hätte er die errungene Alleinherrschaft noch fester gegründet und Nachfolger an Geist und Kraft ihm gleich gehabt, so hätte auch Deutschland sich nothwendig auf die höchste Stufe von Ruhm und Größe erhoben. Durch seine, allen Völkern Ehrfurcht gebietende Macht, würde es selbst die geistige Entwickelung derselben in Religion, Kunst und Wis-

*) Dodechin in seiner Chronik erzählt, eine Hirschleber, von welcher Heinrich gegessen und von welcher man nachher vermuthete, daß sie vergiftet gewesen, habe dem Monarchen den Tod zugezogen.

senschaft befördert und eben dadurch, wie bei seinen eigenen damals schon gemachten Fortschritten in jeder Art der Cultur, selbst das Reich Carls des Großen an Glanz und innerer Größe noch weit überstrahlt haben *). Eben so ungegründet scheint uns auch die Besorgniß, daß eine in Deutschland völlig vollendete Alleinherrschaft den deutschen Geist hätte in Fesseln schlagen, seiner eigenen Entwickelung und Ausbildung hätte verderblich werden können **). Seit Philipp August war die königliche Gewalt in Frankreich nicht nur unumschränkt in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern in den letzten Zeiten bis zur Revolution wahrhaft schrankenlos, und dennoch blieb die französische Nation in ihrer geistigen Ausbildung wahrhaftig nicht sehr weit hinter Deutschland zurück. Man mache sich z. B. nur mit der französischen Kunst und Civilisation in dem Zeitalter Ludwigs XIV. etwas mehr vertraut, und man wird sich bald sehr guten Bescheid darüber geben können***). Dasselbe finden wir auch in England. Einem

---

*) Daß dieß nicht im Rathschluß ewiger Weisheit lag, davon haben wir schon im vorigen Abschnitte die wichtigsten Gründe angegeben. Aber für Deutschland als Staat, als Macht betrachtet, war es gewiß ein großer, nicht und nie mehr zu ersetzender Verlust.

**) Freilich wäre Deutschland unter einem gemeinsamen Oberhaupt, unter einem mit Allmacht ausgerüsteten Kaiser vereint geblieben; so hätte es ganz gewiß keinen Doktor Martin Luther geben können; und offenbar blos deßwegen findet man jetzt Deutschlands ehemalige Zersplitterung in eine beinahe zahllose Menge kleiner Staaten, dessen daher rührende völlige Ohnmacht und ununterbrochene Knechtschaft unter dem gebietenden Einfluß fremder Mächte für die geistige Entwickelung der Nation ungemein ersprieslich.

***) Welcher seltene, wahrhaft Staunen erregende Zusammenfluß großer und ausgezeichneter Staatsmänner

unumschränkt gebietenden Beherrscher gehorchte auch die englische Nation bis zu der blutigen Catastrophe Carls I. Die Regierung der so hoch gepriesenen, allgemein gefeierten Elisabeth*) war nicht nur eine, jede Schranke der damaligen Verfassung durchbrechende, blos von den Launen dieser Königin abhängende Willkühr, sondern ging auch offenbar nicht selten in den Charakter eines ächt orientalischen Despotismus über; und dennoch unter eben dieser drückenden, alles darnieder haltenden Regierung, welch ein plötzliches Erwachen der englischen Nation zum Bewußt-

---

und Feldherren, gründlicher Gelehrten, genialer Dichter, unerreichbarer Kanzelredner, großer, erleuchteter Bischöfe, geist- und seelenvoller Künstler, und nebst allem diesem eine nicht minder bedeutende Schaar wahrhaft heiliger, auch von der Kirche dafür anerkannter Männer und Frauen. Diese für die geistige Entwickelung der französischen Nation, für ihre Kirche, ihre Literatur und ihren ganzen gesellschaftlichen Zustand so glänzende Periode beginnt gegen das Ende der Regierung Ludwigs XIII. und schließt sich gleich im Anfange der Regentschaft Philipps von Orleans; umfaßt also beinahe ein ganzes Jahrhundert (ungefähr fünf und siebenzig Jahre.)

*) Wahrscheinlich blos deßwegen so sehr gelobt und so hoch gefeiert, weil sie von der katholischen Kirche, zu der sie sich unter der Regierung ihrer Schwester Maria bekannte, wieder abfiel, den Abfall der ganzen Nation aus allen Kräften beförderte, jede Ausübung katholischer Gebräuche streng verbot, und gegen die Uebertreter wie gegen alle katholischen Geistlichen unmenschlich-grausame Strafgesetze erließ. Wer dieses höchst preiswürdig finden will, mag es thun; wird aber gewiß außer diesem in Elisabeths ganzer Lebens- und Regierungsgeschichte nichts weiter mehr Preiswürdiges, wohl aber sehr viel Hartes, launenhaft Despotisches, Ungerechtes und Abschreckendes finden.

seyn ihrer physischen wie geistigen Kraft; welche riesenhaften Entdeckungen auf dem ganzen, den Erdkreis umfluthenden Ocean, selbst in dessen unwirthsamsten Theilen; welche kühne Weltumsegler, wie die Raleighs, die Davis, die Bournwells ꝛc.; welche schnelle und reissende Fortschritte in allen Zweigen der Industrie und welche plötzliche, unerwartete Thätigkeit des bis dahin in tiefem Schlafe versunkenen Manufaktur- und Handelsgeistes der Nation! Die Entwickelung der intellectuellen wie industriellen Kräfte eines Volkes kann wohl durch schlechte Verfassung, unverständige Regierung und heillose Gesetze einige Zeit gehemmt, aber nie unterdrückt werden; unaufhaltbar in ihrem Gange wird sie stets alle ihr entgegenstehenden Hindernisse besiegen. Ob also Künste, Wissenschaften und gründliche Gelehrsamkeit, wie Ackerbau, Handel und städtischer Gewerbfleiß mehr unter einer monarchischen oder mehr unter einer republikanischen Regierung blühen und gedeihen können: ist offenbar eine höchst müßige Frage, die überdieß die Geschichte längst schon beinahe auf jedem Blatte ihrer Jahrbücher beantwortet hat.

10. Unstreitig gehört Heinrich **III.** zu den größten, ruhmwürdigsten Monarchen, die seit Carl dem Großen die römische Kaiserkrone trugen. Schon in einem Alter von kaum zwei und zwanzig Jahren betrat er mit festem und sicherm Schritte die große Schaubühne der Welt, übernahm auf derselben die erste, die Augen aller Völker auf sich ziehende Rolle, und löste in dem kurzen Zeitraume von siebzehn Jahren alle die schweren Aufgaben, die sein sterbender Vater, Kaiser Conrad, ihm hinterlassen hatte. Unter seiner Aegide erhob sich die deutsche Nation zu einem herrschenden Volk; Deutschlands Grenzen wurden erweitert, fremde Könige und Fürsten beugten

sich vor dem Namen der Deutschen; strenge, rücksichtlose Gerechtigkeitspflege sicherte Ruhe und Frieden im Innern des Reiches; die Fürsten lernten wieder dem gehorchen, den sie ihren Herrn nannten, und dem sie doch zum Theile schon unter den letzten Ottonen nur dann gehorchten, wenn es ihnen zu gehorchen beliebte. Auch eine Menge berühmter, der Kirche und dem Staate würdige Männer liefernden Stift- und Klosterschulen blüheten diesseits und jenseits des Rheins, das heißt in Deutschland und Lotharingen unter Heinrich wieder auf. Dem schrecklichen Sittenverfall der Geistlichkeit ward dabei kräftig gesteuert; und durch den innigsten Verein und das ungestörte Zusammenwirken der beiden höchsten Gewalten der Christenheit, des Pabstes nämlich und des Kaisers, würde, hätte nur Heinrich länger gelebt und sein Nachfolger auch seinen Geist gehabt, höchst wahrscheinlich das ganze christliche Abendland eine neue, weit edlere Gestalt gewonnen haben *).

---

*) Nichts ist ärgerlicher, als wenn man selbst von katholischen Schriftstellern (den Protestantischen ist es viel verzeihlicher) stets von Kirchenverbesserung in dieser Periode hören muß, wo doch blos von einer Verbesserung des sittlichen Zustandes der Geistlichkeit die Rede ist und die Rede seyn kann. Da den nie trügenden Verheißungen Jesu gemäß, bei der von ihm gegründeten Kirche der heilige Geist bis an das Ende der Tage bleiben wird; so kann auch diese Kirche zu keiner Zeit einer Verbesserung bedürfen. Aber etwas ganz Anderes ist es, wenn Diener dieser Kirche, Hohe wie Niedere, zu irgend einer Zeit ihrem heiligen Berufe untreu werden, in Lüsten und Lastern sich wälzen und dem Volke, das sie hätten belehren und heiligen sollen, ein Greuel und ein Aergerniß werden; dann wird freilich eine Verbesserung des sittlichen Zustandes einer solchen Geistlichkeit durchaus nothwendig, und diese im voll-

kommenen Einklang mit der Kirche und mit Hülfe des höchsten Oberhauptes derselben zum Theil bewirkt zu haben, ist unstreitig eines der größten Verdienste dieses großen Kaisers. Neuere und auch geistvolle Geschichtschreiber machen Heinrich III. den Vorwurf, daß er das Pabstthum zu sehr erhoben, die Macht des Pabstes zu sehr erweitert, und eben dadurch die Waffen geschmiedet habe, mit welchen nachher die Päbste die Macht der Kaiser stürzten und völlig vernichteten. Aber dieß ist blos eine reinprotestantische Ansicht, die theils auf einer höchst oberflächlichen Kenntniß der Geschichte unserer heiligen Kirche, theils auch auf einem durchaus falschen Begriff von eben dieser Kirche, ihrer innern Natur und der hohen Bedeutung ihres Oberhauptes beruhet. Heinrich hatte dem Pabst keine größere Macht gegeben, konnte ihm auch keine größere geben, als die ihm Jesus Christus selbst, als er sein göttliches Reich hier auf Erden gründete, schon gegeben; auch viele seiner Vorfahren, besonders Gregor der Erste, Gregor der Zweite und dann vorzüglich Nicolaus I., den man den Großen nennen sollte, und noch mehrere andere, sobald Zeitverhältnisse eine größere Energie erforderten, ganz furchtlos und, weil in Kraft des heiligen Geistes, auch eben so erfolgreich schon ausgeübt hatten. Daß Heinrich diese Gewalt nicht zu hemmen suchte, war sein Verdienst, jedoch blos ein negatives Verdienst; denn das Gegentheil wäre Frevel und Vermessenheit gewesen. Weit größeres und gerechteres Lob aber verdient Heinrich, daß er sich dieser Gewalt angeschlossen und gemeinschaftlich mit derselben zum Besten der Kirche und eben dadurch zum Heil seiner Völker gewirkt hat. Es ist ferner eine eben so grundlose, zum Theil selbst antihistorische Behauptung, daß die päbstliche Macht sich blos auf den Trümmern der Kaisermacht erhoben. Nicht die Päbste waren es, die die Gewalt der Kaiser endlich zermalmten und vernichteten, sondern es war der schreckliche, himmelschreiende Mißbrauch, welchen schon Heinrich IV. und mehrere seiner Nachfolger davon machten, die sich der vermessensten Eingriffe in das kirchliche Gebiet erkühnten, der Kirche sich

feindlich gegenüberstellten, sie zu ihrer Sclavin machen wollten, und endlich jenen unseligen, sich immer tiefer in das christliche Leben der Völker einwühlenden Streit zwischen der höchsten geistlichen und weltlichen Macht entzündeten, der beinahe das ganze Mittelalter hindurch brannte und nothwendig am Ende auch den Kaiserthron stürzen mußte. Was wäre aus dem Christenthum geworden, wenn es z. B. Heinrich IV., mithin auch dessen Nachfolgern, vergönnt gewesen wäre, jenen schändlichen Wucher mit bischöflichen und andern geistlichen Würden so ganz scheu- und schamlos fort zu treiben, die Kirche des Sohnes Gottes, wie der große und heilige Pabst Gregor VII. sagte, Räubern, Hurern und Ehebrechern zu überantworten, den Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte immer mehr anzuhäufen, bis endlich, wenn das vergiftete Beispiel einer Menge solcher in Schafpelz eingehüllter und mit geistlichen Würden geschmückter Wölfe alle christlichen Gesinnungen und Gefühle in den Völkern nach und nach erstickt hätte, das ganze Christenthum in ein leeres, geistloses Ceremonienwerk ausgeartet oder vielleicht gar in eine wahrhaft gotteslästerliche, heidnische Mythe verwandelt worden wäre? Aber, daß dieß nicht geschehen konnte, dafür sorgten Jesus Christus und dessen sichtbare Statthalter, die Päbste. Weit entfernt, daß die päbstliche Macht jene der Kaiser hätte beschränken und endlich ganz zertrümmern wollen, wäre sie vielmehr, wenn die letztere den Bund nicht gebrochen, sondern in heiligem Einklang mit der erstern geblieben wäre, der sicherste Weg gewesen, die römischen Kaiser auf einen Gipfel von Macht zu erheben, die schon ihrer innern Gediegenheit und Heiligkeit wegen auch an äußerm Glanz und Herrlichkeit selbst das alte römische Cäsarenreich noch weit überflügelt haben würde. Doch hievon ein Mehreres zu seiner Zeit und an gehörigem Ort.

11. In einem Zeitalter, wo christliche Gesinnung und christliches Gefühl noch ein unschätzbares Nationalgut der Völker waren, und daher in Verbindung mit diesem auch die auf den ganz einfachen Begriffen

christlicher Liebe und Weisheit beruhende Religiosität des Monarchen, so wie dessen persönlicher Geist und innere moralische Natur, die Grundlage eines Staates bildeten, wäre es gewiß von dem größten Interesse, auch Heinrichs III. Charakter in allen seinen Zügen und Winkelzügen genauer und bestimmter zu kennen. Aber der Charakter eines Fürsten, als Mensch und Christ, geht nur sehr unvollständig aus der Regierungsmethode desselben, das heißt aus der Geschichte seines öffentlichen Lebens, sondern vorzüglich und weit anschaulicher aus der Geschichte seines Privatlebens hervor. Die Tiefen des menschlichen Geistes und Gemüthes vermag uns blos eine Reihe scharfsinnig gewählter und geistvoll geordneter biographischer Züge aufzuschließen. Aber mit diesen sind die alten Chronisten ungemein sparsam und gewöhnlich ihre Chroniken daran bettelarm. In der Beurtheilung der Charaktere großer Männer des Mittelalters werden uns demnach Vorsicht und Schonung und besonders Mißtrauen in den äußern, oft nicht wenig blendenden Schein zur ersten und wichtigsten Pflicht. Indessen ist doch offenbar bei Heinrich ein, ihm ganz eigner, von der Natur gleichsam ihm eingegossener, jedoch nicht stets von Gerechtigkeit überwachter Herrschertrieb der hervorspringende Grundzug in seinem Charakter, in dem wir überhaupt nicht selten ganz auffallenden Antithesen begegnen. So z. B. war Heinrich aufrichtig und ungeheuchelt fromm. Er demüthigte sich öfters in dem Tribunal der heiligen Beicht, unterwarf sich, ohne zu murren, jeder ihm auferlegten, wenn auch noch so strengen Buße, selbst auch dann, wenn sie in blutigen Geißelhieben bestand, die ihm ohne alle Schonung von der Hand des Bischofs ertheilt wurden. Aber ungeachtet dieser Frömmigkeit ließ er doch in Goslar eine Anzahl, freilich der scheuslichen Sekte der Manichäer ange-

höriger, aber im Grunde blos bethörter und verblendeter Leute am Galgen aufhängen*). Vor dem Laster der Simonie floh Heinrich wie vor einem hölliſchen Geſpenſte. Bei Ernennung zu biſchöflichen Würden blieben daher ſeine Hände ſtets ſo rein wie Gold; aber demungeachtet ließ er doch bisweilen an der Beſetzung erledigter biſchöflicher Stühle auch ſei-

*) Ungefähr fünf und zwanzig Jahre früher hatte man ebenfalls in Frankreich unter der Regierung Roberts Spuren dieſer Sekte entdeckt. Auch hier wüthete man gegen dieſe Verirrten mit Feuer und Schwert. Nur der, zwar nach ſeinem Tode nicht gerade heilig geſprochene, aber doch während ſeines Lebens im Rufe der Heiligkeit geſtandene Biſchof Gerhard von Cambrai ging einen andern Weg. Er ließ alle in ſeiner Diöceſe entdeckten manichäiſchen Ketzer nach ſeinem biſchöflichen Sitze bringen, behandelte ſie mit der größten Milde und Sanftmuth, brachte ganze Tage damit zu, daß er ſie in den Lehren unſerer heiligen Kirche unterrichtete, betete mit ihnen und für ſie, und rang ſo lange im Gebete, bis der Geiſt der Erkenntniß und der Wahrheit über die Verirrten kam und ſie ſämmtlich unter Vergießung vieler Thränen ihren Irrthümern abſchwuren und in den Schoos der Kirche, die die Reuigen und reumüthig Büßenden ſtets willig und freudig wieder aufnimmt, zurückkehrten. Die Bekehrung eines Irrgläubigen iſt Gottes und nicht eines Menſchen Werk, kann alſo auch nicht auf menſchliche Weiſe und durch zeitliche Mittel erzielt werden; am wenigſten durch Galgen und Scheiterhaufen. Auch bediente ſich die Kirche dieſer Mittel nie; wohl aber die weltliche Macht oft blos aus Unverſtand, theils wieder aus ſogenannten, bisweilen jedoch vielleicht auch wirklichen Staatsgründen. Schon im vierten Jahrhundert ſtieß die Kirche einige galliſchen Biſchöfe aus ihrer Gemeinſchaft und belegte ſie mit dem Banne, weil ſie von dem Kaiſer Maximus die Hinrichtung verſchiedener Priscillianiſten verlangt und auch erhalten hatten.

n Launen einigen Antheil. So z. B. übertrug , wie Alberich in seiner Chronik erzählt*), in m Jahre 1043 einem Geistlichen ein Bisthum, eil derselbe ihm, da er noch ein Knabe war, ein tiges Spielzeug, nämlich eine künstlich verfertigte pritzbüchse zum Geschenk gemacht hatte. Der Erbung eines Mönchs von Ebersmünster zum Abt ses Klosters lag ebenfalls eine ähnliche Erbärmhkeit zum Grunde**). So oft Heinrich mit einem er auch mehreren Bischöfen zusammentraf, sprach stets mit der größten Wärme von dem schreckhen Laster der Simonie; sparte weder Bitten noch mahnungen um sie zu bewegen, ihre Hände doch n so rein wie er die seinigen zu erhalten. Aber derbar genug; nie berührte er bei solchen Geleheiten auch nur mit einem Worte das, damals on hie und da in Deutschland, jedoch in ganz alien allgemein herrschende, nicht minder verabeuungswürdige Laster der Unkeuschheit. Er fühlte ht, daß das Erste schwerlich würde ausgerottet rden können, wenn man nicht auch das Andere in ner Wurzel völlig vertilgte. Vor dem Oberhaupt

*) Alberich (Albericus) war Mönch in einem im Bisthum Chalons gelegenen Cistercienserkloster. Er lebte in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Seine Chronik (*Menckenii* Script. rer. Germanicar. T. I.) beginnt mit der Weltschöpfung und endiget mit dem Jahre 1240.

**) Der Mönch besaß eine große Fertigkeit kleine bleierne und zinnerne Becher sehr künstlich zu vergolden, ward demnach eines Tages beauftragt für den kaiserlichen Hof ebenfalls dergleichen Arbeiten zu verfertigen, und erhielt dann, als die Stelle des Abtes von Ebersmünster durch den Tod desselben erlediget ward, diese Abtei gleichsam zum Andenken an des Kaisers Zufriedenheit mit der gelieferten Arbeit.

der Kirche hatte Heinrich die größte Ehrfurcht, un
terstützte auch mit seiner kaiserlichen Macht stets all
Verordnungen des römischen Stuhles. Aber be
allem dem verbarg er doch nur wenig die Absicht
sich der Päbste zugleich auch als Werkzeuge zu Er
reichung seiner weltlichen Zwecke zu bedienen. Hein
richs Verfahren gegen die Markgräfin Beatrix vor
Toscana ist nicht nur hart und ungerecht, sonder
auch im höchsten Grade unedelcat, und beweißt si
ziemlich, daß Heinrich die Rohheit seiner Zeit auc
an sich noch lange nicht abgestreift hatte. Juden
liegt dasselbe in offenbarem Widerspruch mit seinen
übrigen, oft wahrhaft heldenmäßigen, gerade un
kühn durchgreifenden Charakter. Es verräth soga
eine Art von Aengstlichkeit, die, um das zagend
Herz zu beschwichtigen, zu Mitteln greift, die ein
edle Heldenseele durchaus hätte verschmähen müssen*)
Vielleicht könnten wir noch einige andere ähnlich
Antitheſen hier beifügen. Aber wie es kein Lich
ohne Schatten gibt, und bei der menschlichen Schwäch
nur gar zu leicht Tugend und Untugend ganz un
merkbar ineinander verschwimmen, eben so hörte auc
Heinrich III., nachdem er Carls des Großen Königs
stuhl in Aachen bestiegen hatte, nicht auf Mensch z

*) Wahrscheinlich werden sich viele unserer Leser für dies
Markgräfin und ihren Gemahl einigermaßen interessir
haben. Um sie also nicht auf die endliche Entwicke
lung des Schicksals dieses edeln Fürstenpaars beinah
ein Jahr warten zu lassen, wollen wir einstweilen hie
nur in der Kürze bemerken, daß die Markgräfi
alsogleich nach Heinrichs Tod wieder ihre Freihei
erhielt, und Herzog Gottfried zwei Monate nachhe
auf dem ersten, von der Kaiserin Agnes zu Köl
gehaltenen öffentlichen Tage in dem Besitze aller Erb
güter und Reichslehen des bonifacischen Hauses be
stätiget ward.

seyn. Seine Regierung hatte zwar keine lange Dauer, aber er ersetzte durch seine Thätigkeit, was derselben an Jahren abging. Kurz und nicht ohne mancherlei Gefahr war die von der Vorsehung ihm vorgezeichnete Laufbahn; aber mit Besonnenheit und Muth schritt er auf derselben fort, und hat in gewisser Hinsicht noch ungleich mehr, als selbst sein großer Vater Conrad II., gerechte und gegründete Ansprüche auf den Dank der Kirche, die Bewunderung der Nachwelt und die höchste Verehrung von Seite aller deutschen Nationen.

Bei

KIRCHHEIM, SCHOTT & THIELMANN in MAINZ

sind

die nachstehenden vorzüglichen Werke aus dem Gebiete der theologischen Literatur

erschienen

und in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und der östreichischen Monarchie zu haben.

JOANNIS MALDONATI,

SOCIETATIS JESU THEOLOGI,

COMMENTARII

IN

QUATUOR EVANGELISTAS.

AD OPTIMORUM LIBRORUM FIDEM ACCURATISSIME RECUDI CURAVIT

FRANCISCUS SAUSEN.

Voll. IV. 8. maj. Charta vel.

Preis per Band fl. 2. 24 kr.

GUILIELMI ESTII,

SS. THEOL. D.,

COMMENTARIUS

IN

OMNES B. PAULI EPISTOLAS.

AD OPTIMORUM LIBRORUM FIDEM ACCURATISSIME RECUDI CURAVIT

FRANCISCSUS SAUSEN.

Voll. IV. 8 maj. Charta vel.

Preis per Band fl. 2. 24 kr.

Der Commentar *Maldonados* zu den Evangelien und der des *Estius* zu den Paulinischen Briefen ist anerkannt das Beste, was in exegetischer Beziehung bis jetzt geleistet worden ist und ihr Werth für die Wissenschaft unsterblich. Diese Betrachtung bewog uns, diese neue *in typographischer Beziehung ganz ausgezeichnete Ausgabe* zu veranstalten, und wir hoffen uns dadurch den Dank des theologischen Publicums, dem wir einen *Commentarius perpetuus* zu den beiden wichtigsten Partheen des N. T. liefern, zu verdienen. Bedenkt man, was oft der Commentar zu *einer* neutestamentlichen Schrift kostet, und vergleicht damit den billigen Preis unserer herrlich ausgestatteten und höchst correcten Gesammtausgaben, so wird Niemand in seiner Wahl lange unentschieden bleiben, ganz abgesehen von dem schlechten Geiste, der in vielen neueren Exegeten herrscht, und der vortrefflichen kirchlichen Gesinnung, die *Maldonat* und *Estius* beseelt. Eine ausführliche lateinische Anzeige ist in allen Buchhandlungen zu haben. Die ersten Bände erscheinen nächstens.

Breviarium Romanum. Cum officiis Sanctorum novissime per summos pontifices usque ad hanc diem concessis. 4 Tomi. 18. Ed. Mechlin. 1836.

Mit schwarzen Rubriken fl. 8. 6 kr.
Mit rothen Rubriken fl. 10. 48 kr.

Die schönste und geschmackvollste Ausgabe, welche wir bis jetzt besitzen.

Catechismus Romanus ad Parochos, ex Decreto Concilii Tridentini et Pii V. Pontificis Maximi jussu editus et promulgatus. 8. 1834. fl. 1. 12 kr.

Die *wohlfeilste* bis jetzt erschienene Ausgabe dieses wichtigen, und neben dem Concilium Tridentinum jedem Geistlichen unentbehrlichen symbolischen Buches!

Concilii Tridentini sacrosancti et oecumenici canones et decreta, pluribus annexis ad idem concilium spectantibus 32. 1837. fl. 1. 20 kr.

Horae Diurnae breviarii romani, ex decreto sancti Concilii Tridentini restituti, S. Pii V. Pontificis maximi jussu editi, Clementis VIII. et Urbani VIII. auctoritate recogniti. 32. 1840.

Mit schwarzen Rubriken fl. 2. 42 kr.
Mit rothen Rubriken fl. 1. 48 kr.

Liebermann, F. L. B., Institutiones theologicae. Tomi quinque. Edit. quinta emendatissima. 8. maj. 1840. fl. 10. 48 kr.

Liebermann's Dogmatik hat sich durch ihre katholische, von allen Systemen wandelbarer Zeitphilosophie unberührte Haltung, und die classische Universalsprache, in der sie geschrieben ist, allenthalben hin Bahn gebrochen, und ist nicht allein in Europa, sondern selbst in den katholischen Lehranstalten Nordamerika's die Basis des theologischen Unterrichts geworden. So erfreulich diese Verbreitung an und für sich ist, so wenig gedeihlich waren die beiden in *Brescia* und *Löwen* erschienenen Nachdrücke unseren Interessen, indem durch den ersten der Originalausgabe der Zugang in die österreichischen Staaten versperrt, durch den zweiten die Verbreitung derselben in Belgien, Frankreich und Niederdeutschland bedeutend gehemmt wurde. Diese Gründe haben uns zu dieser ausserordentlichen Preisermiedrigung bewogen, und wir verstehen uns um so lieber zu derselben, als dadurch eines der grossartigsten Werke dem theologischen Publikum zugänglicher und gemeinnütziger gemacht wird. Die gegenwärtige *fünfte* Auflage ist mit ganz neuer Schrift auf Velinpapier und ausgezeichnet correct gedruckt, so dass sie zu den schönsten Leistungen der deutschen Presse gehört.

Ligorio, S. A. de, Homo apostolicus instructus in sua vocatione ad audiendas confessiones, sive praxis et instructio confessariorum. 3 Tomi. 8. geh. 1837. fl. 4.

—— —— Theologia moralis. Edit. absolutissima. 9 Tomi. gr. 8. Auf Velinpapier. br. fl. 14.

Inhalt.

Vol. I. *Complectens tractatus de conscientia, de legibus, de praeceptis virtutum theologicarum.*
Vol. II. *Tractatus de I. II. III. IV. V. VI et IX. Praeceptis Decalogi.*
Vol. III. *Tractatus de VII. VIII. IX. et X. Praeceptis Decalogi, necnon de Praeceptis Ecclesiae.*
Vol. IV. *De Praeceptis particularibus, de actibus humanis, necnon de peccatis.*
Vol. V. *De Sacramentis in genere; de baptismo et confirmatione, necnon de eucharistia.*
Vol. VI. *Tractatus de Poenitentia.*
Vol. VII. *De extrema unctione et ordine, nebnon de matrimonio.*
Vol. VIII. *De censuris et irregularitate, adjunctis in fine Pontificum decretis.*
Vol. IX. *Praxis confessariorum, examen ordinandorum, cum indice alphabetico.*

Es wäre unbescheiden, ein Werk empfehlen zu wollen, das schon früher von so hohen Auctoritäten, wie *Benedict XIV, Leo XII.* und der Sacra Poenitentiaria unbedingt empfohlen worden und dessen Verfasser erst in diesen Tagen von dem heiligen Vater unter die Zahl der Heiligen aufgenommen worden ist, aus dessen Feder also nur Heiliges, über allen Verdacht Erhabenes geflossen seyn kann. Wir erlauben uns hier nur die ausgezeichnete praktische Brauchbarkeit *Ligorios* in Erinnerung zu bringen. Es gibt allerdings viele Lehrbücher der theologischen Moral, die theils zur Förderung der Wissenschaft, theils zur Erbauung geschrieben sind. Da sie sich aber alle mehr oder minder nur um die allgemeinen Principien bewegen, und die Application derselben dem Ermessen des Einzelnen unbedingt überlassen, so muss gewiss dem jüngern gewissenhaften Theologen ein Lehrbuch willkommen seyn, das alle einzelnen Fälle in ihrer concreten Form vorführt und die Würdigung derselben durch die erfahrensten Auctoritäten mittheilt, so dass ein solches Werk in Wahrheit selbst für den, der es braucht, ein Führer auf dem Wege des Heiles werden kann. Sowie kein praktischer Jurist einen schwierigen ihm vorgelegten Rechtsfall ohne Weiteres auf die Principien einer allgemeinen, oft schwankenden Rechtsphilosophie hin entscheiden, sondern Commentare zu den Rechtsquellen und Sammlungen früherer Decisionen und Ansichten zu Rathe ziehen wird, also wird auch der Theologe verfahren, und die Scheu vor der sogenannten Casuistik war auch ein Produkt jener bereits verschollenen Zeit, das, besonders durch Beförderung eines unerhörten Laxismus, für den Beichtstuhl gefährliche Folgen nach sich gezogen hat. Wendet sich, wie es scheint, unsere Zeit auch in dieser Beziehung zum Bessern hin, so hat sie es gewiss dem frommen Ligorio und seinen Geistesverwandten zu verdanken.

Missale Romanum ex decreto Sacrosancti Concilii Tridentini restitutum, sancti Pii V. pontificis maximi jussu editum, Clementis VIII. et Urbani VIII. auctoritate recognitum. Prachtausgabe in Fol. mit vielen Kupfern. 1837. fl. 36.

Perrone, J., Soc. Jesu, Praelectiones theologicae.

Vol. I. *Continens Tractatum de vera religione.*
Vol. II. *Continens Tractatus de Deo uno et de SS. Trinitate.*
Vol. III. *Continens Tractatum de Deo creatore.*
Vol. IV. *Continens Tractatus de Incarnatione et de Cultu Sanctorum.*
Vol. V. *Continens Tractatus de gratia et de Sacramentis in genere.*

8. maj. geh. 1838—1840. per Band fl. 2. 24 kr.

Die Vorzüge des vorliegenden ausgezeichneten Werkes sind so in die Augen fallend, dass jeder competente Beurtheiler ihm einen hohen Rang unter den theologischen Productionen alter und neuer Zeit einräumen wird. Die Mitte haltend zwischen den grossen Werken von *Bellarmin*, *Becanus* u. A. und den neueren wissenschaftlichen Darstellungen, gleich weit entfernt von überflüssiger Breite wie von unklarer Kürze, stellt der Verfasser in der reinsten klarsten Sprache und mit ausgezeichnetem dialektischem Scharfsinne die ganze Kirchenlehre, der früheren Tractatenform sich annähernd, dar. Der Verfasser hat sich indessen nicht blos auf die einfache Entwicklung des katholischen Dogma nach Schrift und Tradition beschränkt, sondern Alles, was je die menschliche Speculation zur Begründung der christlichen Wahrheit oder gegen dieselbe auf die Bahn gebracht, in den Bereich seiner Untersuchung gezogen, und namentlich die neueste deutsche Wissenschaft, sowohl katholischer (das hermesische System) als protestantischer Seits, ganz besonders berücksichtigt. Die zarteste Pietät gegen die Kirche weht durch das ganze Werk, das seiner Seits auch den Beweis ablegt, mit welchem Ernste und welcher Würde die Wissenschaft in der Hauptstadt der katholischen Welt gepflegt wird. Und gewiss war auch Niemand zur Lösung dieser Aufgabe geeigneter, als der Pater *Perrone*, der durch langjährige Studien und seine gefeierten Vorlesungen über Dogmatik an der römischen Universität sich schon längst als einen der tüchtigsten katholischen Theologen bewährt hatte. *Der fünfte Band ist so eben erschienen.*

Romsée, Opera liturgica. 5 Voll. 8. Editio nova. 1838. fl. 7. 30 kr.

Tom. I. et II. *Praxis celebrandi missam, tum privatam, tum solemnem, juxta ritum romanum.*
Tom. III. *Praxis divini officii, juxta ritum romanum.*
Tom. IV. *Sensus litteralis, moralis ac historicus rituum ac caeremoniarum missae.*
Tom. V. *Collectio decretorum authenticorum sacrae rituum congregationis, cum notis.*